Geſchichte

der

Jeſuiten.

Ein Büchlein

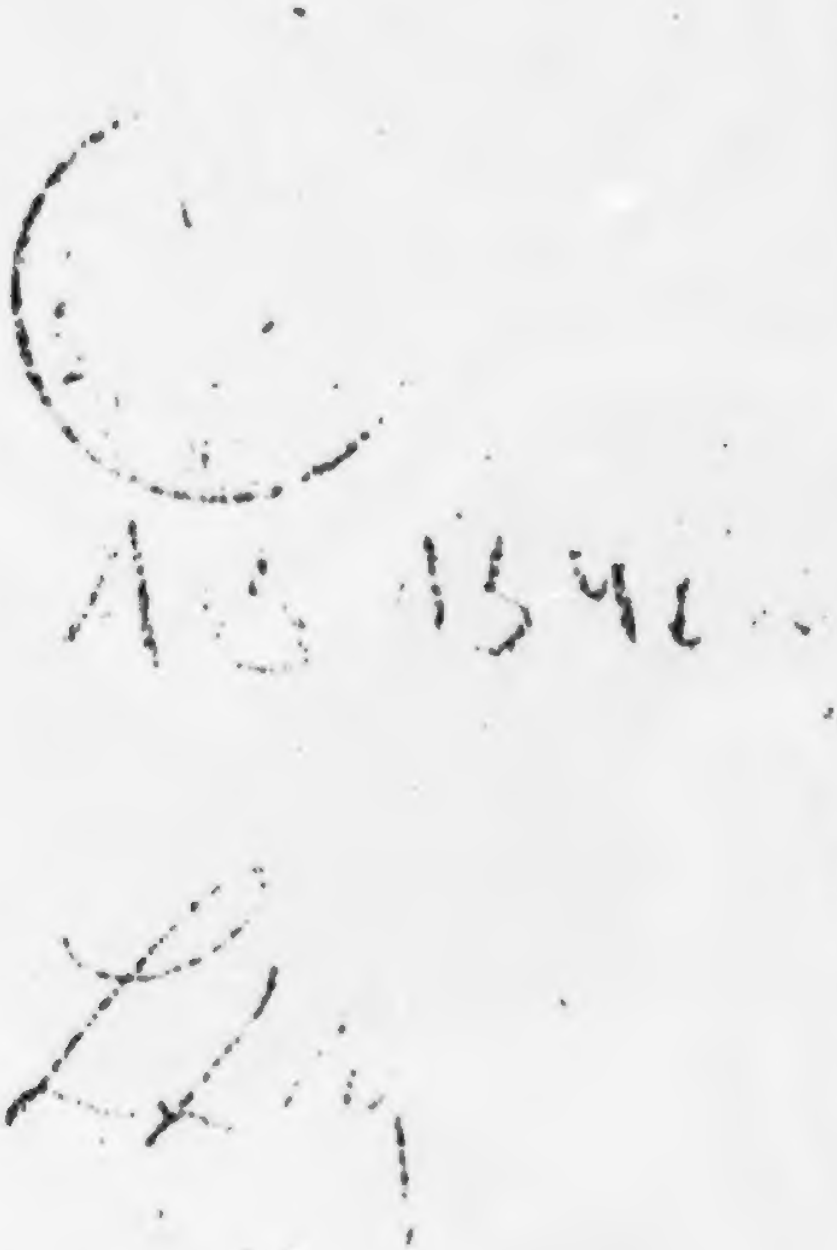
für's

deutſche Volk.

Von

Eduard Duller.

Leipzig,
Verlag von Georg Wigand.



Zur selben Zeit, als durch die Reformation die große Macht des Papstthums erschüttert, die lang unterdrückte Geistesfreiheit gerettet und die ewige Menschenwürde glorreich anerkannt worden war, zur selben Zeit wurde ein geistlicher Orden gestiftet, welcher die „Gesellschaft Jesu" oder der Jesuitenorden hieß, und dessen Zweck darauf ausging, das Ansehen des Papstthums zu stützen, den römischen Katholicismus auszubreiten, die Geistesfreiheit zu vernichten und das Bewußtsein der Menschenwürde wieder zu ersticken. In diesem Jahre 1840 sind es gerade dreihundert Jahre, seit der Jesuitenorden vom Papste feierlich bestätigt worden ist; dreihundert Jahre lang währt nun sein Kampf gegen den Protestantismus, ein Kampf der Finsterniß gegen das Licht, ein Kampf der Lüge gegen die Wahrheit, ein Kampf der Tyrannei gegen die Freiheit, welcher in der ganzen Weltgeschichte beispiellos ist. Er dauert noch heutigen Tages fort und wird so lange dauern, als der Jesuitenorden selbst. Hunderttausende von Menschen sind dadurch elend geworden, Ströme Menschenbluts sind dadurch geflossen, ganze Völker voll der herrlichsten Fähigkeiten in ihrer geistigen und sittlichen Entwickelung aufgehalten worden — alles unter dem Vorwande: „Zur größeren Ehre Gottes!" Wie eine Gotteslästerung schallt diese Losung durch die Weltgeschichte.

Wie war es aber möglich, daß der Jesuitenorden eine so ungeheure Gewalt erlangen konnte? Wie ist es möglich, daß er sie noch heutzutage behauptet? So fragt sich der Menschenfreund; und dir, o deutsches Volk, dir thut es insbesondere Noth, dies zu wissen. Denn aus dem innersten Wesen deines Geistes entsprang ja eben die

Reformation, auf deren Vernichtung der Jesuitenorden ausgeht; dieser bekämpft die schönsten Eigenthümlichkeiten deines Charakters — Freiheitsliebe, Treue und Wahrheitsdrang; er untergräbt deine Eintracht und bürgerliche Ordnung, er bedroht deine ganze Selbstständigkeit, indem er er die unantastbare heilige Majestät des Staates nicht anerkennt. Drum wache, edles deutsches Volk, und lerne deine Feinde kennen, um dich gegen ihre List vertheidigen zu können. Dazu ist dies Büchlein geschrieben worden — nicht für Gelehrte, sondern für's Volk; es enthält keine neue Forschungen, sondern blos alte Wahrheiten, und möchte Herzen erwärmen, so wie es aus einem warmen Herzen für's Volk entsprungen ist.

Erstes Kapitel.

Von der Stiftung des Jesuitenordens.

Der Stifter des Jesuitenordens ist ein spanischer Edelmann gewesen, mit Namen Ignaz von Loyola.

Er war im Jahre 1491 auf dem Schlosse Loyola in der Landschaft Guipuzcoa geboren und wurde am königlichen Hofe als Edelknabe erzogen. Da war ein üppiges Leben, das ihm gar wohlgefiel, aber sein unersättlicher Ehrgeiz vertleidete ihm bald das eitle und müßige Treiben am Hofe, und er ging in den Kriegsdienst, um sich in Kämpfen und Abenteuern hohen ritterlichen Ruhm zu erwerben.

Nun begab es sich im Jahre 1521, daß die Franzosen die Stadt Pamplona belagerten, die Hauptstadt des Königreiches Navarra, welches der Krone Spanien gehört. Die Feinde setzten der Besatzung so hart zu, daß sie sich schon auf Bedingungen ergeben wollte. Aber der tapfere Ignaz von Loyola, welcher auch bei der

Besatzung war, rief zornentbrannt zu seinen Kameraden: „Pfui der Feigheit, sich so leichten Kaufs ergeben zu wollen!“ und zog sich mit wenigen Braven in die Citadelle zurück, des Willens, diese bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Als nun die Franzosen die Citadelle stürmten, stürzte ihnen Loyola, den Degen in der Faust, mit einem kleinen Häuflein entgegen und focht begeistert Allen voran, bis er, durch einen Schuß am Bein gefährlich verwundet, betäubt zu Boden sank. Da verloren die Andern die Hoffnung und übergaben die Citadelle den Franzosen. Diese aber ehrten Loyolas Heldenmuth hoch und verpflegten ihn getreulich in Pampeluna.

Nach einigen Tagen ließ sich Loyola zur Heilung seiner Wunde auf sein väterliches Schloß bringen. Dort mußte er eine sehr schmerzhafte Operation aushalten und ertrug sie standhaft, ohne auch nur einen Laut auszustoßen. Hingegen war es ihm viel peinlicher, daß sein Fuß nur langsam heilte; er konnte nicht gehen noch stehen, und doch sehnte sich sein feuriger Geist ungeduldig nach Thaten. Indem er nun so an das Krankenbett gefesselt war, und noch dazu von dem Gedanken gefoltert wurde, zeitlebens hinken zu müssen und zu allen ritterlichen Thaten untüchtig zu sein, suchte er seinen Unmuth durch Lesung von Büchern zu zerstreuen. Man gab ihm in Ermangelung von weltlichen Büchern die Legenden der Heiligen, welche mit vielen Abenteuern und Wundern ausgeschmückt waren. Eben dies Abenteuerliche und Wunderbare zog nun seine glühende Einbildungskraft gar mächtig an; er las immer eifriger von den Verfolgungen der Blutzeugen Christi, von den seltsamen Bußübungen und Kasteiungen der Mönche und Einsiedler. Da ward er ganz und gar davon hingerissen. Weil er selbst ein muthiger und standhafter Mann war, so begeisterten ihn der Muth und die Standhaftigkeit der Märtyrer um so mehr. Der ewige Lohn, welchen diese und die Mönche und Einsiedler dafür empfingen, nämlich die Verehrung in der ganzen

Chriſtenheit, entzündete ſeinen Ehrgeiz; und die lebhafte Beſchreibung der teufliſchen Verſuchungen und der himmliſchen Erſcheinungen, welche jenen Frommen zu Theil geworden, verſetzte ſein durch die Krankheit ohnehin aufgeregtes Gemüth in die äußerſte Spannung. In dieſem Zuſtande wurde er von glühender Begeiſterung ergriffen, ihne Beiſpiele nachzuahmen. Alle Eigenſchaften ſeiner Seele richteten ſich an dieſem einzigen Gedanken empor, welcher ihn jetzt beherrſchte; ſeine ganze Willens- und Thatkraft umklammerte dieſe Begierde. Und ſo wurde eine religiöſe Begeiſterung bald zur Schwärmerei, welche ihn bald ſo gänzlich beherrſchte, daß er ſich einſt des Nachts verzückt dünkte und glaubte: die Himmelskönigin Maria ſei ihm leibhaft erſchienen. Da erwählte er ſie zur Dame ſeines Herzens und ſchwur ihr, er wolle ihr bis in den Tod auf Erden ritterlich dienen. Sodann nahm er ſich vor, ſobald er völlig geneſen ſei, der Welt zu entſagen und als ein ganz neuer Menſch, als geiſtlicher Ritter, auszuziehen, um die Menſchen zu bekehren. Jeruſalem war ſein Ziel.

Nachdem er nun wirklich geneſen war, zog er aus ſeinem väterlichen Schloſſe zu einem wunderthätigen Muttergottesbilde im Kloſter Montſerrat, welches eine Tagreiſe weit von der Stadt Barcelona auf einem Gebirge voll ſchroffer Klippen liegt. Vor jenem Bilde hängte Loyola andächtig ſeine Waffen auf und that nach ritterlichem Brauch eine Nacht lang ſeine Waffenwache. Dann zog er nach Barcelona, um ſich dort nach dem gelobten Lande einzuſchiffen. Zu jener Zeit war aber daſelbſt die Peſt ausgebrochen und dadurch wurde Loyola abgehalten, ſeinen Vorſatz auszuführen; doch er gab ihn deswegen keineswegs auf. Und er zog einſtweilen nach Manreza, um dort, nach dem Vorbild der Heiligen ein strenges Büßerleben zu führen und ſich durch Weltentſagung ſeines künftigen Berufes würdig zu machen. Da bettelte er denn vor den Thüren um ſein Brod, pflegte

die Kranken im Spital, kasteiete seinen Leib durch Fasten und Geißelhiebe, und suchte seinen höchsten Stolz darin, sich auf's Tiefste vor der Welt zu demüthigen. In schlechte Lumpen gehüllt, unter welchen er eine eiserne Kette und einen Stachelgürtel um den bloßen Leib trug, mit Schmutz bedeckt, mit langen Nägeln und wilden, ungekämmten Haaren ging nun der Mann umher, welcher einst am königlichen Hof in Sammt und Seide um Frauengunst gebuhlt, welcher im blanken Harnisch stets der Erste gewesen war, wo es galt, in Gefahren Ruhm zu verdienen. Lange Zeit war eine finstre Bergeshöhle in der Nachbarschaft von Manreza sein Aufenthaltsort. Am Eingange derselben fand man ihn einst von Fasten und Kasteiungen ganz entkräftet und halb todt liegen und brachte ihn nach Manreza. Bei dieser Lebensweise hatte nicht blos sein Körper, sondern auch sein Geist sehr gelitten. Wenn sich in ihm wieder einmal der gesunde Verstand regen wollte und ihm Zweifel kamen über sein absonderliches Leben und Streben, so hielt er diese für Eingebungen des Teufels, welcher ihn um die Heiligkeit beneide. Ebenso wurden, in Folge seiner Körper und Geisteskrankheit, seine Einbildungen himmlischer Erscheinungen immer zahlreicher und diese Geschöpfe seiner Phantasie bestärkten den stolzen Schwärmer immer mehr in seinem Wahn.

Unter solchen Selbsttäuschungen hatte Ignaz von Loyola ungefähr ein Jahr in Manreza verlebt, und reiste im Jahre 1523 nach Barcelona ab. Daselbst bestieg er ein Schiff, welches ihn in fünf Tagen an die welsche Küste nach Gaeta brachte. Bleich und krank zog er von Gaeta durch Italien bis gen Venedig hinauf, wo er sich nach dem gelobten Lande einschiffte. Er erreichte dasselbe glücklich und begab sich eifrig nach Jerusalem, um dort die Türken zu bekehren. Aber der Provinzial des dortigen Franziskanerklosters ermahnte ihn, davon abzustehen; und, als Ignaz seinen Vorsatz dennoch nicht aufgeben wollte, bedrohte ihn jener mit dem Banne. Da mußte

Ignaz denn nach Europa zurückkehren, ohne seine abenteuerlichen Pläne in's Werk gesetzt zu haben.

Er kam im Jahre 1524 wieder in Barcelona an. Doch sein Muth war keineswegs gebeugt; er wurde verspottet, aber aller Spott spornte nur seine Schwärmerei noch schärfer an. Er beharrte standhaft auf dem Vorsatze: für den alleinseligmachenden Glauben ritterlich zu kämpfen und als tapfrer Kriegsmann seiner hohen Dame, der Himmelskönigin Maria, überall Seelen zu erobern. Aber nicht mehr bei den Ungläubigen, sondern mitten in der Christenheit selbst wollte er fortan wirken; denn die Bekehrung der Ketzer schien ihm ebenso verdienstlich. Zu diesem geistigen Kampfe fehlte ihm jedoch, so muthig er auch war, alle gelehrte Bildung. Er sah dies ein und beschloß nun, wiewohl er damals schon ein Mann von 33 Jahren war, alles, was er versäumt hatte, von Grund aus nachzuholen. Das führte er denn auch mit einer Beharrlichkeit aus, welche von der Größe seiner Willenskraft Zeugniß gibt, mit einer Selbstverleugnung, wie sie nur aus Begeisterung entspringen kann. Der weiland tapfre Kriegsmann setzte sich in Barcelona mitten unter die kleinen Knaben auf die Schulbank und fing an, lateinisch zu lernen, was ihm anfangs gar schwer fiel. Nach zwei Jahren (1526) zog er nach Alcala auf die Universität. Dort fing er an, neben seinen Studien zu predigen und Frauen zu einem klösterlich-gottseligen Leben anzuleiten. Auch suchte er Jünger um sich zu versammeln, wie dies allen Schwärmern eigen ist; denn, da sie jenen Glauben, in welchem sie selbst glücklich sind, für den alleinwahren und allein glücklichmachenden halten, so streben sie, auch alle übrigen Menschen zu demselben zu bringen. Loyola's Jünger trugen, wie er selbst, graue Friesröcke, erbettelten ihr Brod und stellten unter seiner Leitung sogenannte „geistliche Uebungen" an. Er aber dünkte sich, als ihr Meister, eben so groß, als ob er eine Schaar Soldaten in's Feld führe. Denn das höchste Ziel seines geistlichen

Ehrgeizes bestand nun darin, einen neuen geistlichen Orden zu stiften. Bald wurde jedoch die Inquisition auf das auffallende Treiben Loyolas und seiner Jünger aufmerksam; sie ließ ihn gefangen nehmen und gab ihn nur unter der Bedingung wieder frei, wenn er vom Predigen und Bekehren abstünde. Ebenso ging es ihm in Salamanca. Da verließen ihn seine Jünger. Aber alle Hindernisse hatten nur den Einfluß auf ihn, daß seine Verstandeskräfte wieder geschärft wurden und gleichsam das Joch seiner übermächtigen Phantasie abwarfen. Kurz, der trübe Rauch seiner Schwärmerei verflog allmählig, aber die Flamme seiner religiösen Begeisterung brannte fort und fort und durchleuchtete seinen ganzen Charakter. Er verließ voll festen Entschlusses sein Vaterland und zog im Jahre 1521 nach Paris.

Dort setzte er seine Bußübungen, seine Bekehrungsversuche und seine Studien fort und erhielt im Jahre 1532 die Würde eines Bakkalaureus, zwei Jahre später die eines Magisters, hielt aber immer sein höheres Ziel, nämlich die Stiftung eines neuen geistlichen Ordens, diesen weiten Spielraum für seine Thatkraft und Herrschsucht, fest im Auge. Kein Mißgeschick machte ihn irre oder schreckte ihn ab.

Und es gelang ihm endlich durch Klugheit und Beharrlichkeit, in Paris mehrere Männer von großen Fähigkeiten für seinen Plan zu gewinnen. Es waren: Peter Lefèvre (aus Savoyen), Franz Xaver (aus Navarra), Jakob Lainez, Alfons Salmeron, Nikolaus Bobadilla (Spanier) und Simon Rodriguez (aus Portugal). Von diesen war Lefèvre der Frömmste, Franz Xaver der Thatkräftigste und Jakob Lainez der Klügste. Mit diesen Männern ging Ignaz von Loyola am 15. August 1534 in die unterirdische Kapelle der Kirche Montmartre vor Paris. Dort las Lefèvre, welcher schon die Priesterwürde erhalten hatte, den Freunden die Messe und reichte ihnen das Abendmahl.

Und alle thaten dabei folgendes feierliche Gelübde: „Wir wollen der Welt entsagen und nach Vollendung unsrer Studien gen Jerusalem ziehen, um die Ungläubigen zu bekehren. Vermögen wir aber dies nicht binnen Jahresfrist, so werfen wir uns dem heiligen Vater in Rom zu Füßen und bieten ihm unsre geistlichen Dienste an, auf daß er uns als seine getreuen Knechte überall hinsende und zu Allem gebrauche, was ihm gutdünken mag."

Nicht lange darnach unternahm Loyola eine Reise nach Spanien, um dort sowohl (nach dem Rathe der Aerzte) seine durch Fasten und Kasteiungen zerrüttete Gesundheit herzustellen, als auch mehrere Geschäfte seiner Bundesbrüder Xaver, Lainez und Salmeron zu besorgen. Bevor er sich jedoch von seinen Genossen trennte, versprachen sich alle wechselseitig, zu Anfang des Jahres 1537 in Venedig zusammen zu kommen, um dann ihren gemeinsamen Plan ins Werk zu setzen. Und richtig fanden sich Loyola und seine Freunde, deren Zahl sich bereits vermehrte, zur bestimmten Zeit in Venedig ein. Sie pflegten dort die Kranken in den Spitälern und predigten dem Volke; aber Loyola's Plan zur Reise nach Jerusalem und zur Bekehrung der Ungläubigen wurde vereitelt, weil ein Krieg zwischen der Republik Venedig und den Türken ausgebrochen war. Da berief Loyola seine Jünger nach Vicenza zusammen und sprach zu ihnen: „Freunde, es ist Gottes Wille, daß wir nicht nach Jerusalem fahren sollen, auf daß wir die andre Hälfte unsres Gelübdes erfüllen und dem heiligen Vater in Rom getreulich dienen können. Denn die römisch-katholische Kirche wird in dieser unheilvollen Zeit durch Ketzereien schwer bedrängt und bedarf eifriger Streiter!" Da beschlossen die Brüder, daß Loyola mit dem frommen Lefèvre und dem klugen Lainez nach Rom ziehen und dem Papste ihre Dienste anbieten sollten, während sich die Uebrigen auf den italienischen Universitäten vertheilen sollten, um neue Mitglieder für ihre Verbindung zu gewinnen. Hierauf

empfing Loyola in Venedig die Prieſterweihe und zog dann mit Leſêvre und Lainez nach Rom. Als ſie nun dieſer Stadt näher kamen, wurden die beiden Gefährten kleinmüthig: nur ihr Meiſter Loyola verzagte nicht; durchdrungen von der Ueberzeugung, daß ſein Plan gelingen müſſe, betete er in einer einſamen Kapelle vor Rom und glaubte, in Verzückung, Gott Vater und deſſen eingebornen Sohn Jeſum Chriſtum zu ſchauen und die Worte Jeſu zu hören: „In Rom will ich Dir gnädig ſein!“ Dies erzählte er ſeinen Brüdern und ſie bekamen dadurch wieder friſchen Muth.

Und ſiehe: in Rom ging Loyolas Verheißung in Erfüllung. Der Papſt Paulus III. war hocherfreut über den Beiſtand, welcher der römiſchen Kirche ſo unerwartet zu ſtatten kam, denn ſie war damals durch die Reformation, welche immer weiter um ſich griff, in gar großer Bedrängniß; ja ihre ganze Exiſtenz ſtand in Gefahr und die Mönchsorden, welche bis dahin die Stützen des Papſtthums geweſen waren, konnten demſelben jetzt gar wenig mehr nützen; denn ſie waren zum Theil ausgeartet, träg und dumm, zum Theil als grauſame Ketzerrichter verhaßt; auch waren die Völker in Verſtandesbildung weit vorgeſchritten und ließen ſich ſo leicht weder durch Bann und Interdikt des Papſtes mehr ſchrecken, noch durch plumpe mönchiſche Vorſpiegelungen mehr täuſchen. Die römiſche Kirche brauchte zu ihrer Vertheidigung kluge, feingebildete und treuergebene Männer. Und ſolche waren Loyola's Freunde. Deshalb nahm der Papſt den eifrigen Loyola freundlich und gnädig auf und beſchloß, deſſen Anerbieten reiflich zu prüfen. Loyola ſäumte nicht, die Gewogenheit des Papſtes zu benutzen; er berief deshalb alle ſeine Gefährten nach Rom und berieth mit ihnen den Entwurf der Verfaſſung des neuen Ordens. Bei dieſen Berathungen übte wahrſcheinlich der kluge Lainez einen entſcheidenden Einfluß aus. Um nun den Papſt ganz und gar für den neuen Orden einzu-

nehmen, wurde den drei gewöhnlichen Mönchsgelübden nämlich denen der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams gegen den Ordensobern, noch ein viertes beigefügt, nämlich das Gelübde eines besonderen unbedingten Gehorsams gegen den Papst. Nun handelte es sich nur noch um den Namen, welchen der neue Orden erhalten sollte. Da sprach Ignaz hochbegeistert zu seinen Brüdern: „Als ich in der Höhle bei Manreza anbetend auf den Knieen lag, hat Jesus selbst mir den Plan unsers Ordens gnädig geoffenbart; Jesus erschien mir in der Kapelle, als wir gen Rom zogen und verhieß uns seinen göttlichen Beistand. Folglich ist der Orden eigentlich Jesu Wille, ja Jesu Werk selbst; und seinen Namen soll er denn auch führen." So erhielt der Orden den Namen: „Gesellschaft Jésu."

Nun ließ Ignaz den Entwurf der Ordensverfassung dem Papste Paulus III. zur Bestätigung vorlegen. Dieser Entwurf war in Kürze folgender: „Die Gesellschaft Jesu ist eine gerüstete Schaar, allezeit bereit, zu kämpfen für Gottes Statthalter, den heiligen Vater in Rom, und für die alleinseligmachende römisch-katholische Kirche. Damit dieser Zweck erreicht werden kann, ist strenge Ordnung nöthig, wie bei einem Kriegsheer, und, auf daß die Ordnung erhalten werde, muß jedes Mitglied der Gesellschaft dem Obersten derselben blind gehorchen, wie ein Soldat seinem Feldherrn, ja er muß in dem Obersten gleichsam Christum selbst demüthig verehren; denn in dessen Kriegsdienst steht jeder einzelne Mann der Gesellschaft, kampfrüstig gegen eine ganze Welt. Wer zu Fahne der Gesellschaft geschworen, der hat keinen eigenen Willen mehr, der darf nicht fragen: wohin? noch warum? Wohin ihn der Papst durch den Obersten der Gesellschaft sendet, dahin muß er gehen, wie der Soldat in's Feuer, sei's zu Heiden, Juden, Ketzern oder Gläubigen. Wo ihm geboten wird: „bleib!" da muß er mauerfest stehen bis zum letzten Athemzug. Die geistliche

Waffen aber sind: Predigen, Beichtehören, geistliche Uebungen und Erziehung der Jugend. Die Würden vertheilt der Ordensoberste nach dem Werthe der Einzelnen. Den Sold zahlt Gott; darum soll kein einzelnes Mitglied der Gesellschaft irdisches Gut besitzen; hingegen darf die Gesellschaft Einkünfte genießen, um auf Universitäten Kollegien zu gründen und zu erhalten, in welchen Jünglinge studiren und erzogen werden. Der Papst Paulus III. las diesen Entwurf der Ordensverfassung mit Wohlgefallen und sprach: „Das ist Gottes Finger! Ich sehe im Geiste, wie diese Gesellschaft der heiligen Kirche mit großem Nutzen dienen wird.“ Und am 27. September 1540 bestätigte er durch eine Bulle, welche mit den Worten anfängt: „Regimini militantis ecclesiae“ feierlich die „Gesellschaft Jesu“ oder den „Jesuitenorden.“ Doch sollte der Orden vorerst nur sechzig Mitglieder haben.

So war denn die Kriegserklärung eines geistlichen Heeres gegen alle Menschen auf der weiten Welt, welche anders dachten und glaubten, als die römische Kirche vorschrieb, durch das Oberhaupt derselben, durch den Papst, in den Augen aller Derer geheiligt, welche den Papst für Gottes Stellvertreter auf Erden und alle seine Beschlüsse für untrüglich hielten, weil der heilige Geist ihn dazu erleuchte. Ignaz von Loyola hatte das erreicht, was ihm das höchste Ziel seines Lebens und aller Ehre schien; er ahnte gewiß nicht, welche wichtige Stellung der von ihm gestiftete Orden einst in der ganzen Welt einnehmen, welchen ungeheuren Einfluß derselbe auf die ganze Menschheit ausüben würde. Und dennoch lag die Möglichkeit dazu schon tief in dem Entwurf der Ordensverfassung begründet.

Nachdem nun dieselbe von dem Papste bestätigt worden war, schritten die Mitglieder 1541 zur Wahl eines Ordensoberhauptes. Sie fiel auf Loyola. Er weigerte sich lange, diese Würde anzunehmen und zwar gewiß nicht

aus Heuchelei, sondern aus innerster Ueberzeugung; denn ein solches Aufgeben seiner liebsten Wünsche schien ihm ja stets das größte Verdienst vor Gott. Endlich nahm er die Würde auch nur aus geistlicher Demuth an, nämlich erst dann, als es ihm sein Beichtvater als Pflicht gebot, und, nachdem er sie angenommen hatte, suchte er sich, aus demselben religiösen Grundsatze, vor seinen Ordensbrüdern auf's Allertiefste zu demüthigen. Aber bald durchdrang ihn das Bewußtsein seiner wichtigen Stellung; er raffte sich aus seiner freiwilligen Erniedrigung empor und begann zu handeln, wie sein Amt es erforderte. Als Oberster des Ordens hieß er jetzt General („praepositus generalis") und bediente sich der ausgezeichneten Geisteskräfte seiner Ordensbrüder mit immer größerer Umsicht; auch wenn sie ihm selbst überlegen waren, verstand er doch, sie in's große Ganze des Ordens zu verschmelzen und sie fügten sich willig, eben aus gemeinsamem Interesse für die Existenz, Größe und Selbständigkeit des Ordens.

Zweites Kapitel.

Wie die Macht des Jesuitenordens herangewachsen ist.

Mittlerweile hatte sich der Orden bereits thatsächlich von der Wichtigkeit der Gesellschaft Jesu überzeugt. Der Ruf von der Frömmigkeit, Sittenstrenge, Feinheit und Bildung der Jesuiten war von Italien aus, wo sie zuerst eifrig und mit dem größten Erfolge für Sittenverbesserung gewirkt, in viele Länder gedrungen. So auch nach Portugal zu den Ohren des Königs Johann III. Das war ein frommer Fürst, welcher von Eifer brannte, die heidnischen Völkerschaften in Indien zum Christenthum

zu bekehren. Deshalb schrieb er nach Rom und erbat sich mehrere Jünger Loyolas zur Ausführung jenes gottgefälligen Werkes. Dies war noch vor der Bestätigung des Ordens durch den Papst. Alsogleich fuhren der eifrige Franz Xaver und der schlaue Simon Rodriguez gen Portugal und gewannen dort in Kürze das Vertrauen des Königs in einem solchen Grade, daß er sie gar nicht nach Indien fortlassen, sondern an seinem Hofe behalten wollte. Rodriquez blieb auch wirklich dort und benutzte seinen Einfluß auf den König mit so großer Klugheit, daß der Jesuitenorden in Portugal festen Fuß faßte und sich in kurzer Frist außerordentlich ausbreitete; der König ließ zu Coimbra für die neuankommenden Mitglieder (und deren waren bald an zweihundert) ein prachtvolles Kollegium erbauen.

Franz Xaver aber war ganz und gar von dem Gedanken der Heidenbekehrung begeistert und wollte diesem Zwecke, welcher ihm als der heiligste erschien, sein Leben bis auf den letzten Blutstropfen weihen. Er segelte, mit großen Vollmachten des Papstes und des Königs von Portugal ausgerüstet, von Lissabon nach Ostindien, kam 1542 in der Hauptstadt Goa an, wo das Christenthum schon eingeführt war, und trat dort als päpstlicher Botschafter auf. Mit hohem Eifer und mit erstaunlicher Beharrlichkeit betrieb dieser tüchtige thatkräftige Mann sein Werk von Grund aus. Vor Allem lernte er die Landessprache und pflegte die Armen und Kranken. Sodann zog er mit einer Glocke umher, daß die Kindlein zu ihm herankamen, und unterwies sie, mild und treu wie ein Vater, im christlichen Glauben. Hierauf predigte er dem Volke und es gelang ihm, viele alte Landesbräuche abzuschaffen, welche gegen die christliche Sittenlehre waren. Dann zog er nach der Perlenküste, nach Travankor, Cochin, Ceylon, Malacca, Amboina und Ternate und taufte die Heiden zu Tausenden. Zu seinem Beistand kamen immer mehre seiner Ordensbrüder aus Europa

gen Asien und schafften an seinem Werke weiter und auch die Neubekehrten verwendete man zum Dienste der Gesellschaft Jesu. Das Kollegium zu Goa umfaßte 12 Mitglieder. Xaver's kühner Geist, bebte vor keiner Schwierigkeit zurück und entwarf rastlos die gewaltigsten Pläne. Als er einst einen Flüchtling aus Japan zum Christenthum bekehrt hatte, beschloß er, in dies mächtige Reich einzudringen und es für die römisch-katholische Kirche geistlich zu erobern. Im Jahre 1549 kam er nach Japan, erlernte die Landessprache, nahm die Tracht und die Bräuche des Landes an und begann hierauf wirklich das Christenthum zu verbreiten. Endlich faßte er auch den kühnen Plan, in China die Fahne Christi aufzupflanzen. Das ist ein gar großes wunderbares Reich, seit Jahrtausenden streng in sich selber abgeschlossen, und allen Ausländern bei Todesgefahr unzugänglich. Aber einen Mann, wie Franz Xaver, schreckte das nicht. Ungeachtet aller Bitten und Warnungen seiner Freunde beschloß der begeisterte Glaubensprediger nach China vorzudringen. Es war ihm nicht mehr vergönnt. Auf der kleinen Insel Sancian ergriff ihn ein hitziges Fieber und er starb am 2. Dezember 1552, noch in den letzten Zügen einzig und allein von Gedanken an sein Werk erfüllt; — ein Mann, wie es Wenige seines Gleichen gegeben hat an Begeisterung, Thatkraft und Beharrlichkeit. Die römische Kirche hat ihn (1623) heilig gesprochen. — Zu derselben Zeit, als Xaver in Japan wirkte, drangen mehrere seiner Ordensbrüder als Glaubensboten in Amerika vor und suchten die Wilden in Brasilien zu bekehren, — ein hartes und gefahrvolles Werk!

Indessen hatte die Zahl der Ordensmitglieder von Jahr zu Jahr erstaunlich zugenommen; und sie verbreiteten sich über ganz Europa, um den römisch-katholischen Glauben wieder herzustellen, aber nicht überall hatten sie gleich Anfangs günstigen Erfolg. So waren die Väter Salmeron und Brouet mit päpstlichen Freibriefen nach

Irland gefahren, um den bedrohten römischen Katholicismus aufrecht zu erhalten; denn Irland hatte das Beispiel des benachbarten Englands vor Augen, welches erst vor Kurzem von der römischen Kirche abgefallen war. Aber jene beiden Männer betrieben ihr Geschäft mit allzugroßem Hochmuth und mit solcher Gewalt, daß sie das Volk dadurch gegen sich aufbrachten, und unverrichteter Dinge von dannen flüchten mußten. Eben so wenig gelang es den Jesuiten damals, in Frankreich festen Fuß zu fassen. Sie wurden verjagt und zogen nach Löwen in den Niederlanden; dort glückte es ihnen, sich anzusiedeln. Auch in Spanien hatten sie Anfangs mit großem Widerspruch zu kämpfen; denn die dortige Geistlichkeit hielt ihre Glaubenslehren für verdächtig und ihr Wirken für gefährlich. Aber ein vornehmer und mächtiger Mann, Franz Borgia, Herzog von Gandia, nahm sich ihrer eifrig an und ließ sich selbst in die Gesellschaft Jesu aufnehmen. Die Jesuiten hielten sich nun vornämlich an den königlichen Hof und an den Adel, und gewannen beide ganz und gar durch ihren glühenden Eifer für die Erhaltung des reinen römischen Katholicismus; denn dies gefiel den feurigen, schwärmerischen Spaniern gar wohl. Aber der Hauptschauplatz ihres Wirkens und die feste Grundlage ihrer Macht blieb Italien. In diesem Lande residirte der General, welcher die ganze Maschine des Ordens mit gewaltiger Hand lenkte; Italien war der Mittelpunkt des ungeheuren Gewebes von Herrschaft und Bekehrungen; von Italien aus verspannen sich die tausend und abertausend Fäden dieses Gewebes über den ganzen Erdkreis. In Deutschland, wo die Reformation entsprungen, war das Wirken der Jesuiten für den römischen Hof besonders wichtig und sie hatten dort keine geringe Aufgabe zu erfüllen. Nicht blos einen offnen Kampf hatten sie gegen den Protestantismus, gegen die Glaubens- und Denkfreiheit auszufechten, welche von vielen edlen deutschen Fürsten muthig vertheidigt wurde, —

nein, die immer frisch sprudelnde Quelle selbst mußten sie verstopfen, weil sie den Strom nicht mehr aufhalten konnten, welcher schon so viele Tausende von Rom abgerissen hatte; sie mußten planmäßig den freien Geist der Nation abstumpfen, dumm machen; langsam tödten; sie mußten das heranwachsende jüngere Geschlecht durch Erziehung, Lehren und Grundsätze zu ihren blinden Knechten bilden. Ja sie mußten sich sogar derselben Waffe bedienen, wie die Protestanten, nämlich der Gelehrsamkeit, weil sie den Drang des deutschen Geistes nach Erforschung der Wahrheit wohl erkannten und ganz gut einsahen, daß sie durch offnes Dagegenstreben alles Zutrauen verlieren würden; aber sie mußten anderseits von der Gelehrsamkeit nur die todten Formen entlehnen, diese auf's kunstreichste ausbilden und als höchstes Ziel hinstellen, um den Geist darin zu verfangen, und durch den trügerischen Schein der Wahrheit zufrieden zu stellen; und, indem sie den Geist so unter ihrer Vormundschaft hielten, mußten sie hinwieder die Einbildungskraft entflammen, und dieser ein Uebergewicht über den Verstand und über das Gemüth zu verschaffen suchen. Dies war die Aufgabe der Jesuiten in Deutschland. Es kam ihnen dabei gut zu statten, daß die religiöse Spaltung zwischen Katholiken und Protestanten in Deutschland zugleich eine politische geworden war, und daß die katholischen Fürsten von der Verbreitung des Protestantismus in ihren Ländern auch Gefahr für ihre Herrschaft befürchteten. Deshalb waren ihnen die Jesuiten als eifrige Helfer willkommen. Die ersten Jesuiten kamen mit päpstlichen Gesandtschaften nach Deutschland, zu den Religionsgesprächen in Worms und Regensburg; nämlich Le Jay und Robadilla; Churfürst Albert von Mainz nahm sich in Deutschland des Ordens zuerst an, und bald berief der streng-romgläubige Herzog Wilhelm IV. von Baiern die Väter Le Jay, Salmeron und Peter Canisius (aus Nymwegen) in sein Land, um darin die

Keime der Reformation zu erſticken. Jene drei Männer kamen 1549 nach Ingolſtadt und eröffneten auf der dortigen Univerſität ihre Vorleſungen; Peter Canisius wurde 1550 zum Rektor derſelben ernannt. Herzog Wilhelm IV. ſtiftete ihnen dort ein Kollegium. Sein Sohn, Herzog Albrecht V., begünſtigte ſie eben ſo ſehr und übertrug ihnen die Cenſur über alle Druckſchriften. Im Jahre 1556 kamen 18 Jeſuiten nach Ingolſtadt und legten alſobald den feſten Grund zu ihrer Herrſchaft. Im Schutze des Hofes, im Beſitze der Univerſität und im Beſitze der Cenſur, gewannen jene feingebildeten, weltklugen und gelehrten Ordensmänner allmählig großen Einfluß auf das ganze Volk, hielten die religiöſe Entwickelung deſſelben unwiderſtehlich auf und machten Baiern zum Bollwerk gegen die Reformation, zum Heerd des römiſchen Katholicismus in Deutſchland. Nach Wien kamen die Jeſuiten im Jahre 1551, als die Reformation in Oeſterreich bereits zahlreiche Anhänger ſowohl unter dem Adel, als unter dem Volke gefunden hatte. Um nun Dem entgegen zu arbeiten, hatte der römiſche König (nachmalige Kaiſer) Ferdinand I. ſie zu ſich berufen und unterſtützte ſie auf alle Weiſe. Sie begannen ihr Werk mit dem größten Eifer, beſonders Peter Canisius, welcher (1552) von Ingolſtadt herbeigekommen war. Dieſer erkannte, wie wichtig der lutheriſche Katechismus als gemeinfaßlicher Inbegriff aller Glaubenslehren für die Verbreitung der Reformation war, und ſchrieb nun deshalb (1554) zum Jugendunterricht und zum Nutzen des gemeinen Manns einen katholiſchen Katechismus (einen großen und einen kleinen), deſſen Gebrauch durch eine landesfürſtliche Verordnung anbefohlen wurde und welcher in der Folge einen ungeheuren Einfluß auf die Wiederherſtellung und Befeſtigung des römiſch-katholiſchen Glaubens ausgeübt hat. Mit der größten Selbſtverläugnung und Standhaftigkeit ſtellten ſich die Jeſuiten in Wien und Oeſterreich dem Haß des proteſtantiſchen Adels entgegen und über-

wanden überhaupt alle Widerwärtigkeiten, welche ihnen im Wege standen. Bald errichteten sie in den Provinzen Erziehungsanstalten und, wie sie ihre wachsende Macht fühlten, fingen sie an, alle Nichtkatholiken heimlich und offen zu verfolgen. In diesem Geschäfte zeichnete sich besonders Canisius aus und machte sich dadurch so verhaßt, daß man ihn nur den „canis austriacus" (den österreichischen Hund) nannte.

Auch in Böhmen fanden sie Eingang, gründeten ein Kollegium in Prag und erhielten sogar sowohl die dortige Universität, als auch die zu Wien. In Köln setzten sie sich im Jahre 1556 fest, wiewohl sie der Erzbischof Hermann nicht dulden wollte; denn dieser aufgeklärte Prälat sah wohl ein, daß das wahre Interesse der katholischen Kirche durch Abschaffung alter Mißbräuche und zeitgemäße Verbesserungen bei Weitem mehr gefördert würde, als durch Zwangsmaßregeln und Verdummung des Volkes. Aber die Jesuiten gaben nicht nach und setzten es vermittelst ihrer einflußreichen Verbindungen mit Gewalt durch, daß sie in Köln bleiben durften. Ebenso ließen sie sich in Trier, Mainz und Aschaffenburg u. s. w. nieder. Ignaz von Loyola aber hatte schon bei Zeiten sein Augenmerk auf Deutschland gerichtet und deßhalb (1552) in Rom ein eigenes Kollegium gestiftet, in welchem junge Deutsche unter seinen Augen im Geiste des Ordens erzogen werden sollten, um nachher die Grundsätze desselben als rüstige Streiter in ihrem Vaterlande zu verfechten.

Loyola lebte überhaupt einzig und allein für den Orden, und entwickelte jetzt eine Verstandeskraft, welche ebenso groß war, wie weiland seine Schwärmerei, und wie immerdar seine Charakterstärke. In gleichem Grade, wie der Orden immer mehrere Mitglieder und äußere Anerkennung gewann, sich weiter ausbreitete und durch rastlose Wirksamkeit tiefer in's Staats- und Völkerle-

den eingriff. — im gleichen Grade war Loyola darauf bedacht, die Existenz des Ordens auch innerlich zu befestigen, die Verfassung desselben auszubilden, etwaige Mängel zu beseitigen, und ihm überhaupt eine immer größere Selbstständigkeit zu erringen. Da sich nun der Papst tagtäglich mehr von dem Eifer des Ordens und von dessen Wichtigkeit für den römischen Stuhl überzeugte, so verlieh er dem Orden gern viele Privilegien, eines kostbarer als das andere, um das Interesse desselben dauernd und unauflöslich an sein eigenes zu knüpfen. So hob Paulus III. schon im Jahre 1543 seine frühere Bestimmung auf: „daß der Orden nicht mehr als 60 Mitglieder haben dürfte," und gestattete, deren so Viele aufzunehmen, als der General für gut finde; ferner erlaubte er demselben, ohne vorhergehende besondere päpstliche Genehmigung, neue Ordensgesetze abzufassen und frühere nach Zeit und Umständen zu verändern. Zwei Jahre später ermächtigte er die Jesuiten: allerorten, sei's in Kirchen oder unter freiem Himmel zu predigen, von allen Sünden zu absolviren, vor Sonnenaufgang und nach Mittag Messe zu lesen, und die Sakramente auszuspenden; dies alles ohne besondere Erlaubniß der Bischöfe und Pfarrer, in deren Kirchensprengeln sie sich befänden. Sodann bestätigte er (1546) eine sehr wichtige neue Einrichtung, welche Loyola damals getroffen hatte. Bis dahin bestand nämlich der Orden nur aus zwei Klassen von Mitgliedern, aus solchen, welche alle vier Gelübde abgelegt haben, oder sogenannten „Professen," und aus Schülern. Da nun immermehr Menschen in den Orden aufgenommen werden wollten, welche sich doch entweder wegen ihres Alters oder wegen ihres Standes weder zu Schülern, noch zu Professen eigneten, so errichtete Loyola eine dritte Klasse von Mitgliedern, die der sogenannten Mithelfer oder „Koadjutoren." Diese hatten blos drei Gelübde abzulegen, das der Keuschheit, das der Armuth und das des Gehorsams; und solcher

Koadjutoren sollte es fortan sowohl geistliche, als auch weltliche geben. So gewann der Orden immer mehr das Wesen und die Ausbildung eines in Stände abgegliederten monarchischen Staates und Loyola betrieb beim päpstlichen Stuhle unablässig, daß das strenge monarchische Prinzip desselben, welches in der Würde des Generals enthalten war, immer mehr völlige Unumschränktheit erreichte. Die Gebote des Generals sollten als ebenso heilig und untrüglich gelten, wie die des Papstes. So brachte es Loyola dahin, daß das von ihm abgefaßte Buch: „Die geistlichen Uebungen" zur Bildung aller im Orden Neuaufgenommenen, welches von dem Erzbischof von Toledo angefochten worden war, im Jahre 1548 durch eine päpstliche Bulle gut geheißen und empfohlen ward, ja daß sogar jeder Zweifel daran mit den schwersten Kirchenstrafen belegt ward. Ein Jahr später (1549) wirkte sich der rastlos thätige Loyola vom Papste Paulus III. eine neue wichtige Bulle zu Gunsten des Ordens aus. Der Hauptinhalt aller in dieser Bulle enthaltenen Privilegien, betraf zwei Punkte, nämlich erstens: die Befreiung des Jesuitenordens von aller bischöflichen und pfarrlichen Gewalt, und zweitens: die unumschränkt-monarchische, ja despotische Verfassung desselben. Beide Bestimmungen hingen auf's innigste zusammen: denn wenn der Papst ein ihm unbedingt ergebenes geistliches Heer haben wollte, so mußte dies von jeder Zwischenmacht in der Hierarchie völlig unabhängig und zugleich auch streng militairisch organisirt sein. Die einzelnen Bestimmungen jener päpstlichen Bulle waren folgende: Kein Bischof durfte Jesuiten exkommuniciren. Diese hingegen durften sogar dann Gottesdienst halten, wenn ein Land mit dem päpstlichen Interdikt belegt war, während dessen sonst kein andrer Geistlicher Gottesdienst halten durfte: ebenso brauchten weder der General, noch die unter ihm stehenden Ordens-

obern irgend einem Bischof oder Prälaten Mitglieder des Jesuitenordens zu geistlichen Verrichtungen zu überlassen, und, wenn sie dies auch thaten, so mußten die Mitglieder doch stets unter der Gewalt ihrer Ordensobern bleiben. Sodann sollte der Ordensgeneral immerdar eine durchaus unbeschränkte Gewalt haben, sowohl in Regierungssachen, als auch über alle Ordensmitglieder. Von den Ordensregeln durfte ferner Niemand Berufung ergreifen an irgend eine richterliche Gewalt auf Erden. Der Ordensgeneral oder seine Bevollmächtigten durften Jeden, der in irgend einer Art dem Orden angehörte, von jeder Sünde absolviren, auch sogar Exkommunicationen aufheben, und von allen kirchlichen Strafen Dispens ertheilen. Ein andres sehr wichtiges Mittel, wodurch sich der Jesuitenorden als unabhängige Macht behaupten konnte, war das Gebot, daß Jesuiten nur in ihrem Orden, d. h. blos Angehörigen desselben beichten, und aus demselben in keinen andern Orden, als den der Karthäuser übertreten durften, in welchem ewiges Schweigen Ordensregel war. Auf der andern Seite hatten jedoch der General und seine Bevollmächtigten die Gewalt, Mitglieder des Ordens auszustoßen und gefangen zu halten. Ohne Bewilligung des Ordensgenerals durfte ferner kein Jesuit außerhalb des Ordens irgend welche höhere geistliche Würden (z. B. bischöfliche) annehmen — angeblich aus Demuth, eigentlich aber, damit das absolutmonarchische Prinzip des Ordens nicht gefährdet wurde. Ferner wurde in jener Bulle jede Schenkung an den Orden für heilig und unwiderruflich erklärt und wurden alle Besitzungen desselben von jedem Zehnten (selbst dem päpstlichen) befreit. Endlich durfte der General oder sein Bevollmächtigter Jedermann ohne Unterschied, selbst Verbrecher, in den Orden aufnehmen und ihnen die Priesterweihe ertheilen, nach eignem Gutdünken Koadjutoren in unbestimmter Zahl zuziehen und den Professen erlauben, ihr viertes Gelübde auch außerhalb Roms abzulegen.

Der Papst Julius III., der Nachfolger des Paulus III., bestätigte (1550) die Gesellschaft Jesu mit allen ihren Vorrechten und gab ihr noch neue dazu. Er berechtigte nämlich die Ordensobern: Studenten, welche zur Gesellschaft gehörten, alle akademischen Würden zu verleihen. In Folge dieses Vorrechts konnte nun der Jesuitenorden auch allen, etwa feindseligen Einfluß der Universitäten entkräften, ja er bekam diese ganz in seine Hand und hatte dadurch zugleich volle Gewalt, sich auch für's Welt- und Staatsleben lauter künftige Männer in seinem Geiste, von seinen Grundsätzen, zu seinen Zwecken, lauter einstige Freunde und Vertheidiger zu bilden.

So hatte sich der Jesuitenorden durch sein rastloses und erfolgreiches Wirken für das Papstthum das unbegränzte Zutrauen der Päpste und dadurch eine Macht erworben, welche der päpstlichen in der That gleich war. Die natürliche Folge davon war, daß der Orden, streng geregelt und völlig wie ein Staat eingerichtet, bald nur sich selbst, als einzigen Weltstaat, anerkannte und das Papstthum, zu dessen Schutz er doch entstanden war, insgeheim blos wie eine Maschine betrachtete, welche er zum eignen Vortheil leitete, und als Aushängeschild vor sich stellte.

Die allernächste Folge aber solcher unbegränzter, unantastbarer Macht war die, daß die einzelnen Mitglieder des Ordens dieselbe mißbrauchten. So geschah's in Spanien und besonders in Portugal. — In diesem letzteren Lande waren die Jesuiten Beichtväter am königlichen Hofe und leiteten die Erziehung des Kronprinzen. Durch diesen Einfluß und durch den Besitz großer Schätze wurden sie übermüthig, vernachlässigten ihre Pflichten und die guten Sitten, schmiedeten Intriguen und gaben sowohl beim Bürgerstande, als auch bei den Gelehrten viel Aergerniß. Als Loyola dies vernahm, war er über Simon Rodriguez sehr ungehalten; denn er glaubte, daß

dessen allzugroße Nachsicht an jener Ausartung Schuld sei, und gebot ihm, den Hof zu verlassen. Rodriguez gehorchte, verläumdete aber nun seinen General bei dem König, dessen ganzes Zutrauen er besaß. Da wurde der König heftig erzürnt und Loyola, welcher selbst wie ein unumschränkter König über seinen Orden zu herrschen wähnte, sah sich nun genöthigt, Alles aufzubieten, um den König von Portugal wieder geneigt zu machen und das üble Aufsehen, welches für den ganzen Orden nachtheilige Folgen haben konnte, zu verwischen. Auch die portugiesischen Jesuiten selbst sahen ein, wie nöthig dies war: deshalb zogen die zu Coimbra, welche wegen ihrer Ausschweifungen in schlechtem Leumund standen, aus ihrem Kollegium hervor, auf die Straßen, sangen Litaneien und geißelten sich zur Buße ihrer Vergehungen vor allem Volke, daß dies davon erbaut und hingerissen ward und sie als heilige Männer verehrte.

Solchen Kummer hatte Ignaz von Loyola am Abend seines thatenreichen Lebens. Dazu kam nun auch der Schmerz, daß sich der Jesuitenorden in Frankreich, ungeachtet aller eifrigen Bemühungen, noch immer nicht festsetzen konnte. Das Parlament, der Bischof von Paris und das streng-rechtgläubige, theologische Kollegium der Sorbonne widersetzten sich standhaft der Aufnahme der Jesuiten in Frankreich, aus dem Grunde, weil durch die Privilegien derselben die Freiheiten der französischen Kirche gefährdet würden. Loyola erlebte die Erfüllung seines Wunsches nicht. Sein Körper war durch die zahllosen Kasteiungen, welchen er sich während seiner Schwärmerei unterworfen hatte, vor der Zeit entkräftet worden, und seine immerwährende, angestrengteste, geistige Thätigkeit, seine vielfältigen Herrschersorgen während einer 16jährigen Ordensregierung hatten ihn vollends aufgerieben. Er starb zu Rom am letzten Juli 1556, und hatte im Verscheiden die Genugthuung, daß sein Orden bereits tausend Mitglieder zählte (wiewohl nur 35 Professen

von 4 Gelübden) in Europa, wie im fernen Asien und in Amerika; die Hoffnung, daß das Werk, für welches er sein ganzes Leben hingegeben, ihn Jahrhunderte lang überleben würde, ja daß es nicht eher zu Grunde gehen könne, als der römische Katholicismus selbst, — diese stolze Hoffnung erleichterte Loyola's Todeskampf. Am 12. März des Jahres 1622 wurde er durch den Papst Gregor XV. heilig gesprochen und die römisch-katholische Christenheit verehrt ihn seit jenem Tage als einen gewaltigen Fürsprecher bei Gott; ja die Jesuiten stellten den Stifter ihres Ordens Jesu Christo selber gleich. So ward diesem ruhmsüchtigen Kriegsmanne noch 66 Jahre nach seinem Tode ein Triumph zu Theil, wie nie einem Welteroberer ein gleicher geworden ist.

Drittes Kapitel.

Von der Verfassung, Verwaltung und Sittenlehre des Jesuitenordens.

Kaum hatte Ignaz von Loyola die Augen zugethan, so athmete Jakob Lainez frei und stolz auf. Dieser ehrgeizige Mann hatte schon lange im Stillen den Wunsch gehegt: „O wäre doch ich Ordensgeneral! Nach Loyola's Tode muß ich es werden!“ Lainez besaß zwar Loyola's religiöse Begeisterung nicht, dafür jedoch einen erstaunlichen Scharfblick in alle Menschenherzen und Verhältnisse, so wie eine Meisterschaft in Beredsamkeit und Staatsklugheit. Dadurch nützte er dem Orden und dem römischen Hofe bei der Kirchenversammlung in Trient gar sehr, indem er gegen die Bischöfe der verschiedenen Nationen die göttliche Oberherrlichkeit des Bischofs von Rom, d. i. des Papstes, über die ganze christliche Kirche, also auch über alle andren Bischöfe, so wie

über alle weltliche Macht vertheidigte. Jakob Lainez beſaß ferner eine große Herrſchſucht, aber zugleich auch ein ausgezeichnetes Herrſchertalent. Nach Loyola's Tode benutzte er nun ſein Anſehen und ſeinen Einfluß bei der Geſellſchaft mit aller ſeiner Schlauheit, um die Ordensherrſchaft an ſich zu bringen. Es gelang ihm auch wirklich, daß er von jenen Profeſſen, welche ſich in Rom befanden, zum General-Vikarius erwählt wurde und als ſolcher lud er nun die untergeordneten Ordensvorſteher in den verſchiedenen Ländern nach Rom zur Wahl eines neuen Generals und zu einer allgemeinen Verſammlung (oder „General-Kongregation"). Dies mußte jedoch zwei Jahre lang verſchoben werden, weil damals ein Krieg zwiſchen dem Papſt und dem Kaiſer war; überdies hatte der neue Papſt Paulus IV. einen Argwohn gegen die große Macht des Ordens und wollte nicht zugeben, daß ein General auf Lebenszeit gewählt würde. Da brachte es Jakob Lainez bei ſeinen Ordensbrüdern dahin, daß ſie beſchloſſen: „vor der Wahl eines Generals an der Verfaſſung des Ordens nichts zu ändern." Als nun die Wahl wirklich vorgenommen ward, wurde Lainez zum General der Geſellſchaft Jeſu erhoben, und jetzt, da er die Macht in Händen hatte, erwirkte er einen Beſchluß ſeiner Brüder, daß der Ordens-General ſeine Würde auf Lebenszeit behalten ſollte. Da gerieth der Papſt in heftigen Zorn, wiederholte ſein Gebot und wollte die Jeſuiten in allen Stücken den übrigen Mönchsorden gleichſtellen, während doch ſie ſelbſt dies in jeder Weiſe zu vermeiden ſuchten. Der ſchlaue Lainez gab für den Augenblick nach, weil der Papſt alt war und nicht mehr lange zu leben hatte; nach deſſen Tode hoffte er dennoch ſeinen eigenen Willen durchzuſetzen.

Mittlerweile hatte Lainez, welcher ſein Ziel nie aus den Augen verlor, ein Werk weiter geführt, welches für die ganze Zukunft des Jeſuitenordens ungeheuer wichtig war, nämlich das kunſtreiche Gebäude der Ordensver-

faſſung. Den Grund dazu hatte ſchon Loyola gelegt und auch die Bauſteine dazu herbeigeſchafft, und Lainez war ihm dabei mit Rath und That beigeſtanden. Nun ſammelte Lainez alle Verordnungen und Entwürfe des Ordensſtifters (die „constitutiones societatis Jesu"), legte ſie den Mitgliedern der Geſellſchaft zur Prüfung vor und wirkte dabei durch ſeine Klugheit ſo mächtig auf alle ein, daß das ganze Syſtem der Ordensverfaſſung, welches nunmehr zu Stande kam, und welches ſeine Nachfolger in der Generalswürde in ſeinem Sinne weiter ausführten, hauptſächlich ſein Werk genannt werden kann.

Das Grundprinzip dieſes Syſtems, wie es ſich, von der erſten Abſicht des Ordensſtifters Loyola abweichend, in der Folge immer ſchärfer entwickelte, iſt folgendes: „Der höchſte Zweck des Jeſuitenordens iſt — er ſelbſt, als geiſtlicher Staat: der Zweck ſeiner Exiſtenz aber iſt die Herrſchaft über die ganze Welt, und die Regierungsform — eine unumſchränkte Monarchie, jedoch mit dem Anſcheine, daß durch den Ordensregenten der Geſammtwille der ganzen Geſellſchaft vertreten ſei. Der feſte Zuſammenhang des Jeſuitenordens mit dem Papſtthum blieb dabei allerdings aufrecht, jedoch in einem umgekehrten Verhältniſſe gegen die Abſicht des Stifters und gegen den Glauben der Päpſte. Anfänglich ſollte nämlich der Jeſuitenorden die Univerſalmonarchie des Papſtthums ſtützen und ausbreiten; bald aber gab das Papſtthum, ohne es zu wiſſen, nur den Namen her, unter deſſen Gewährleiſtung der Orden ſeine eigene Weltherrſchaft ſtützte und ausbreitete. Da es nun die Jeſuiten durch ihre erſtaunliche Thätigkeit und Einigkeit, durch ihren ungeheuren Einfluß dahin brachten, daß das Papſtthum ſie gar nicht mehr entbehren konnte, ſo erſchien ihr Orden gleichſam als eine neue Verkörperung der Grundidee des Papſtthums; ja er war gleichſam das Seelenauge, das

herrſchende Haupt des römiſchen Katholicismus gewo
den. Alle Grundſätze, wodurch das Papſtthum gro
und ſtark geworden, waren auch die des Jeſuitenorden
Gleichwie der Papſt ſonſt als Stellvertreter Jeſu Chri
gegolten hatte, ſo galten jetzt die Jeſuitengenerale dafü
gleichwie die Päpſte behauptet hatten, unmittelbar v
Gott ein höchſtes Recht über jede weltliche Gewalt z
haben, welche die Könige und Fürſten erſt durch Uebe
tragung von ihnen, alſo von der römiſchen Kirche, gleic
ſam als Lehen erhielten, ſo maßte ſich jetzt die Geſellſcha
Jeſu an, deſſen herrſchender Staat auf Erden zu ſein, i
zwar, daß alle Könige und Fürſten eigentlich nicht
mehr als Beamte ſeien, welchen die Unterthanen nur
lanze zu gehorchen brauchten, als jene ſelbſt ihrer höhe
ren geiſtlichen Herrſchaft gehorſam und nützli
blieben, und welche man, ſobald ſie es nicht mehr wäre
abſetzen und ſogar tödten dürfe! Ebenſo wie die Päpſ
früher jeden Freidenkenden und Andersgläubigen ſi
einen Ketzer, für einen von Gott Verworfenen, für ein
durchaus Rechtsloſen erklärten, ebenſo galt jetzt jed
Freidenker vor der Geſellſchaft Jeſu als ihr Feind, we
cher vernichtet werden mußte, wenn er ſich nicht bekehr
wollte. Kurz alle Grundſätze des Papſtthums, das ve
meintliche höchſte Recht zur weltlichen Ob
herrſchaft, die vermeintliche Untrüglichkei
die ſtrenge Unduldſamkeit, alle aus einer und de
ſelben Quelle entſprungen und zu demſelben Zwecke: d
Erhaltung der Kirchenein heit, dienend, — alle faß
nun der Jeſuitenorden als ſeine eigenen zuſamme
drückte ſie noch ſchärfer und beſtimmter aus, bildete ſ
noch konſequenter und feiner im Einzelnen aus, brach
ſie in ein vollſtändiges Syſtem und machte dieſes Syſte
durch einen Schlußſtein mauerfeſt, nämlich durch die Fo
mel: „Weil jede Handlung des Ordens zu
größeren Ehre Gottes geſchieht, ſo muß d
Zweck jedes Mittel heiligen.“ In dieſer Zaube

formel lag die ganze praktiſche Anwendung des Syſtems und die ganze jeſuitiſche Moral. Die Haupthebel aber, wodurch der Jeſuitenorden das erreichte, was das alte Papſtthum ſelbſt in den Zeiten ſeines größten Anſehens und ſeiner ausgedehnteſten Macht nicht hatte erreichen können, waren folgende: Erſtens eben die innere Einigkeit des Ordens in Folge ſeiner ſtreng ſtaatlichen Verfaſſung und Einrichtung, zweitens deſſen Politik, welche die offenen Kämpfe mit der weltlichen Macht vermied und ſich deſto mehr durch heimliche Bekehrungen und Umtriebe einerſeits, andrerſeits durch unbedingten Einfluß an den Höfen wirkte, drittens endlich die Jugenderziehung.

Die Grundſätze dieſer letzteren brachte Klaudius Aquaviva in ein Syſtem und in einen geordneten Lehrplan. Er war der fünfte Ordensgeneral: denn nach dem Tode des zweiten, Jakob Lainez, (1565) war Franz Borgia, früher Herzog von Gandia, ein klöſterlich bigotter Mann, General geweſen, nach ihm Eberhard Mercurianus von Lüttich, und auf dieſen folgte Klaudius Aquaviva, aus dem herzoglichen Hauſe Atri, welcher vierundbreißig Jahre lang (von 1581 bis 1615) den Orden regierte. Er erließ außer jenem Lehrplan (der „ratio atque institutio studiorum societatis Jesu“) auch noch Geſetze zur Nachachtung der verſchiedenen Ordensoberen und mehrere Verordnungen, um theils eingeriſſene Uebelſtände zu verbeſſern, theils auch jeden Widerſtand zu vernichten, welcher ſich im Orden ſelbſt gegen die despotiſche Regierungsverfaſſung erhoben hatte. Kurz, Aquaviva vollendete ſtreng und konſequent das kunſtreiche Gebäude der despotiſchen Ordensverfaſſung. Dies haben auch die Päpſte fort und fort durch große Privilegien befeſtigt, vom Jahre 1540 bis zum Jahr 1753 erhielt der Jeſuitenorden deren 92, von 19 Päpſten.

Die ganze Ordensverfaſſung, in wie fern man ſie aus allen jenen Geſetzen, Regeln, Anleitungen und Er-

läuterungen erkennen kann, welche der Orden ſelbſt im Drucke hat erſcheinen laſſen, war und iſt noch folgende:

Die ganze Geſellſchaft Jeſu beſteht aus verſchiedenen Klaſſen von Mitgliedern. Die erſte und höchſte Klaſſe bilden die Profeſſen (nämlich von allen vier Gelübden); dieſe haben den höchſten Grad, als Eingeweihte in die geheimen Maximen des Ordens, den nächſten Antheil an der oberſten Thätigkeit und die erſten Anſprüche auf Ehren und Würden im Orden. Zu dieſer höchſten Klaſſe gelangen ſtets nur wenige auserleſene und lang geprüfte Mitglieder, nämlich nur die allerklügſten und tüchtigſten, welche die ganze ungeheure Aufgabe des Ordens völlig zu erfaſſen und dafür zu wirken vermochten. Sie waren und ſind, ſo zu ſagen, der Kern und Stamm des Ordens und hatten außer jenen Geſetzen, welche durch den Druck bekannt geworden ſind, auch noch geheime Verhaltungsregeln (monita secreta). Dann kommt die zweite Klaſſe, welche aus den geiſtlichen Koadjutoren beſteht, dieſe müſſen Prieſter ſein und ihre Gelübde unmittelbar an den Ordensgeneral richten. Zwiſchen beiden Klaſſen gab und gibt es auch noch eine Mittelklaſſe, die der Profeſſen von drei Gelübden; dieſe geloben dem Papſt keinen beſondren Gehorſam, ſondern legen blos die gewöhnlichen Gelübde ab, jedoch nicht als einfache Gelübde, wie die Koadjutoren, ſondern als feierliche. Zur dritten Klaſſe gehören die angenommenen Schüler (scholastici approbati); zur vierten die Laienbrüder oder weltlichen Helfer (weltliche Koadjutoren); zur fünften und unterſten die Novizen, welche ſich zwei oder mehrere Jahre im Orden befinden, um geprüft zu werden und blos das einfache Gelübde ablegen: „nach dem Sinne der Konſtitutionen des Ordens zu leben.“ Außerdem gibt es noch eine ſechſte Klaſſe von Mitgliedern, die der ſogenannten „Affiliirten“ oder „Adjunkten“ oder „Jeſuiten in kurzen Röcken.“

Das sind Laien aus allen Ständen (auch aus den höchsten), von denen man's im Weltleben gar nicht weiß, daß sie zur Gesellschaft Jesu gehören und die eben deswegen um so besser in allen Verhältnissen für die geheimen Zwecke des Ordens, als dessen Werkzeuge, thätig sein können; dafür genießen sie alle jene vermeintlichen geistlichen Gnaden, deren man — nach der Vorspiegelung der Jesuiten — durch den Eintritt in ihren Orden und schon durch das bloße Gelübde des blinden Gehorsams gegen denselben theilhaftig wird, zum Beispiel unter anderen vorzüglich die Gnade, daß Jeder, welcher dem Jesuitenorden angehört, Vergebung seiner Sünden und die Gewißheit der ewigen Seligkeit nach dem Tode erhält. Diese Versicherung war und ist noch ein gar mächtiger Sporn für gläubige Menschen, die wenig Geisteskraft und kein gutes Gewissen haben. Daher kam's denn auch, daß der Orden zu allen Zeiten bis auf den heutigen Tag zahllose solche Mitglieder „in kurzen Röcken" bekam, Staatsmänner, Gelehrte, Offiziere, Kaufleute, Damen sogar, welche man eben so wenig kannte und kennt, wie Spione, welche überall für den Orden auf's allereifrigste thätig waren und sind, welche dessen ungeheure Macht ausbreiten halfen und noch jetzt zu befestigen suchen. Das sind die unsichtbaren Hülfstruppen der Jesuiten, vor denen man noch mehr auf der Hut sein muß, als vor jenen Jesuiten, welche in langen schwarzen Kutten einhergehen. Die sind von jeher jedem ehrlichen Manne, der kein Jesuit war, im Wege gestanden: die haben von jeher, wenn sie nicht selber große Herren waren, die großen Herren zu Gunsten des Ordens bearbeitet. Endlich gehören zum Umfange des Ordens im weitesten Sinne, auch zahlreiche Brüderschaften oder Kongregationen, in welchen sowohl Männer als Frauen aus allen Ständen aufgenommen werden, um gemeinschaftliche Andachtsübungen und christliche Liebeswerke vorzunehmen. Diese Kongregationen werden von

den Jeſuiten geleitet und zum großen Vortheil des Ordens benutzt.

Die Verfaſſung des Ordens iſt, wie geſagt, eine abſolut-monarchiſche oder despotiſche. Der Ordensgeneral vereinigt nämlich in ſich die ganze geſetzgebende, verwaltende und oberſtrichterliche Gewalt und alle Mitglieder des Ordens ſind ihm, als dem vermeintlichen Stellvertreter Jeſu Chriſti und Gottes, zu unbedingtem Gehorſam verpflichtet, zu einem Gehorſam ſelbſt gegen ihre Ueberzeugung; ja die leiſeſte Regung eines eigenen Denkens, eines eigenen Wollens gilt für ſo ſündhaft, wie eine Gotteslästerung. Kurz: der General iſt für den Orden eben das, was der Papſt für die römiſch-katholiſche Kirche. Er reſidirt in Rom, in dieſem alten Mittelpunkte der Weltherrſchaft, als rechter Weltherrſcher, denn ſein Reich, das Reich des Jeſuitenordens, iſt ja die ganze weite Erde. Da darf er jedes Mitglied hinſchicken, wohin es ihm beliebt; er darf jedes Mitglied richten und beſtrafen, aus dem Orden ausſtoßen und wieder aufnehmen, und ebenſo jedes zu allen Ordensgraden, zu allen Ordensämtern befördern; er darf alle Einkünfte, alles Vermögen der verſchiedenen Ordenshäuſer nach Gutdünken verwalten, ja er darf ſogar Vermächtniſſen eine andere Beſtimmung geben, als die des Stifters war; er leitet alle Kollegien, er ertheilt alle Regeln; ohne ſeine Zuſtimmung hat kein Vertrag, welchen Ordensmitglieder abſchließen, Gültigkeit. Seine Erwählung geſchieht durch eine Generalverſammlung, bei welcher jedoch nur die Profeſſen von vier Gelübden ausnahmsweiſe auch ſolche von drei Gelübden und geiſtliche Koadjutoren Sitz und Stimme haben, und zwar in einem Konklave, gleichwie die Wahl eines Papſtes. Zum Zwecke einer ſolchen Wahl ſchreibt der zeitige Stellvertreter des Generals die Generalverſammlung aus. Der General ſelbſt aber muß dieſe dann berufen, wenn er an den Konſtitutionen des Ordens etwas ändern will. Doch

auch dabei macht es ihm seine sonstige unumschränkte Gewalt sehr leicht möglich, blos seinen eigenen Willen durchzusetzen. Ebenso steht der Generalversammlung — nämlich nach dem Buchstaben der Konstitutionen — das Recht zu, den General abzusetzen, wenn er sich grobe Vergehen gegen die Sittlichkeit oder gegen das Beste der Gesellschaft zu Schulden kommen läßt. Aber, da der ganzen Gesellschaft stets viel an der Erhaltung ihres guten Rufes, überhaupt des Scheines vor der Welt liegen muß, so verlangt ihr eigenes Interesse, es nie wirklich auf eine Absetzung ankommen zu lassen.

Das Reich des Jesuitenordens ist, wie gesagt, die ganze weite Erde; damit nun diese ungeheure Monarchie gehörig verwaltet werden kann, ist sie eingetheilt in verschiedene Assistenzen, von denen jede wieder mehrere Provinzen umfaßt. Im Anfange gab es nur vier Assistenzen, nämlich: 1) Indien, 2) Spanien und Portugal, 3) Deutschland und Frankreich, 4) Italien und Sicilien, später sechs; da wurden nämlich Frankreich, so wie Polen und Litthauen zu eigenen Assistenzen erklärt. An der Spitze jeder Assistenz steht ein Assistent; die Assistenten haben keine eigentliche Gewalt, sondern sind blos die Räthe des Generals. — Die verschiedenen Provinzen des Jesuitenstaates erstrecken sich über ganze Länder. Ueber jede Provinz ist, gleichsam als Statthalter oder oberster Regierungsbeamter, ein Provinzial gesetzt. Der General, als Souverain, ernennt ihn in der Regel für drei Jahre, behält ihn jedoch nach Gutbefinden auch noch länger oder nur kürzer in seinem Amte. Ein Provinzial hat den Zustand der ihm untergebenen Provinz jährlich einmal zu untersuchen und dem General darüber Bericht zu erstatten; er muß alle weltlichen Verwaltungsgeschäfte besorgen und seine Untergebenen fortwährend genau überwachen, ebenso die Lehrer (wie überhaupt den Zustand der Studien) und muß streng Acht haben, daß in seiner Provinz kein Buch ohne Bewilligung

des Generals in Druck gegeben werde. Sodann ist er verpflichtet, alle drei Jahre Provinzialversammlungen zu halten, wobei nur Professen von vier Gelübden und die unter ihm stehenden Vorsteher der Ordenshäuser und Kollegien zugelassen werden; diese Provinzialversammlungen haben den Zweck, einen Bevollmächtigten der Provinz zu erwählen für die sogenannte Versammlung der Prokuratoren, welche aus dem Generale, den Assistenten und eben jenen Bevollmächtigten der Provinzen besteht, um über die Nothwendigkeit einer Generalversammlung zu berathen. Gleichwie der Jesuit von dem Augenblick an, in welchem er in den Orden eingetreten ist, keine Blutsverwandten, sondern nur Ordensbrüder hat, keinen irdischen Souverain mehr, sondern blos seinen General, keine andere Obrigkeit, als seinen unmittelbaren Ordensvorgesetzten, keine Pflicht, als zu dem Orden, kein Eigenthum, als die gemeinsamen Schätze und Vorrechte desselben, — so hat er alsdann auch kein Vaterland mehr, sondern er gehört blos jener Ordensprovinz an, in welcher er aufgenommen worden, und zwar als Unterthan: so wie ihn der General in eine andere Provinz versetzt, steht er dann auch unter den Oberen in derselben. So völlig losgetrennt von den heiligsten Banden des Vaterlandes, lebt und webt der Jesuit blos als Unterthan seines unsichtbaren Weltstaates.

Unter der obersten Aufsicht des Provinzials stehen folgende einzelne Ordensanstalten in den Provinzen, welche alle wieder ihre besonderen Vorgesetzten und Beamten haben. Zuerst die Professhäuser, in welchen die Professen von vier Gelübden wohnen. Diese Professhäuser haben keine Einkünfte, noch Güter, und die Vorsteher derselben heißen Pröpste (Praepositi). Sodann die Noviziats- (oder Prüfungs-) Häuser, in welchen die Novizen, Schüler und jene Väter wohnen, welche die dritte Prüfung noch nicht überstanden haben;

diese Noviziathäuser haben Einkünfte und ihre Vorsteher heißen Novizenmeister; in jedem befindet sich außerdem ein Examinator, welcher die Prüfungen der Aufzunehmenden leitet. Als eine Art von Aushülfe statt der Professhäuser und Kollegien, gibt es an Orten, wo solche nicht aufkommen können, sogenannte Residenzen; in diesen wohnen mehrere Jesuiten, welche in der Umgegend predigen und Beichte hören, oder in stiller Ruhe sich mit wissenschaftlichen Arbeiten befassen; zuweilen werden auch Mitglieder, welche für den Orden Aergernik gaben, in solche Residenzen, als in Strafanstalten versetzt. In protestantischen Ländern endlich errichten die Jesuiten sogenannte Missionen, leben darin unbeachtet, wie Weltgeistliche und suchen den Katholicismus wieder herzustellen.

Die Unterrichtsanstalten sind entweder Kollegien oder Seminarien. Die Kollegien bestehen aus Gymnasien und Fakultätsstudien. Die Gymnasien umfassen wieder mehrere Klassen. In den Fakultätsstunden werden Mathematik, Moralphilosophie, Logik, Physik und Metaphysik, Kasuistik, scholastische Theologie, hebräische Sprache und das Studium der heiligen Schrift gelehrt. Mit den Kollegien sind auch Konvikte verbunden, in welchen auch auswärtige Schüler (wie in Pension) aufgenommen werden, größtentheils Söhne aus guten Häusern; dadurch haben die Jesuiten Gelegenheit, sich viele Affiliirte (die ihnen sehr brauchbar sind) heranzuziehen und frühzeitig ganz für den Orden zu gewinnen. In den Seminarien hingegen bilden sie diejenigen von ihren Schülern aus, welche sie für die Zukunft als Professoren anstellen wollen.

Der Plan, welchen die Jesuiten von Anfang her bei ihrer Erziehung und Bildung der Jugend zu Grunde gelegt und konsequent befolgt haben, ist ein Beweis von ihrer tiefen Menschenkenntniß. Auch lassen sich daraus zum Theil das Ansehen, der Einfluß und die Macht

erklären, welche sie in der Welt erlangt haben. Ihr höchster Zweck war dabei einzig der: dem Orden taugliche und berühmte Mitglieder, so wie geneigte Freunde und Gönner im Weltleben zu erziehen. Dazu war die strengste Aufsicht über Lehrer und Schüler nöthig. Deshalb durfte weder ein Lehrer eine eigene freie Meinung vortragen, noch ein Schüler Gelegenheit finden, sich ein eigenes freies Urtheil zu bilden und auszusprechen. Aber, je weniger Freiheit der Denkkraft wirklich vergönnt war, um so mehr wurden dagegen die Geister der Jugend durch den trügerischen Anschein derselben gereizt. In den Gymnasialklassen war bloßes Auswendiglernen die Hauptsache und wurde am meisten belohnt. — Grund genug für eine ehrgeizige Jugend in der Uebung des Gedächtnisses zu wetteifern und jeden höheren Zweck der Studien darüber bei Seite zu setzen. Die Kenntniß der griechischen Literatur wurde allzusehr vernachlässigt, ebenso durch Einführung des Lateinischen als Umgangssprache der Schüler die Entwickelung der Volkssprache, besonders in Deutschland gehemmt. In den höheren Studien wurden die Jünglinge nicht in das tiefere Wesen der Wissenschaften eingeführt, sondern die todten Formen wurden ihnen als das Höchste dargestellt und zunächst dann die Kunst, mit spitzfündigen Schlüssen zu disputiren, besonders über einzelne Fälle, die selten oder gar nie in der Wirklichkeit vorkommen konnten (das heißt man die Kasuistik): da kamen oft die abentheuerlichsten Streitfragen vor, welche die Phantasie der jungen Leute ebenso sehr anregten, wie deren Eitelkeit, so daß einer den andern durch unnützen Scharfsinn zu überbieten suchte. Durch solche Spiegelfechtereien, welche den Schein des Ernstes hatten, wurde die Jugend von der Lust und Liebe zu tieferen ernsten Forschungen abgehalten und zugleich war die Kunst zu disputiren, eine gute Vorschule für jene Jesuitenzöglinge, welche dereinst Staatsmänner, Diplomaten und dergleichen werden und dem Orden nützen konnten,

ſo wie für jene, welche im Orden ſelbſt blieben und dann gar oft Trugſchlüſſe nöthig hatten, um ſo manche Ordenshandlung, welche jeder Mann von geſundem Kopfe und ehrlicher Bruſt für niederträchtig gehalten hätte, als eine rechtſchaffene, ja ſogar gottgefällige vertheidigen zu können. Außerdem verſtanden es die Jeſuiten meiſterhaft (und ſie verſtehen es auch noch), die leichtempfänglichen Gemüther der Jugend ganz und gar für ſich, ihre Lehrer, einzunehmen. Sie ließen ſich ſtets freundlich und wohlwollend zu ihren Schülern herab; ſie ſpornten den Ehrgeiz derſelben durch öffentliche Redeübungen und öffentliche Preisvertheilungen; ſie wirkten auf ihre Phantaſie durch öffentliche Schauſpiele, welche ſie von der Jugend aufführen ließen: ja ſelbſt der Anſtrich von militäriſcher Ordnung, welche ſie in der Eintheilung der Beſchäftigungen, ſogar der Spiele aufrecht hielten, hatte für die Jugend etwas ſehr Anziehendes. Den Aeltern aber imponirte der gelehrte Prunk ihrer Söhne, welche blos lateiniſch reden durften, ſo wie der äußere feine Anſtand, welchen dieſelben in den Jeſuitenſchulen lernten, ungemein, ſo daß dieſe weit und breit als die beſten geprieſen wurden, und daß jeder Vater, dem das Wohl ſeiner Söhne, am Herzen lag, ſie in die Jeſuitenſchule ſchickte; die natürliche Folge davon war die, daß die anderen geiſtlichen und weltlichen Schulen aus Mangel an Beſuch und Unterſtützung in Verfall kamen. Dabei verſäumten es die Jeſuiten nicht, die Knaben und Jünglinge auch durch die Bande der Religion an den Orden zu feſſeln, und ſie machten dieſe zu einem weſentlichen Beſtandtheile der Erziehung; Religionsunterricht, Gebete, Andachtsübungen und Leſung geiſtlicher Bücher wechſelten mit den Lehr- und Feierſtunden, tägliches Meſſehören, oftes Beichten und Empfangen des Abendmahles — dies alles verſchaffte den Schülern ebenſo großes Lob bei den Jeſuiten, als ihr Fleiß und ihre Fortſchritte in den Studien und verſchaffte den Lehrern eine vollſtändige Einſicht in

e Herzen ihrer Schüler, und eine unbegränzte moraliſche Gewalt über ſie. Alſo war das jeſuitiſche Schulweſen eſtellt. Die Vorſteher der Kollegien und Seminarien ießen Rektoren. Sie ſtanden (wie auch die Vorſteher er Konvikte, Profeßhäuſer, Noviziate) unter dem Pro- inzial, und hatten an dieſen jährliche getreue Berichte bzuſtatten: über den Zuſtand der ihnen untergebenen nſtalten, über die Thätigkeit der darin befindlichen Schüler und Brüder, ſo wie über die Schenkungen an die Ordenshäuſer. Aus dieſen einzelnen Berichten mußte ann jeder Provinzial einen Geſammtbericht zuſammen- ellen und an den General zu Rom ſchicken.

Berichterſtattung war überhaupt eines der we- entlichſten und wichtigſten Mittel, wodurch der General, n der Spitze des ungeheuren Ordensſtaates ſtehend, den- ſelben in jedem Augenblicke vollkommen überſehen, jedes Mitglied von beſonders hervorragenden Fähigkeiten auch in der weiteſten Ferne kennen lernen und an den für das- ſelbe geeigneten Platz hinſtellen, kurz die kunſtreiche Ma- ſchine der Verwaltung zweckmäßig lenken konnte. Zu dieſem Zwecke erhielt der General auch alljährlich von den Provinzialen einen kurzen ſchriftlichen Ueberblick, welchen die Vorſteher der Häuſer und Kollegien abfaſſen und dem die Provinziale ihre beſondren Bemerkungen beifügen mußten; ferner erhielt der General auch alle drei Jahre durch Bevollmächtigte der Provinz zwei auf ähn- liche Weiſe angefertigte ausführliche Liſten aller Mitglie- der, worin Name, Alter, Ordensgrad, Leibesbeſchaffen- heit, geiſtige Fähigkeiten, Thun und Laſſen eines jeden Einzelnen auf's Genaueſte angegeben waren. Außerdem beſtellte der General noch eigene Viſitatoren, welche die Provinzen (zur ſtrengeren Controle) bereiſen und auch die Provinziale insbeſondere beobachten mußten. Des- halb wurden auch diejenigen, welche ſich in den Orden aufnehmen laſſen wollten, lange und ſorgfältig geprüft und beobachtet, und zum blinden Gehorſam angehalten,

bevor man ſie zum Noviziat zuließ, und darin mußten ſie, mit völliger Entäußerung aller natürlichen Liebesbande und Neigungen, zwei Jahre hindurch, zuweilen noch länger, verharren, bevor ſie die einfachen Gelübde ablegen durften; erſt dann hatten ſie die Ausſicht auf Beförderung zu höheren Graden. Ebenſo machten ſich die Ordensmitglieder gleich bei ihrer Aufnahme verbindlich: einer den andern insgeheim ſorgſam zu beobachten und jeder die Fehler und Vergehungen ſeines Ordensbruders den Oberen anzuzeigen. Dieſes Syſtem einer durchgreifenden Controle und wechſelſeitigen geheimen Polizei, ohne welches keine Despotie beſtehen kann, beförderte freilich die Verſtellung und Heuchelei, aber es hatte dafür eine andre, dem Orden hochwichtige Folge. Da nämlich jeder einzelne Jeſuit wußte, daß ſein ganzes Leben und alle ſeine Fähigkeiten dem General genau bekannt waren, und daß es im Intereſſe des Ordens lag, nur die tüchtigſten Mitglieder zu höheren Würden zu befördern, ſo ſuchten natürlich die Talentvollſten und Thatkräftigſten ſich immer mehr Verdienſte um den Orden zu erwerben; die Belohnung dafür, nämlich eben jene Beförderung zu einem höheren Wirkungskreiſe im Orden, eine immer größere Selbſtſtändigkeit, die Herrſchaft über Untergebene und endlich die Ausſicht auf das höchſte Ziel, auf die Generalswürde, entſchädigte ſie reichlich für ihre eigene frühere untergeordnete Stellung. Dies iſt der Grund, weshalb die Ordensverfaſſung — ſo despotiſch ſie auch war — weit entfernt, fähige Männer vom Eintritte in den Orden abzuſchrecken, ſolche vielmehr anzog; dadurch blieb er ſtark, daß das höchſte Intereſſe jedes einzelnen Jeſuiten einzig und allein das Geſammtintereſſe des Ordens ſein mußte, daß jeder Egoismus eines Einzelnen aufging in dem des ganzen Inſtituts. Aber ebenſo nahm ſich dieſes ſtets mit ganzer Macht eines jeden Einzelnen an, wenn ein Solcher gekränkt, ſogar durch eigene Schuld von der weltlichen

Obrigkeit verfolgt war, oder ſeinen Ruf auf's Spiel geſetzt hatte. Warum aber that dies der Orden? Wieder aus Egoismus; denn, da ſich der ganze Orden durch den angeblichen Beſitz des vollen göttlichen Gnadenſchatzes den Anſchein der Untrüglichkeit und Heiligkeit anmaßte, ſo war ja in der Ehre jedes einzelnen Jeſuiten ſtets die des ganzen Ordens gekränkt. Kurz: dieſe innige Verſchmelzung der beiderſeitigen Intereſſen, der des ganzen Ordens und jener jedes einzelnen Mitgliedes, erhielt, ſtatt des Vertrauens, die innere Einigkeit, erhielt ſtatt des rechtlichen Vertrages das Gleichgewicht, erhielt die Größe, den Glanz und Beſtand des Ordens.

* * * *

So ſtand denn der Jeſuitenorden als ein durchaus eigenthümlicher Staat da, als Weltſtaat, und zwar nicht blos in geiſtiger Bedeutung dieſes Wortes, ſondern auch in rein weltlicher, die ganze Erde mit der ungeheuren Kette des Egoismus umſchlingend, einer Kette, deren Glieder die einzelnen Mitglieder des Ordens waren. Die erſte Folgerung, welche ſich aus dieſem ſtolzen Anſpruche ergab, war die der Selbſtſtändigkeit. Um dieſe zu erreichen, genügten dem Orden die zahlreichen päpſtlichen Privilegien nicht; er bedurfte auch jenes gewaltigen Talisman's, welcher auf Erden größere Wunder wirkt, als alle Beredſamkeit, welcher leichtere Siege erringt, als alle Kriegsheere, und welcher leider die Stimme der Wahrheit, der Treue und Redlichkeit ſo oft zum Schweigen bringt; kurz: er brauchte Geld. Die Kunſt, Reichthümer zu erwerben, war daher ein wichtiger Theil in der Ordenspolitik. Almoſen reichten für die ungeheuern Finanzbedürfniſſe des Jeſuitenſtaates nicht aus; um ſo ergiebiger waren für denſelben die Verfügungen der in den Orden Eintretenden über ihr Vermögen, ſodann die Geſchenke und Vermächtniſſe andächtiger Perſonen, worunter namentlich der Monarchen und des Adels. Daher

wendeten die Jesuiten alle möglichen Ränke an, um ansehnliche Erbschaften zu erschleichen; sie ängstigten die Gewissen reicher Erblasser und betrogen sie durch die Vorspiegelung, daß sie für das Geld ihnen Tausende von Seelenmessen lesen und, kraft des jesuitischen Vorrechts bei Gott, die ewige Seligkeit erwirken würden. Um den Geldzweck zu erreichen, wie auch, um Unterhandlungen ohne Aufsehen zu betreiben, verstießen sie oft scheinbar Mitglieder aus ihrem Orden (und der General durfte dies ja lediglich nach seiner Willkühr). Solche scheinbar Ausgestoßene erwarben dann Erbschaften, und wenn sie dies gethan, nahm sie der General in den Orden wieder auf, und sie brachten nun diesem das erworbene Vermögen zu. Endlich trieben die Jesuiten auch Geldgeschäfte und rafften den Handel in Amerika und Indien größtentheils an sich, wobei sie ungeheure Summen gewannen, aber nicht immer auf rechtlichem Wege. Doch nach ihrem Grundsatze: „der Zweck heiligt das Mittel," machten sie sich kein Gewissen daraus; ihr Zweck war der Vortheil des Ordens, und der Orden (so sagten sie) war ja zur größeren Ehre Gottes da, also mußten auch Wucher und Betrug blos zur Beförderung der größeren Ehre Gottes dienen und wurden dadurch gerechtfertigt.

Natürlicherweise kann ein Staat, welcher sich für den von Gott berechtigten alleinigen Weltstaat hält oder ausgibt, alle anderen neben sich nicht dulden; sie erscheinen ihm als Anmaßung, und wenn er sich in jener Eigenschaft behaupten will, so muß er sie erobern. Das hat denn der Jesuitenorden auch gethan, aber mit unsichtbaren Waffen. Bei den heidnischen Völkerschaften in Asien und Amerika breitete er seine Herrschaft unablässig durch Missionen aus; er ließ nämlich dort das Christenthum predigen, wodurch er sich in Europa hohen Ruhm verschaffte, und unter jenem heiligen Vorwande vermehrte er auch seine Reichthümer, seine Macht. Den christlichen Reichen gegenüber mußte der Orden seine

und schlauer zu Werke gehen: da mußte er, wenn er über die Fürsten und über die Völker sicher herrschen wollte, gerade den Schein der Herrschsucht mit der größten Sorgfalt vermeiden; auch mußte er bei protestantischen Staaten einen andern Weg einschlagen, als bei katholischen. Das hat er denn auch mit einer wahrhaft erstaunlichen Menschenkenntniß, Staatsklugheit und Konsequenz gethan. In den katholischen Staaten war das tiefberechnete Verfahren des Ordens, um die Alleinherrschaft zu erringen, folgendes: Die Jesuiten unternahmen ihre Angriffe zu gleicher Zeit von der einen Seite auf das Volk und von der andern Seite auf die Monarchen. Vor allem strebten sie, sich bei beiden einzuschmeicheln und sich beiden unentbehrlich zu machen. Deshalb umgaben sie sich mit dem blendenden Schein einer ganz besonderen Frömmigkeit, befestigten den Glauben der Menschen an den unerschöpflichen geistlichen Gnadenschatz des Ordens und brachten es auf alle Weise dahin, daß man sie als Beichtväter suchte. Als solche hatten sie dann die volle Gewalt über die Gewissen und dadurch auch mit leichter Mühe über die Willenskraft der Gläubigen. Diese Gewalt erhielten sie sich dadurch, daß sie nicht allzu streng gegen ihre Beichtkinder waren, vielmehr denselben manche Sünden unter nichtigen Vorwänden gerne nachließen. Ihre Politik war: sich den verschiedenen Sitten der Menschen anzuschmiegen, mit den Strengen streng, hingegen mit Leuten von weitem Gewissen auch wieder nachsichtig zu sein, überall den Neigungen entgegen zu kommen und zu schmeicheln. Volk und Monarchen trachteten sie gleichmäßig in einer geistigen Unmündigkeit zu erhalten; denn sie wußten wohl, daß man am leichtesten solche Menschen beherrschen kann, welche das Denken verlernt haben: deshalb stellten sie auch gar eifrig den angebornen Trieb des Menschen, über das Höchste, über Glaubenssachen nachzudenken, als sündhaft, als

Einflüsterung des bösen Geistes dar. Indem sie so den Verstand abstumpften, regten sie die Einbildungskraft heftig auf. Aus diesem Grunde bildeten sie besonders die Verehrung der Jungfrau Maria im höchsten Grade aus und erfanden eine Menge wunderbarer Erzählungen von der geheimnißvollen unbegränzten Macht, welche die heilige Maria im Himmel zu Gunsten aller derer ausübe, die ihr auf Erden andächtig dienten; ja sie erweckten in den Gläubigen die Vorstellung, daß Maria eine noch größere Macht habe, als ihr Sohn, der Heiland, diese zweite göttliche Person. So erhoben sie die Schwärmerei ihres Ordensstifters Loyola zu einem Glaubenssatze. In gleichem Grade trieben sie die Verehrung der Heiligen (besonders der aus ihrem Orden) bis zur Abgötterei; lauter gemeinsinnliche Vorstellungen, wodurch der reine Gottesglaube verdüstert ward! Als tiefe Menschenkenner blieben sie dabei nicht stehen. Sie wußten, daß ungebildete Menschen durch die abergläubische Furcht vor unsichtbaren Mächten am leichtesten zu beherrschen seien. Deshalb ersannen sie tausend abentheuerliche Erzählungen von den Listen der bösen Geister gegen die Menschen und, wenn sie dadurch schwache Gemüther geschreckt und bis zur Verzweiflung verwirrt hatten, so boten sie sich selbst, wie höhere mächtige Wesen, zu Rettern dagegen an. In diesem Geiste sind ihre berühmten „geistlichen Uebungen," das sind, so zu sagen, Kampfübungen gegen die Anfechtungen des Teufels, wobei sich die schwachen Gläubigen ganz der Leitung der Jesuiten überlassen mußten: ein mit wahrhaft teuflischer Schlauheit gewebtes Netz, worin diese die gesunde Vernunft fingen und abtödteten. Außerdem suchten sie planmäßig auch im Gottesdienst durch blendenden Prunk der Ceremonien auf die sinnlichen Vorstellungen zu wirken, um dadurch jede Regung eines tieferen Gemüthsbedürfnisses abzustumpfen. Zu diesem Ende veranstalteten sie theatralische Feste, stattliche Aufzüge und prunkvolle Kirchenfeierlichkeiten.

Außerdem erlangten sie großes Ansehen durch den Schein ihrer Gelehrsamkeit; und da sie nirgends eine abstoßende mönchische Strenge an den Tag legten, da sie ferner durch die Jugenderziehung mit den Familien auf's innigste zusammenhingen und besonders die Frauen an sich zu fesseln verstanden, so konnte es nicht fehlen, daß ihr Einfluß auf das Volk zu einer wahren Herrschaft ward. — Den Einfluß, welchen sie auf die Monarchen, als deren Beichtväter, hatten, trugen sie nicht zur Schau; ja dies war ihnen nach ihrer Ordensverfassung sogar verboten, und wenn sie, in solcher Stellung, die wichtigsten Angelegenheiten zu Stande brachten, so versteckten sie sich immer hinter die Monarchen, so daß es schien, als ob diese aus freien Stücken gehandelt hätten; dadurch vermieden sie klug alle Gehässigkeit und luden diese den Monarchen selbst auf. Uebrigens mußten sie, in Folge ihrer Ordensverfassung, stets dahin arbeiten, daß die Monarchen dem Orden wohlgewogen blieben und dessen Bestes beförderten. Ebenso mußten sich die jesuitischen Beichtväter der Monarchen, wenn sich diese in zweifelhaften Fällen bei ihnen Raths erholen wollten, stets an die Ordensobern wenden und deren Gutachten einziehen. Endlich — und das war von größter Wichtigkeit — theilten sie die Beichten der Monarchen dem Ordensgeneral mit. Das war freilich eine frevelhafte Verletzung des Beichtgeheimnisses; aber sie entschuldigten dies Verbrechen wieder durch den guten Zweck, zu welchem es begangen werde, nämlich durch den Vortheil des Ordens. So wußte demnach der Ordensgeneral in Rom die geheimsten Gedanken und Vorsätze aller katholischen Monarchen, und konnte sie durch seine Kreaturen, die Beichtväter, wie Puppen an Drähten, ganz nach seinem Gefallen lenken, — und durch sie wieder die Völker; so hatte er jeden Feind des Ordens, jeden Freund der Wahrheit und Freiheit durch die Könige, wie durch seine Sklaven, ja wie durch seine Schergen, in sei-

ner Gewalt, und die Majestät, von welcher die Völker Schutz, Heil und Segen erwarteten, mußten ihm dienen zur Vollstreckung seiner Tyrannei. — Anders war es in protestantischen Staaten. Da richtete sich die Politik des Jesuitenordens nach den verschiedenen Umständen. War z. B. der Monarch katholisch und das Volk protestantisch, so schlichen sie sich in das Vertrauen des ersteren ein und trieben ihn durch alle erdenklichen Einflüsterungen, geistliche Verheißungen, Drohungen und Zusprüche soweit, daß er selbst auf die Gefahr hin, Thron und Land zu verlieren, sein Volk zu bekehren suchte. War hingegen der Monarch protestantisch und auch nur ein Theil des Volkes katholisch, so wiegelten sie das Volk wider jenen auf, schilderten ihm denselben als einen von Gott verfluchten Tyrannen und lehrten frech, daß man ihn ungestraft ermorden dürfe, ja daß dies Verbrechen, weil es zur größeren Ehre Gottes begangen würde, sogar ein vor Gott höchst verdienstliches Werk sei; ja sie verführten einzelne Schwärmer zum Königsmord, und wenn solche Verbrecher ergriffen und gerichtet wurden, so priesen sie dieselben noch gar als Märtyrer für den heiligen Glauben. — Waren Fürst und Volk protestantisch, so schlichen sie sich in weltlichen Kleidern, als Kaufleute, Botschafter oder dergleichen in's Land, gaben sich sogar für Protestanten aus, fingen dann im Stillen an zu wirken, und ließen alle Minen springen. Kurz: sie benahmen sich als offene Feinde, obwohl sie nie den Schein davon haben wollten, stifteten Empörung, Meuterei, Revolution und Bürgerkrieg und heiligten die scheußlichsten Verbrechen.

Dies führt zu einem kurzen Ueberblick der jesuitischen Sittenlehre.

Der oberste Grundsatz derselben hieß, wie gesagt:

„Der Zweck heiligt das Mittel!“

Ein Grundsatz, welcher, wenn er von Jedermann befolgt würde, bald die Treue aus der menschlichen Gesellschaft verjagen, und jedes noch so scheußliche Verbrechen in eine

Tugend verwandeln würde, ein Grundsatz, welcher die Bande der Familien und des Staates zerreißen würde. Es ist der frechste Hohn des Egoismus gegen das erhabene Sittengesetz des Heilandes, welcher sich aus höchster aufopfernder Liebe für alle Menschen in den Tod begab, desselben Heilands, dessen Namen sich der Orden anmaßte und noch führt.

Die nächsten Folgerungen, welche die Jesuiten aus jenem verbrecherischen Hauptgrundsatz ableiteten, waren folgende. Sie behaupteten: „Gott, als höchster Richter, beurtheile nicht die äußere That, sondern blos die geheime Absicht des Thäters. Daher sei keine That, ob sie auch nach menschlicher Beurtheilung noch so unmoralisch und verbrecherisch scheine, es auch wirklich, wenn nicht auch die Absicht böse sei. Wenn daher der Thäter seiner bösen That eine gute Absicht unterschiebe, oder eine solche auch nur an die Stelle der schlechten setze, so sei er gerechtfertigt." Was folgte daraus? Daß sich jedes Verbrechen nicht blos nachträglich rechtfertigen, sondern, daß es sich überhaupt ohne Gewissensskrupel begehen ließ. Diese furchtbare Theorie haben die Jesuiten völlig zu einer eigenen Wissenschaft ausgearbeitet.

Und also theilten sie die verschiedenen Berechtigungen zu sündigen ein: „Man darf sündigen, wenn man irgend eine billigende Meinung eines Schriftstellers als Autorität für seine Handlung auffinden kann." Und warum? Weil dabei die böse Absicht nicht auf dem Thäter haftet, sondern auf einem Dritten (nämlich auf jener Autorität). Dann heißt die böse That probabel. Dieses System nannten die Jesuiten den „Probabilismus." — „Man darf ferner sündigen" (behaupteten sie) „wenn man sich einen erlaubten Gegenstand als Zweck der Handlungsweise einbildet." Das nannten sie „die Leitung der Absicht." — „Man darf sündigen, mit innerem Vorbehalt (reservatio mentalis), wenn man bei einer Aeußerung eine andere Absicht denkt, als

sie aüsdrückt." Warum? Weil man sich dann eine Beschränkung seiner Absicht hinzudenkt; dadurch ist die Aeußerung für das Gewissen etwas wesentlich andres, als was sie scheint. — „Man darf sündigen durch Zweideutigkeit, wenn man einen Ausdruck gebraucht, der mehrere Bedeutungen hat, und in Gedanken eine andre Bedeutung des Wortes als Absicht annimmt, als jene, welche der Hörende glaubt und annimmt." So rechtfertigten sie Lüge, Betrug und Meineid. Außerdem gab es auch noch viele andre solcher jesuitischer Trugschlüsse; aber das Schamgefühl verbietet, sie wieder zu erzählen.

Dies ist das System der jesuitischen Sittenlehre und der Orden hat dasselbe auch praktisch angewendet. Freilich gab es zu allen Zeiten unter den Jesuiten auch edlere Männer, welche nicht blos solche Grundsätze im Stillen verabscheuten und keineswegs befolgten, sondern vielmehr als ächte Priester Jesu Christi die erhabensten Beispiele von Aufopferung für die leidende Menschheit gaben. Ebenso hatte der Orden sehr gelehrte Männer, welche sich in verschiedenen Fächern der Wissenschaften rühmlich auszeichneten. Aber ist es wohl auch zu verwundern, wenn sich unter Hunderttausenden, welche im Verlaufe von drei Jahrhunderten zu einer Gesellschaft gehörten, etwa hundert Edle und gründliche Gelehrte befunden haben? Das sind immer nur Ausnahmen von der Regel, nach welchen die Geschichte nicht rechnen darf, wenn sie über diese letztere selbst zu Gerichte sitzend, ein gültiges Urtheil fällen will.

Viertes Kapitel.

Wie die Jesuiten nach vielen Kämpfen in Frankreich die Herrschaft errungen und verderblich mißbraucht haben.

Das Königreich Frankreich befand sich seit der Zeit, als die Reformation darin verbreitet worden, in Verwirrung, Bürgerkrieg und Elend. Aber daran war nicht die Reformation schuld, sondern die Herrschsucht zweier mächtiger Partheien, welche die Religion zum Vorwand nahmen. Eine Parthei, die der Herzoge von Guise, entflammte den Glaubenseifer der Katholiken gegen die Reformirten, welche in Frankreich „Hugenotten" hießen. Diese wurden, aus blinder, fanatischer Raserei, mit unmenschlicher Grausamkeit verfolgt und sollten mit Feuer und Schwert ausgerottet werden. Aber gerade diese Unterdrückung erhöhte nur den Muth und die Standhaftigkeit der Hugenotten. Eine andere Parthei, die des Hauses Bourbon (welches eine Seitenlinie des damals herrschenden französischen Königshauses Valois war) schloß sich nun an die verfolgten Hugenotten an. Der König Karl IX. war damals noch ein Knabe und seine ränkevolle und herrschsüchtige Mutter, Katharina von Medici, welche die Regentschaft führte, wollte eine Parthei durch die andere in Schach halten. Als der kluge Jakob Lainez, welcher damals General des Jesuitenordens war, diese Lage der Dinge in Frankreich überblickte, dachte er: „Das ist der günstige Zeitpunkt, um dem Orden in Frankreich endlich Eingang zu verschaffen; denn die katholische Parthei kann ihn brauchen." Obwohl nun der königliche Hof den Orden begünstigte, so widersetzten sich demselben doch fortwährend die französische katholische Geistlichkeit, eifersüchtig auf dessen ungeheure Vorrechte, und das Parlament. Da ward im

Jahre 1561 zu Poissi in einer Kirchenversammlung ein Religionsgespräch gehalten, um die Katholiken und Hugenotten in Güte zu vertragen. Zu diesem Gespräche kam auch Lainez und bewirkte sowohl durch die Klugheit, mit welcher er seine Voranstalten getroffen hatte, als auch durch die Kühnheit, mit welcher er auftrat, die Aufnahme des Jesuitenordens in Frankreich; jedoch unter der Bedingung, daß derselbe dort auf die Ausübung der päpstlichen Privilegien verzichtete und sich der bischöflichen Gerichtsbarkeit unterwerfen mußte. Der Orden versprach dies, aber mit dem „inneren Vorbehalt", sein Versprechen nicht zu halten. Und alsobald erbauten sich die Väter von der Gesellschaft Jesu ein großes Kollegium in Paris, eröffneten ihre Schulen und wollten nun auch die Universität unter ihren Einfluß bringen. Diese aber wehrte sich muthig um ihre Selbstständigkeit. Es kam zu einem Prozesse zwischen der Universität und den Jesuiten. Da bestachen diese wohl manchen Advokaten; aber einen Mann von großen Geistesgaben und edlem Muth konnten sie doch nicht unschädlich machen. Er hieß Stephan Pasquier. Vor den Schranken des Parlaments enthüllte er das System des Ordens, und sprach dazu: „Wo Jesuiten geduldet werden, da kann kein Fürst und Potentat sich gegen ihre Angriffe sichern. Duldet ihr sie, so werdet ihr nur allzuspät und mit bittrer Reue erkennen, daß ihre Ränke nicht bloß die Ruhe Frankreichs, sondern auch die der ganzen Welt stören werden." In gleichem Sinne sprach auch der Generaladvokat du Mesnil, und gegen die überzeugende Sprache der Wahrheit, welche diese beiden scharfsinnigen und ehrenhaften Männer führten, konnten die Jesuiten nicht aufkommen. Da bat der stolze Ordensgeneral den Papst fußfällig um seinen Schutz gegen die Universität Paris, und dieser empfahl die Sache des Ordens dringend dem Bischof von Paris, während der Jesuit Possevin den Hof dafür bearbeitete. Die Folge davon war, daß der Prozeß nicht

entschieden wurde und daß die Jesuiten die Erlaubniß bekamen, öffentlich zu lehren.

Bald entbrannten in Frankreich die schauderhaftesten Bürgerkriege im Namen der Religion; die katholischen Machthaber schändeten ihren Glauben und sich selbst durch die unerhörtesten Treulosigkeiten und durch eine beispiellose Blutgier. In der Nacht vor dem Bartholomäustag 1572 erging zu Paris auf Befehl der Königin Katharina von Medici über die Hugenotten jenes scheußliche Gemetzel, welches in der Geschichte unter dem Namen der Pariser „Bluthochzeit" bekannt ist. Da wurden in Paris und in den Provinzen hunderttausend Christen ermordet, weil sie keine Katholiken waren und in Rom und Madrid feierte man Freudenfeste über das Gelingen dieses blutigen Frevels! — Karl IX. starb 1574 und sein Bruder Heinrich III. bestieg den Thron, ein leichtsinniger, wollüstiger, erbärmlicher Fürst, unter dessen Regierung der Kampf der Partheien und der Bürgerkrieg fortdauerte. Der Hof mußte sich endlich (1576) entschließen, den Hugenotten in einem Vertrage große Zugeständnisse zu ertheilen. Darüber waren jedoch alle fanatischen Katholiken, die Guisen an ihrer Spitze, sehr erbittert, und schlossen einen Bund für die Erhaltung des römischen Katholicismus; dieser Bund hieß die heilige Ligue und hatte insgeheim auch noch den Sturz des französischen Königshauses zum Zweck; König Philipp II. von Spanien, den es nach dem Besitze Frankreichs gelüstete, nahm daran Theil und die Jesuiten waren dabei die eifrigsten Agenten im spanischen Interesse. Heinrich III. wurde durch einen fanatischen jungen Mönch Jakob Clement 1589 ermordet, und die Jesuiten priesen dies Verbrechen laut als ein göttliches Wunder. Nun bestieg Heinrich von Bearn von der Bourbonischen Linie, König von Navarra, unter dem Namen Heinrich IV. den französischen Thron, einer der edelsten Fürsten, welche denselben je geziert haben, tapfer, großmüthig, klug, aufgeklärt, ein

Freund und Liebling des Volkes. Um so verhaßter war er der Ligue, dem spanischen Hofe und den Jesuiten, welche fortwährend die Krone Frankreichs an Spanien bringen wollten. Zu diesem staatsverbrecherischen Zwecke versuchten sie alle möglichen Umtriebe, reizten in den Beichtstühlen das Volk zur Empörung und verführten einen ihrer Schüler, den jungen Johann Chatel, zum Königsmord, indem sie ihm denselben als das einzige Gott gefällige Werk vorstellten, wodurch er seine Seele von ewiger Verdammniß erretten könne. Der Jesuitenschüler stach (1594) dem König nach der Kehle, traf ihn aber in die Lippe, so daß derselbe gerettet ward. In der peinlichen Untersuchung, welche mit dem Mörder vorgenommen wurde, ergaben sich nun alle Ränke der Jesuiten, und sie wurden durch einen Parlamentsbeschluß, als Staatsfeinde und Verführer der Jugend, aus Frankreich verbannt, Chatel von Pferden zerrissen, der Rektor des Collegiums zu Paris gehängt und verbrannt. Aber dem Verbannungsurtheil zum Trotze blieben die Jesuiten in Frankreich, zum Theil von der liguistischen Parthei offen geschützt, zum Theil in angeblich weltlichem Stande und schmiedeten ihre Ränke wie vor und eh. Und es dauerte auch nicht lange, so versprach ihnen Heinrich IV. (1603), auf immerwährendes Andringen des Papstes, und weil er wohl auch befürchtete, sie möchten, wenn er sie zu Feinden habe, neue Bürgerkriege entzünden, daß sie sich wieder in Frankreich aufhalten durften. Vergeblich warnten den König seine treuen Freunde und das Parlament vor ihren staatsgefährlichen Grundsätzen; Heinrich IV. hielt sein Wort und so wurden die Jesuiten 1604 in Frankreich wieder aufgenommen.

Kaum waren sie so geduldet, so suchten sie auch schon zu herrschen. Der Jesuit Pater Cotton wurde des Königs Beichtvater und gab sich alle mögliche Mühe, dessen treuen Freund und mächtigen Minister, den Herzog von Sülly, einen großen und edlen Staatsmann, durch

Verläumdungen zu verdächtigen und zu stürzen. Die Jesuiten gewannen durch die Königin (eine bigotte Italienerin), Einfluß am Hofe und beim hohen Adel, bemächtigten sich ferner des Jugendunterrichtes und wollten auch die Universität Paris an sich bringen. Während nun der König sie begünstigte (denn es war sein Grundsatz, seine Feinde durch Wohlthaten in Freunde zu verwandeln), haßten sie ihn unversöhnlich. Und zwar aus folgenden Gründen; erstens, weil er 1589 durch das Edikt von Nantes allen Reformirten in Frankreich Gewissensfreiheit und vollen Genuß staatsbürgerlicher Rechte zugesichert hatte, und sodann, weil sie wußten, daß Heinrich IV. den kühnen Plan gefaßt hatte, das Uebergewicht der spanischen und österreichischen Macht zu brechen und durch die Vertheilung Europa's in lauter gleichmächtige Staaten ein vollkommenes Gleichgewicht herzustellen, und die Protestanten in Deutschland zu unterstützen. Dadurch war die Weltherrschaft des Jesuitenstaates bedroht. Doch Heinrich kam nicht dazu, jenen Plan in's Werk zu setzen. Er fand den Tod, wenn auch nicht durch unmittelbare Anstiftung der Jesuiten, aber um so gewisser in Folge der verbrecherischen Grundsätze, welche sie in ihren Beichtstühlen, auf den Kanzeln, durch ihre Schriften im Volke verbreiteten und wodurch sie insbesondere die Jugend verführten. So wurde damals in Frankreich ein Buch des spanischen Jesuiten Mariana verbreitet, worin die Lehre aufgestellt und bewiesen war, daß jeder rechtmäßige König, sobald er die Religion oder die Staatsgesetze umstößt, vogelfrei sei und durch offne Volkserhebung, so wie durch die Hand jedes Einzelnen, durch Dolch oder Gift aus dem Wege geräumt werden dürfte. Von solchen Grundsätzen bethört, glaubte ein fanatischer Mensch, Franz Ravaillac, ein gottgefälliges Werk zu vollbringen, wenn er den König als Freund der Ketzer ermordete. Er lauerte (1610) Heinrich IV. auf offener Straße auf und durchbohrte ihn

mit zwei Dolchstichen, daß er den Geist aufgab. Ravaillac ließ sich nach der blutigen That ohne Widerstand ergreifen; er wurde mit glühenden Zangen gezwickt und von Pferden zerrissen.

Laut erhob sich nun der Unwille des Volkes gegen die Jesuiten, denen man die Mitwissenschaft an dem Königsmord Schuld gab; aber die verwittwete Königin und der Hof nahmen dieselben in Schutz. Bald überwanden sie nun den letzten Widerstand der französischen Geistlichkeit und Universität Paris, erwirkten sich 1618 die Erlaubniß, alle Wissenschaften öffentlich zu lehren, und verbanden sich während der Minderjährigkeit des Königs Ludwig XIII. mit den Ministern, zur völligen Unterdrückung der Religions- und bürgerlichen Freiheit in Frankreich.

Als aber in der Folge der Kardinal Richelieu, einer der größten Staatsmänner, den Plan Heinrich IV. wieder aufnahm und die Uebermacht Spaniens und Oesterreichs durch seine Politik aufzulösen versuchte, um Frankreich nach außen eben so groß zu machen, als er es innerlich zu befestigen trachtete, da erhoben sich die Jesuiten im ganzen Stolz ihrer Macht und verkündigten in verschiedenen Schriften laut jene staatsgefährlichen Grundsätze, daß die geistliche Macht über aller weltlichen stehe, diese letztere an die Könige gleichsam nur verleihe und sie denselben ebenso wieder entziehen dürfe. Diese Lehre mit allen ihren Folgerungen von Erlaubtheit der Empörung und des Fürstenmordes entwickelten die Jesuiten Santarell, Busenbaum, Escobar und mehre andre. Das Gefährlichste dabei war, daß sie sich auf die ursprünglichen, unverjährbaren Rechte der Völker beriefen, und denselben den heiligen Begriff der Freiheit verfälschten, ja diese letztere selbst durch eine so blutige und verbrecherische Auslegung in Verruf brachten. Und doch vertheidigten sie eben so eifrig und spitzfindig auch die Tyrannei in allen jenen Ländern, wo sie von derselben Vortheil hatten. Da sie selbst kein Vaterland hatten, so suchten sie in

Frankreich (wie überall) die Nationalität zu vernichten, sobald diese ihrem Egoismus im Wege stand. Sie hatten deshalb große Anfechtungen von Seiten manches rechtschaffenen Mannes zu bestehen; aber klug und gewandt, wie sie waren, und gestützt auf ihre Sittenlehre, welche ihnen jede Zweideutigkeit, jede Lüge, jeden Meineid erlaubte, reinigten sie sich von allen Vorwürfen, trugen den Sieg davon und befestigten sich immer mehr, sowohl in ihrer Stellung am Hofe, als auch in ihrem Einfluß auf das Volk.

Eine theologische Streitigkeit gab ihnen einen willkommenen Anlaß, ihre Macht noch mehr zu befestigen und auszubreiten. Ein spanischer Jesuit, Namens Ludwig Molina (welcher zu Madrid im Jahre 1600 gestorben) hatte im Jahre 1588 ein Buch geschrieben, betitelt: „concordia divinae gratiae et liberi arbitrii" (d. i. Uebereinstimmung der göttlichen Gnade und des freien Willens). Darin hatte er folgende Behauptung aufgestellt: „Die Auserwählten seien von Gott zur ewigen Seligkeit vorher bestimmt und zwar wegen ihrer Verdienste, die göttliche Gnade, durch welche sie ihre Verdienste sammeln, sei bloß dadurch wirksam, daß sie ihr nicht widerstünden und Gott ertheile sie ihnen in jenen Umständen, in welchen er die Einstimmung ihres freien Willens voraussehe." Dies System, welches nach seinem Urheber der „Molinismus" genannt wurde, hatte zahllose Streitigkeiten veranlaßt und fast alle rechtgläubigen Gottesgelehrten hatten es für Ketzerei erklärt. Da aber Molina ein Jesuit war, so nahm sich der ganze Orden seiner mit Macht an; denn dieser wollte nicht zugeben, daß auch nur ein einziges Mitglied ketzerische Meinungen haben könnte; ja der Orden vertheidigte den Molinismus sogar gegen den Papst. Dennoch wollte dieser den Molinismus verdammen und war schon im Begriff, sein Urtheil auszusprechen, als ihm die Jesuiten

gerade einen wichtigen Dienst leisteten; aus Klugheit unterdrückte er nun (1611) sein Verdammungsurtheil.

Aber bald hatten die Jesuiten von zwei Seiten her höchst gefährliche Angriffe zu bestehen. Der grundgelehrte Bischof von Ypern in Holland, Kornelius Janse, hatte ein Buch unter dem Titel: „Augustinus" geschrieben, welches nach seinem Tode im Jahre 1640 im Drucke erschien. Darin war die Lehre aufgestellt, „daß der menschliche Wille durch die irdische Lust gefesselt sei, aber in diesem Zustand der Unfreiheit durch Gottes Gnade zum Wohlgefallen am Guten herangezogen werde; das Gute aber und die Wahrheit sei Gott selbst und daher sei die Tugend Gottesliebe." Zur selben Zeit wirkte Janse's Freund, der fromme du Berger, Abt zu St. Cyran, durch Predigten gar mächtig für die Verbesserung der durch die Jesuiten so furchtbar verdorbenen Sittenzucht, und als er 1643 gestorben war, fuhren seine zahlreichen Schüler, welche in dem ehemaligen Kloster Port-Royal bei Paris ihren Versammlungsort hatten, rüstig fort, durch Jugendunterricht und geistreiche Schriften zu wirken; sie griffen nicht blos die jesuitischen Grundsätze an und deckten sie auf, sondern bekämpften auch die Anmaßungen des römischen Hofes. Unter jenen Männern, welche die sogenannte „Schule von Port-Royal" bildeten, zeichneten sich besonders Arnauld d'Andilly und Blasius Pascal aus, zwei der edelsten Vorkämpfer für Wahrheit und Aufklärung in Frankreich. Der Jesuitenorden erkannte mit stillem Grimm den ganzen Umfang der drohenden Gefahr; er bewirkte 1653 vom päpstlichen Stuhle das Verbot des von Janse herausgegebenen Buches, als eines ketzerischen, obwohl die Anhänger Janse's, die sogenannten „Jansenisten" bewiesen, daß die als ketzerisch bezeichneten Stellen — in dem Buche gar nicht standen und daß dieses überhaupt verboten worden sei, ohne daß man es vorher gelesen habe. Daraus entstand nun ein heftiger Streit

über die Frage: „ob der Papst nicht blos in seinen Aussprüchen über Rechtssachen untrüglich sei, sondern ob man ihn auch für untrüglich halten müsse bei Behauptung von Thatsachen, von denen doch das Gegentheil erwiesen sei.“ Da sieht nun wohl jedermann ein, daß dies ein Unsinn ist. Aber die Jesuiten wollten, daß die ganze Welt das unbedingt glauben müsse, was der Papst aussprach, gleichviel, ob's Unsinn sei oder nicht. Denn nur durch unbedingten Glauben war ja jener unbedingte Gehorsam möglich, den sie vonnöthen hatten, um unter dem Vorwande: die päpstliche Macht zu beschützen, selbst herrschen zu können. Und wirklich brachten sie's dahin, daß alle Diener der Kirche in Frankreich einen eignen Revers ausstellen mußten, dem zufolge dieselben Jansé's Sätze verdammten. Der schändlichste Hohn des Despotismus über alle Freiheit und gesunde Vernunft! Aber kurz und gut: wer diesen Revers nicht unterschrieb, wurde eingesperrt oder durfte noch von Glück sagen, wenn er aus Frankreich flüchten konnte, denn die Jesuiten hatten dort die Regierung ganz und gar in ihrer Gewalt, und jedermann, welchen sie sonst aus Privatrücksichten haßten, unterlag nun unter dem bloßen Vorwand, „er sei ein Jansenist“ den grausamsten Verfolgungen. Die meisten Laien kannten all die theologischen Spitzfindigkeiten nicht und glaubten das alles auf ein Haar, was ihnen die Jesuiten einredeten. Ist das nicht schrecklich, daß der Mensch bis zu einem solchen Grade von Dummheit und geistiger Knechtschaft herabgebracht werden kann?

Aber eben diese Erniedrigung ist auch der Fluch der Tyrannei. Das Königthum in Frankreich war nämlich zur schändlichsten Despotie über die Unterthanen ausgeartet, und die Jesuiten, die am liebsten über Sklaven herrschten, begünstigten diese Despotie. Aber eben so herrschten sie wieder über den Despoten selbst. Und warum konnten sie das? Weil am Hofe keine Spur von Sittlichkeit mehr war (eine Folge der Tyrannei; denn

ver keine Beſchränkung hat, hält alles für erlaubt). Weil aber das Königthum und der Adel ganz und gar in den Pfuhl der Unſittlichkeit und durch dieſe moraliſche Schwäche auch in geiſtige und phyſiſche verſunken waren, ſo ſchnappten König und Hof, im Gefühle ihrer Schlechtigkeit, wie der Fiſch nach dem Waſſer, nach göttlichem Erbarmen. Da waren nun die Jeſuiten, welche daſſelbe wie Schatzmeiſter vertheilten. Aber wie? Nur gegen den Tribut der Abhängigkeit von der geiſtlichen Gewalt. Deshalb zogen nun die ſchlauen Jeſuiten ſelbſt König und Hof gefliſſentlich immer tiefer in die moraliſche Verworfenheit hinab und machten gemeinſame Sache mit den Mätreſſen, um dann die ſchwachen, troſtloſen Machthaber der Erde um ſo ſicherer in ihren Netzen zu haben und denſelben in den Stunden der Gewiſſensbiſſe oder Verzweiflung alles Mögliche zum Vortheil des Ordens abzupreſſen. So ſtellt ſich das jammernswürdige, aber gerechte Schauſpiel dar, wie jene Machthaber, welche die Menſchenwürde an ihren Unterthanen für gar nichts achteten, und dieſe grade wie Sklaven behandelten, ſelbſt wieder zu den verächtlichſten Sklaven des Jeſuitenordens wurden. Damals herrſchte über Frankreich König Ludwig XIV., welcher von ſeinen Schmeichlern der „Große", ſowie ſein Zeitalter „das goldene" genannt wurde. Die größten Talente waren an ſeinem Hofe und in ſeinen Feldlagern verſammelt und wetteiferten den Ruhm dieſes Despoten zu verherrlichen, während er ſelbſt, in all ſeinem Glanze, in aller ſeiner Ueppigkeit, nur ein Werkzeug war, welches der Orden durch ſeine Beichtväter nach Gefallen lenkte. Die Folgen dieſer Jeſuitenherrſchaft für Frankreich waren entſetzlich. Der Pater Lachaiſeredete ſein königliches Beichtkind Ludwig XIV. in Verbindung mit deſſen Maitreſſe, der Frau von Maintenon, zur völligen Ausrottung des Proteſtantismus. Anfänglich ließ der König jedem Hugenotten, welcher ſich zur katholiſchen Religion bekehrte, Geld auszahlen; bald

aber verfuhr man gewaltſam, und Louvois, der Günſtling des Königs, ließ, um dieſem zu gefallen, die Hugenotten durch Dragoner zur Bekehrung bringen. Die Intendanten in den Provinzen wetteiferten bald in Grauſamkeiten gegen die Hugenotten. Mit Bajonetten und Piſtolen wurden dieſe zur Meſſe getrieben, Kinder ihren Aeltern entriſſen, Frauen, welche den reformirten Glauben nicht abſchwören wollten, geſchändet, die reformirten Geiſtlichen und jene Neubekehrten, welche den aufgedrungenen katholiſchen Glauben wieder abſchüttelten, gefoltert und hingerichtet. Es ſchien, als ob ganz Frankreich nur aus zwei großen Partheien beſtünde, aus Henkern und aus Schlachtopfern. Und um dem ſcheußlichen Werk die Krone aufzuſetzen, hob Ludwig XIV., von ſeinem Beichtvater und von Louvois dazu beredet, 1685 das Edikt von Nantes auf, Heinrich IV. ſchönſtes Denkmal. Er wähnte, von ſeinem Beichtvater und ſeinen Günſtlingen betrogen, die reformirte Religion ſei bereits völlig erſtickt, und behandelte die vermeintlich nur noch wenigen Reformirten wie Rebellen, denen bei den ſchwerſten Strafen ſogar der letzte Troſt verſagt ward, auszuwandern aus ihrem Vaterlande, aus welchem der verworfene Hof ſelbſt Tugend, Treue und Redlichkeit verbannt hatte. Aber Verzweiflung gab den Unglücklichen Kraft und Liſt, und über 50,000 reformirte Familien flohen glücklich aus Frankreich nach England, Holland und zu den proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands und brachten ihre Reichthümer, ihren Gewerbfleiß, ihre Kunſtfertigkeiten mit in's Ausland, viele Tauſend andre wurden in Frankreich durch Dragoner und Henker gemordet. So war nun Frankreich entvölkert, ſein Wohlſtand geſunken, ſein Handel geſchwächt, ſein Heer vermindert, der Hof verworfen. Und wem hatte es dieß alles zu danken? Den Jeſuiten! Nach dem Tode des Paters Lachaiſe wurde wieder ein Jeſuit, der Pater Le Tellier, Ludwigs XIV. Beichtvater. Dieſer übertraf noch ſeinen Vorgänger an

Hochmuth, Herrschsucht und Ränken, und regte den alten Kampf gegen die Jansenisten wieder auf. Ein würdiger Priester, Namens Quesnel, hatte moralische Betrachtungen über das neue Testament herausgegeben, welches Buch von allen Bischöfen und Pfarrern, selbst vom Papst gutgeheißen und zwanzig Jahre lang überall mit großem Nutzen verbreitet worden war. Aber in den Augen der Jesuiten hatte es einen großen Fehler, es enthielt nämlich die Grundsätze Jansens, also solche, welche dem „Molinismus" schnurstraks entgegenstanden. Das war schon genug, um ihnen Quesnels Buch verhaßt zu machen. Ein persönlicher Groll Le Telliers gegen den Erzbischoff von Paris, den Herrn von Noailles, welcher jenes Buch ebenfalls gut geheißen hatte, trieb die Sache zum Ausbruch. Le Tellier brachte den ganzen Orden und selbst den Papst in Bewegung gegen die Jansenisten, bis endlich der Papst Clemens XI. Quesnels Buch im Jahre 1713 durch eine eigene Bulle, welche mit den Worten: „Unigenitus dei filius" anfängt, feierlich verdammte. Die ganze französische Geistlichkeit erschrack, als diese Bulle erschien, weil darin ihre Freiheiten zu Gunsten der Jesuiten und des Papstthums angetastet waren. Ebenso war auch das Königthum dadurch gefährdet, doch der Hof, blind für die Jesuiten eingenommen, freute sich noch darüber. Die Jesuiten ließen laut ihren Jubel erschallen und benutzten ihren Triumph über den Jansenismus und allen Zuwachs ihrer Macht, um ihre Rachsucht gegen ihre Feinde vollkommen zu befriedigen. In dieser Zeit (1715) starb König Ludwig XIV. Schon drei Jahre vor seinem Tode hatte er aus Gewissensangst drei Gelübde des Jesuitenordens abgelegt, um durch dessen Gnade bei Gott die Seligkeit zu erlangen; auf dem Todtenbette las er nun auch das vierte Ordensgelübde, — dieser sogenannte „große" König! Solche Augenblicke sind's, in welchen der freie Mann, auch wenn er ein Bettler ist, sich wohl größer fühlen muß, als die Herrn

der Erde, die nicht Muth genug haben, ihrem Gott Rede zu ſtehen.

Nach Ludwigs XIV. Tode führte der Herzog von Orleans die Regentſchaft, weil Ludwig XV. noch minderjährig war. Der Herzog von Orleans zeigte ſich den Jeſuiten abhold und der Pater Le Tellier mußte den Hof verlaſſen. Gleichwohl verzagten die Jeſuiten nicht, ſondern wirkten im Stillen mächtig fort und brachten es endlich dahin, daß die päpſtliche Bulle „Unigenitus“ im Jahre 1720 in Frankreich angenommen werden mußte. So errangen ſie den Sieg über die Janſeniſten. Aber, ſo ſicher und unangreifbar ſie ſich auch jetzt in ihrer Stellung wähnten, ſo hatten ſie doch bereits eine mächtige Feindin, welche gerade durch ihre Streitigkeiten ſtark geworden war, nämlich die öffentliche Meinung. Das Nationalbewußtſein, welches eine Tyrannei nie für ewig ungeſtraft mißhandeln darf, fing an zu erwachen, und die tüchtigſten Geiſter Frankreichs löſten unermüdlich einen Knoten nach dem andern in dem ungeheuren Netz der Jeſuitenherrſchaft. Der ſtolze Orden, welcher durch ſein Glück ſicher und übermüthig geworden war, merkte das nicht oder verachtete die Anzeichen ſeines Verfalls. Es iſt zum Heil der Völker, daß die Tyrannei ſelbſt die Tyrannen verblendet und entnervt.

Fünftes Kapitel.

Wie die Jesuiten in den Niederlanden, in England und in den nordischen Reichen nach der Herrschaft getrachtet haben.

Mit unglaublicher Mühe versuchten die Jesuiten alle möglichen Kunstgriffe, um sich in den Niederlanden festzusetzen, welche dem Hause Oesterreich und zwar zur spanischen Linie desselben gehörten. Besonders thätig war Jakob Lainez, welcher im Jahre 1562 selbst dahin reiste, um die Abneigung und den Widerstand der Niederländer gegen den Orden zu besiegen. Es gelang ihm auch wirklich und zwar vorzüglich durch die Unterstützung des bigotten spanischen Hofes, so wie durch die Geldmittel der in den Niederlanden wohnhaften reichen spanischen Kaufleute in Löwen, Antwerpen und in den übrigen bedeutenderen Städten, Kollegien und Professhäuser zu errichten. So wie nun die Jesuiten in den Niederlanden festen Fuß gefaßt hatten, handelten sie dort ebenso eifrig im spanischen Interesse, wie sie's in Frankreich thaten, dies spanische Interesse aber verletzte das Nationalgefühl der Niederländer, denn König Philipp II. von Spanien, ein finstrer bigotter Tyrann, wollte jenen ihre Glaubensfreiheit und ihre uralten, urkundlichen Vorrechte entreißen und die verhaßte spanische Inquisition aufdringen. Er schickte seinen Feldherrn, den Herzog von Alba mit gewaltigem Kriegsheer in die Niederlande, da wüthete nun Alba wie ein Henker, ließ die edelsten Männer, welche sich des Vaterlandes annahmen, als Hochverräther ermorden und dem Volke unerträgliche Steuern auflegen, wodurch der blühende Handel in äußerste Gefahr gebracht wurde. Nun griffen Volk und Adel einmüthig für's Vaterland zu den Waffen und die Provinzen Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Gröningen und Friesland schlossen am 23. Januar 1579 einen Bund als „vereinigte

Niederlande" und erklärten sich 1581 in Verbindung mit mehren andern Provinzen für unabhängig vom spanischen Joch; Prinz Wilhelm von Oranien war ihr Haupt: die übrigen katholischen Provinzen der Niederlande blieben jedoch bei dem Hause Oesterreich. In diesem großen Freiheitskampfe spielten die Jesuiten die schändliche Rolle von Tyrannenknechten. Deßhalb wurden sie auch alsobald aus allen freien holländischen Provinzen vertrieben. Um so grimmiger haßten sie den edlen Prinzen Wilhelm von Oranien, den starken Beschützer der holländischen Freiheit, so wie sein ganzes Haus und segneten und weihten einen Mörder, Balthasar Gerhard, welcher den Prinzen 1584 zu Delft erschoß. Auch die Ermordung seines Sohnes, des Grafen Moritz, priesen sie einem armen und fanatischen Menschen als ein gottgefälliges Werk. Deßhalb verboten die Generalstaaten der vereinigten Niederlande 1595 streng, auswärtige Jesuitenschulen zu besuchen. Gleichwohl gab der Orden seine Absichten auf die vereinigten Niederlande nicht auf, sondern sendete von den katholisch und spanisch gebliebenen Niederlanden aus, wo er ungestört walkete, immerdar verkleidete Werber und Spione dahin aus, welche das Volk, so wie besonders Männer von Einfluß bei der Regierung insgeheim zum Katholicismus zu bekehren suchten; ja es residirten sogar heimliche Jesuiten unter allerlei Vorwänden in den verschiedenen holländischen Provinzen und berichteten alles, was dort vorfiel, in einer eigenen geheimen Schrift ihren Ordensobern und dem Papst. So wirkten sie, die größten Gefahren bei etwaiger Entdeckung nicht scheuend, mit allen erdenklichen Kunstgriffen wohl anderthalbhundert Jahre lang als Feinde des Staates und Volkes.

Ebenso thaten sie in England. Dort hatte die große Königin Elisabeth eine vom Papst unabhängige Staatskirche gegründet. Der Papst Pius V. verfluchte sie dafür, entband alle ihre Unterthanen von den Eiden

der Treue und reizte die katholischen Fürsten zu ihrem Verderben. König Philipp II. von Spanien und der Kardinal von Lothringen gründeten zu Douay und zu Rheims Seminarien für junge katholische Engländer, und die Jesuiten erzogen dieselben in der Lehre, daß der Papst das Recht von Gott habe, ungehorsame Könige abzusetzen und zu vernichten, zu fanatischen Feinden der als ketzerisch verrufenen Königin. Wenn nun diese jungen Männer nach England zurückkehrten, so spannen sie Verschwörungen an zum Sturz der Staatskirche und Elisabeths; ja sie wagten sogar mehre Mordversuche gegen diese. Auch Jesuiten selbst schlichen sich verkleidet in England ein, um das Volk und einzelne unzufriedene Edelleute aufzuwiegeln. Sie thaten dies sowohl im päpstlichen, als auch wieder im spanischen Interesse; denn Philipp II. trachtete nicht blos nach dem Besitze Frankreichs, sondern auch nach dem Englands, kurz nach einer Universalmonarchie; die ganze Welt sollte keinen andern Willen erkennen, als den seinigen, keinen andern Glauben haben, als den seinigen, den römisch-katholischen. Und das war der Punkt, weshalb die Jesuiten sein Interesse betrieben, nicht wegen dieses Glaubens an und für sich, sondern weil derselbe ein Mittel war, wodurch sie ihre eigene Macht erhielten. Aber alle Umtriebe und Verschwörungen der Jesuiten in England wurden entdeckt und das englische Gesetz nahm auf den geistlichen Stand der Verbrecher keine Rücksicht, sondern ließ sie wie andere aufhängen und die Königin verbot 1602 allen Jesuiten, als Feinden des Staates und Volksverführern, sich auf englischem Boden ferner aufzuhalten, oder ihn je wieder zu betreten. Die Jesuiten aber priesen ihre hingerichteten Ordensbrüder als heilige Märtyrer und wagten ungescheut neue Versuche. — Nach dem Tode der Königin Elisabeth stieg Jakob I. auf den englischen Thron. Er wollte den römischen Katholicismus in England zwar dulden, aber er durfte denselben nicht zum

herrschenden Glauben erheben, weil der größte Theil des englischen Volkes dagegen war. Indem er aber dem Gesammtwillen seines Volkes nachgab, erbitterte er die katholische Parthei und die Jesuiten reizten diese gegen ihn und gegen das Parlament auf das furchtbarste. So beschlossen mehre fanatische Katholiken (1605) das Parlamentsgebäude an dem Tage, an welchem sich das Parlament wieder versammeln und der König es besuchen würde, vermittelst Pulvers in die Luft zu sprengen. Die Verschwornen beichteten dem Jesuiten Gerard, empfingen von ihm das Abendmahl und schwuren auf die Hostie die Geheimhaltung ihres Plans. Der Jesuitenprovinzial Garnet, sowie mehre andere Ordensbrüder wußten darum. Der ungeheure Frevel wurde jedoch dadurch vereitelt, daß einer von den Verschwornen, seinen Schwager, welcher auch Parlamentsmitglied war, in einem unterschriftslosen Briefe warnte, das Parlament zu besuchen. Man untersuchte den Keller des Parlamentsgebäudes und fand 36 Tonnen Pulver darin. Aber auch die Verschwornen waren gewarnt worden und entflohen. Man verfolgte sie und nahm ihrer einige gefangen, darunter auch den Provinzial Garnet. Er wurde überführt und hingerichtet, wie die übrigen. Nun beschloß das Parlament zur Sicherheit des Staates, daß jeder Katholik dem König eidlich Treue geloben mußte, ohne irgend eine Rücksicht auf päpstliche Gebote. Fast alle Katholiken schwuren diesen Eid, nur die Jesuiten weigerten sich und suchten noch dazu die Katholiken zu verführen. Deshalb erließ der König 1610 ein Edikt, kraft dessen die Jesuiten aus England verbannt sein sollten. Uebrigens war er im Stillen gegen die Katholiken duldsamer, als er's öffentlich zeigen konnte. Sein Sohn Karl I. wurde in Folge vielfältiger Angriffe auf den Willen und die Gerechtsame der englischen Nation entthront und 1649 hingerichtet; erst im Jahre 1660 kam dessen Sohn auf den englischen Thron. Unter der Regierung dieses schwachen

und wollüstigen Mannes (von 1660—1685), gewannen die Jesuiten wieder immer größere Gewalt in England. Laut triumphirten sie unter der Regierung Jakob's II., welcher ein Bruder Karl's II. und katholisch war und den römischen Katholicismus in England mit Gewalt wieder einführen wollte. Die Jesuiten waren ganz die Männer dazu. Sie lenkten Jakob's II. Gewissen durch dessen Beichtvater, welcher aus ihrem Orden war und trieben den bigotten Schwächling so weit, daß er die heiligsten Rechte der Nation verletzte. Die Strafe dafür ereilte ihn schnell; 1688 landete sein Schwiegersohn, der Prinz Wilhelm von Oranien, mit Kriegsmacht auf Englands Küste. Jubelnd empfing ihn die Nation als Retter ihrer Religions- und bürgerlichen Freiheit und Jakob II. mußte nach Frankreich entfliehen. Jetzt, als er im Unglück war, verließen ihn die Jesuiten. Von da an hatten sie ihre Rolle in England ausgespielt.

In Schweden hatte der edle König, Gustav Wasa, der Vater seines Volkes, die evangelische Lehre eingeführt und treu hielten die braven Schweden daran. Aber Gustav Wasa's Sohn, König Johann III., war ein gar schwacher Mann und neigte sich dem Katholicismus wieder zu. Als dies die Jesuiten erfuhren, schlichen sie sich verkleidet in Schweden ein und der Pater Possevin bewog den König 1578 zum Uebertritt, so wie dazu, daß er seinen Sigismund in der katholischen Religion erziehen ließ. Sigismund, welcher seit 1587 auch König von Polen war, stand gänzlich unter dem Einfluß der Jesuiten, welche ihn zu so unklugen und ungerechten Maßregeln gegen den Willen der schwedischen Nation verleiteten, daß ihn diese der Krone für verlustig erklärte und seinen Oheim Karl IX. 1604 auf den Thron erhob. Auf Karl IX. folgte 1611 sein ältester Sohn Gustav Adolf, dessen Ruhm so lange dauern wird, als freie Herzen schlagen; denn er war der Schild und Hort, den Gott der Glaubensfreiheit gesandt. Als er aber für

diese auf dem blutigen Felde bei Lützen 1632 glorreich gefallen war, ward seine Tochter Christine Königin von Schweden; eine Frau von den glänzendsten Geistesgaben, aber seltsam von Launen und voll wechselnder Pläne. Diese Königin ersahen sich die Jesuiten zur Bekehrung; denn sie hofften, wenn es ihnen gelang, gerade Gustav Adolf's Tochter zum Uebertritt zu verlocken, dann würde dies Beispiel die ganze protestantische Welt mächtig bewegen. Es gelang ihner auch. Christine legte 1654, zu Gunsten ihres Vetters Karl Gustav, die Krone und 1655 öffentlich den Glauben ihres Heldenvaters ab und ging nach Italien, wo der Papst sie mit hohen Ehren empfing. Aber die Hoffnung der Jesuiten, daß sie nun in Schweden freie Hand haben würden ward eben so zu nichte, wie die Christinens selbst, nach dem Tode Karl Gustav's (1660) die Krone wieder zu erlangen. Die Schweden blieben standhaft im Glauben und wollten von einer Königin nichts mehr wissen, in deren Gefolge die Jesuiten wieder zu ihnen gekommen wären. Voll Reue über die Täuschung, deren Opfer sie geworden, starb Christine zu Rom 1689.

Um so größere Fortschritte machte der Jesuitenorden in Polen. Dort setzte er sich hauptsächlich durch die Begünstigung jenes schwedischen Prinzen, des Königs Sigismund, fest, breitete sich bald mit erstaunlicher Schnelligkeit aus, errang großes Ansehen und bekam die Erziehung des jungen Adels völlig in seine Hand und damit zugleich einen großen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten.

Auch in Rußland hofften sie sich zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts anzusiedeln, als Zar Iwan IV. den Papst um Vermittelung eines Friedens mit Polen ersuchte. Da sandte der Papst den eifrigen Pater Possevin, um die Russen, welche der griechischen Kirche anhingen, zur Anerkennung der römisch-katholischen zu bringen. Doch es war vergeblich. Als sich später 1605 ein Betrüger, Namens Otrepiew, für den Zar Demetrius

ausgab, hatten die Jesuiten in Polen (aus demselben Zwecke) die Hand im Spiel, um jenen mit polnischer Hülfe auf den Thron zu bringen; dies glückte auch und der falsche Demetrius erbaute dankbar ein Jesuiten-Kollegium in Moskau. Als aber nach einem Jahre der Betrug entdeckt und der falsche Demetrius ermordet wurde, mußten auch die Jesuiten Rußland verlassen. Aber ihre Pläne auf dies Reich gaben sie damals noch keineswegs auf, sondern schickten immerfort ihre geheimen Sendboten dorthin ab. So kam's, daß Peter der Große, der gewaltige Zar, 1719 das Reichsgesetz erließ: „Kein Jesuit darf sich in Rußland blicken lassen!"

Sechstes Kapitel.

Was hat Deutschland den Jesuiten zu verdanken?

Es ist schon erzählt worden, wie die Jesuiten in Baiern und Oesterreich feste Wohnsitze, große Macht und viele Ehren erlangt und ihren Einfluß am Hof, beim Adel und im Volk eifrig und klug benutzt haben. Aber Baiern und Oesterreich waren ihnen als Schauplätze ihrer Wirksamkeit nicht groß genug; über ganz Deutschland wollten sie herrschen durch die Wiederherstellung des Katholicismus, im Namen des Papstes und durch die Macht des Aberglaubens. Zu diesem Ziele führten zwei Wege, List und Gewalt; die religiösen Spaltungen der Protestanten, die Reibungen der Lutheraner und Kalvinisten, die Eifersucht der Fürsten erleichterten ihnen ihre Bemühungen, den Samen der Uneigennützigkeit zu säen. Unter allerlei Verkleidungen und falschen Namen schlichen sie sich an den Höfen protestantischer Fürsten ein, eben so bei protestantischen Familien, sowohl vornehmen,

ls geringen Standes und fingen ganz leise, ganz unmerk-
ich ihre Bekehrungsversuche damit an, daß sie die Glau-
ensmeinungen, welche sie vorfanden, zum Schein annah-
nen, dann verlockten sie, wenn sie so das Vertrauen
ewonnen hatten, durch ihre Künste die Protestanten
llmählig in's dunkle Reich des Mysticismus hinein, und
atten sie es einmal so weit gebracht, dann fiel es ihnen
icht mehr schwer, den Verführten den römischen Katho-
icismus als Leitstern des Heils auf den nächtlichen Irr-
wegen zu zeigen. Hatten sie nun Protestanten in solcher
Weise heimlich bekehrt, so erlaubten sie ihnen meistens (so
wohl wegen ihrer Sicherheit, als auch, um im Stillen ihre
Macht vergrößern zu können), daß sie, ohne eine Sünde
zu begehen, den Anschein des Protestantismus öffentlich
fortbehalten, ja sogar die äußeren Formen des protestan-
tischen Gottesdienstes beobachten dürften; ja, sie bewie-
sen ihnen durch Trugschlüsse, daß eine solche nothwendige
Heuchelei durch den inneren Vorbehalt zu einer Tugend
werde. In solchen deutschen Ländern aber, wo die Be-
völkerung theils aus Katholiken, theils aus Protestanten
bestand, entzündeten sie den Fanatismus der Ersteren,
nicht bloß durch ihre gewöhnlichen Kunstgriffe, nämlich
in der Beichte, auf der Kanzel und durch geistliche Uebun-
gen, sondern auch vorzüglich dadurch, daß sie allen Ka-
tholiken die Ehen mit Protestanten (die sogenannten
„gemischten Ehen") als eine Sünde vorstellten,
durch welche sich der katholische Theil die ewige Verdamm-
niß zuziehe. So zerstörten sie mit wahrhaft teuflischer
Politik die heiligsten und unschuldigsten Ansprüche der
Menschennatur und untergruben zugleich die Sicherheit
des Staates, indem sie zwei Grundsteine desselben, die
Würde und Eintracht des Familienlebens ausrissen. In
jenen deutschen Ländern endlich, wo der Katholicismus
die herrschende Religion war, führten sie ihren jesuitischen
Aberglauben ein, bildeten ihn bis zum völligen Aberwitz,
bis zur Abgötterei aus und entnervten das darin befangene

Volk, daß es für lange Zeiten unfähig ward, die W
heit zu faſſen, gleichwie jemand, der lange in
dunklen Kerker angefeſſelt gelegen, den plötzlichen
des Lichtes nicht ertragen, die Füße kaum zum Fort
ten regen kann und nach der Hand eines Führers
Der Aberglaube, welchen die Jeſuiten verbreiteten,
aber auch noch eine fürchterliche Folge, nämlich di
ſittlichkeit; die Jeſuiten ſelbſt gaben das B
derſelben und entſchuldigten ſie auch bei jenen Fü
welche ſich von ihnen beherrſchen ließen. Armes
land! So ſtanden Menſchen, die kein Vaterland
und keines lieben konnten, mit Honig im Munde u
Galle im Herzen auf deinem Nacken. So war kein
kein Volk vor der Liſt dieſer Fremdlinge ſicher, und
auch ſo manches Volk vor ſeinem eignen Fürſten
Und doch, o armes Vaterland, war das noch nicht
was du den Jeſuiten zu verdanken haben ſollteſt.

Sie ſuchten ihre Zwecke auch durch offene G
durchzuſetzen und bauten dabei vorzüglich au
baieriſche und auf das öſterreichiſche Herrſcherhaus,
ihnen unbedingt ergeben waren. Unter der Reg
des edlen deutſchen Kaiſers Maximilian II. (von 15
1576) ward es ihnen ſchwer; denn jener hielt mit
die religiöſe Duldung aufrecht. Dagegen beherr
ſie Maximilian's ſchwachen Sohn, Kaiſer Rudo
und als endlich 1619 der Erzherzog Ferdinan
Steiermark als Ferdinand II. deutſcher Kaiſer
da begann ihre goldne Zeit, für's Vaterland eine
Zeit! Ferdinand II. und Maximilian von
waren beide Jeſuitenzöglinge und hatten von ihre
rern ſchon in früher Jugend die entſetzlichen Gru
angenommen, „daß man ſogenannten Ketzern keine
halten dürfe, daß jeder proteſtantiſche Unterthan e
hell ſei!“ Leider befolgten ſie auch dieſe Grun
Maximilian von Baiern ſtellte ſich 1609 an die
der katholiſchen deutſchen Fürſten, welche ein Bü

die sogenannte „Ligue" gegen die Protestanten schlossen. So wuchs der Glaubenshaß auf beiden Seiten; gerüstet, herausfordernd standen sich die Partheien gegenüber; dumpf und schwer zogen sich die Wetterwolken eines Bürgerkrieges über Deutschland zusammen. Im Jahre 1618 kam dieser zum Ausbruch. Die protestantischen Stände Böhmens konnten nämlich nicht zu ihrem urkundlichen Recht in Religionssachen kommen und ergriffen deshalb die Selbsthülfe; sie stürzten, von Zorn entbrannt, die kaiserlichen Statthalter in Prag zu den Fenstern des Schlosses hinaus und vertrieben und verbannten die Jesuiten, als Feinde des Reiches, als Verletzer des Majestätsbriefes und Urheber alles Uebels, aus Böhmen. Gleiches war in Mähren und Schlesien der Fall. Jene Gewaltthat gab die Losung zu dem dreißigjährigen Kriege. Das war den Jesuiten ein willkommener Anlaß, ihren Einfluß auf Maximilian von Baiern und Kaiser Ferdinand II. geltend zu machen, allen ihren Feinden keck die Stirne zu bieten, ihre Rachsucht endlich vollauf zu sättigen. Durch Maximilian's kräftige Unterstützung eroberte Kaiser Ferdinand II. in der Schlacht am weißen Berge bei Prag (1620) das Königreich Böhmen, nahm demselben die Religionsfreiheit und hielt ein fürchterliches Blutgericht über alle, welche die Waffen für die Rechte ihres Vaterlandes gegen ihn erhoben hatten. Auch führte er alsobald die Jesuiten im Triumph wieder ein, übergab ihnen die Universität zu Prag und schenkte ihnen einen großen Theil der Güter, welche den sogenannten „Rebellen" gehört hatten; blind von Bigotterie überließ er ihnen sogar seine Kammergüter. Die Jesuiten aber schürten emsig den Religionseifer dieses Kaisers, welcher keine andre Leidenschaft kannte, als: die „Ketzer" mit Feuer und Schwert auszutilgen, und welcher seinen Stolz darein setzte „ein Sohn der Gesellschaft Jesu" zu heißen! Dreißig Jahre des Jammers haften dafür blutig auf seinem Andenken und auf dem Namen der Jesuiten.

Aber der alte Gott verließ seine Deutschen nicht und rief aus dem fernen Schweden herab den frommen König Gustav Adolf zur Vertheidigung der Glaubensfreiheit. Um diesen schaarten sich nun alle deutschen Protestanten. Und als Gustav Adolf 1632 gefallen war, lebte sein Geist noch fort, schritt den Protestanten voran in die Schlachten und rief ihnen unterm Donner der Geschütze zu: „Eine feste Burg ist unser Gott!“ So kam's, daß die Jesuiten in aller ihrer Siegeshoffnung, in allem ihrem Uebermuth dennoch ablassen mußten von ihrem stolzen Plan, über ganz Deutschland zu herrschen; und sie konnten nicht über die Länder heraus, welche sie zu ihren festen Bollwerken gemacht hatten. Als endlich der dreißigjährige Krieg 1648 durch den westphälischen Frieden beendigt wurde, verfluchte der Papst Innocenz X. dies Friedenswerk und die Jesuiten eiferten mit gleicher Wuth dagegen. Warum? Weil die Protestanten den Katholiken in den Verhältnissen des Reiches gleichgestellt waren.

Aber ein Jesuit steht verehrungswürdig und allen deutschen Herzen unvergeßlich da, mitten in jener Zeit des Krieges, der Gräuel und der blutigen Unduldsamkeit. Dieser Jesuit hieß Friedrich Spee (geboren 1595 zu Kaiserswerth im Kölnischen, gestorben zu Trier 1635). Friedrich Spee (ein Mann von ächter Gottesfurcht, auch als Dichter in deutscher Sprache einzig in jener Zeit), Spee war der Erste, welcher durch seine Schrift: „cautio criminalis“ (1631) den finsteren Wahn des Hexenwesens bekämpfte, einen Aberglauben, welcher, von schlauen Priestern und feilen Richtern unterhalten, die Köpfe des gemeinen Volks wie eine Pest angesteckt und die gerichtliche Ermordung vieler Tausend unschuldiger Schlachtopfer zur Folge gehabt hatte. Das Wahnsinnige und Gotteslästerliche dieses Aberglaubens zu beweisen, dazu gehörte damals ein hoher Muth; denn wer das that, der setzte sich der Gefahr aus, als Mitschuldiger selbst verbrannt zu werden. Friedrich Spee brach durch

sein Buch der gesunden Vernunft in Deutschland die Bahn, auf welcher ihm der ausgezeichnete Gelehrte Thomasius (geboren 1655, gestorben 1728) und mehre andre erleuchtete Männer rüstig nachgefolgt sind. Das Verdienst des Menschenfreundes Friedrich Spee hatte für Deutschland größeren Werth als alle Werke seiner Ordensbrüder: wahrlich: es war in der That zur größeren Ehre Gottes; denn es war eine Ehrenrettung der Menschenwürde.

Uebrigens ruhten die Jesuiten in Deutschland auch nach dem Abschluß des westphälischen Friedens noch immer nicht. So machten sie in den zwanziger und dreißiger Jahren des 18ten Jahrhunderts die Spione und Henker gegen die Protestanten im Salzburgischen. Da geschahen auf ihr Anstiften entsetzliche Gräuelthaten. Kinder von ihren Eltern weggerissen, Gatten getrennt; Mann und Weib, Kind und Greis gefoltert, ermordet, — weil sie den katholischen Glauben nicht für den alleinseligmachenden halten wollten; — das war Jesuitenwerk. Damals sind zahllose fleißige und sittsame Protestanten aus Salzburg ausgewandert; Schweden, die Niederlande und besonders Preußen haben die Verfolgten mit Lieb' und Freude aufgenommen. Doch nicht überall in Deutschland konnten die Jesuiten noch mit so offener Gewalt übel hausen. Um so eifriger und gefährlicher waren sie dafür fort und fort im Geheimen bemüht, ihre sogenannten Bekehrungen fortzusetzen, den Haß zwischen Katholiken und Protestanten zu schüren und in katholischen deutschen Ländern, besonders in Baiern und Oesterreich, wo sie freiere Hand hatten, die Stimme der Wahrheit, die Aufklärung des Volkes, den Fortschritt des Geistes zu hindern und zu unterdrücken. Vornehmlich schlugen sie auch in den katholischen Theilen der Schweiz ihren Sitz auf und hielten die Enkel jener kühnen Männer, welche einst die Freiheit mit Gut und Blut so

herrlich vertheidigt hatten, in geiſtiger Knechtſchaft und verdummten das heldenhafte Volk, daß es eine Schande war.

Siebentes Kapitel.

Von den Jeſuiten in Spanien und Portugal und von ihren Miſſionen in Aſien und Amerika.

In Spanien und Portugal hatten die Jeſuiten ihr eigenes Glück zum gefährlichſten Feind, weil ſie es ohne Scham und Scheu mißbrauchten. Indeſſen ſchadete ihnen der Mißbrauch, welchen ſie von ihrem Glücke machten, in Spanien weniger als in Portugal und zwar aus dem Grunde, weil derſelbe in dem erſteren Lande weniger öffentliches Aergerniß gab, dann auch, weil ſie in Portugal ſtets Feinde des Nationalintereſſes waren: In Spanien dagegen verſchwand ihr geheimes Treiben in jenem großen Geheimniß, welches ganz Spanien vor den Augen der übrigen Welt bedeckte; ihre geiſtliche Tyrannei verſchmolz mit der politiſchen der ſpaniſchen Könige, deren Intereſſen die Jeſuiten ja überall ſo eifrig verfochten. Aber leider hatte eben das ſogenannte ſpaniſche Intereſſe (nämlich das Streben Philipps II. nach einer Univerſalmonarchie) die wahren Intereſſen Spaniens ſelbſt vernichten geholfen; Spaniens Schätze, ſo reichlich ſie aus der neuen Welt zufloſſen, waren verſchwendet, Spaniens Wohlſtand war unter dem Druck der Unduldſamkeit erſchöpft, und Spaniens Volk, ſo edel von Anlagen, ſo groß und herrlich durch den Ruhm früherer Thaten, — es hatte unter dem geiſtlichen Joche ſein Nationalgefühl faſt vergeſſen. So ſtand die ſpaniſche Macht,

welche zur Zeit, da Philipp II. den Thron bestiegen, ein Schreckbild für alle europäischen Staaten gewesen, im Lauf der Zeiten nur wie eine aufrecht gestellte königliche Leiche da, mit dem Purpur verhüllt, daß man die Farbe des Todes nicht gewahren solle und unter dem verhüllenden Purpur bewegten Mönche die steifen Arme des Leichnams, um diesem den Schein des Lebens zu geben. Die Nation schwieg, weil sie die gleichmäßig fortdauernde Bewegung der Maschine empfand, vor welche sie so lange gespannt war.

Anders verhielt es sich in Portugal, dort kamen die Ränke der Jesuiten bei weitem mehr an's Tageslicht. Und zwar gleich nach dem Tode ihres königlichen Freundes und Gönners Johann III. Sie erzogen den unmündigen Thronfolger Don Sebastian, gaben ihm einen Pater aus ihrem Orden zum Beichtvater und gewannen dadurch einen solchen Einfluß, daß sie alle Staatsämter mit den Ihrigen besetzen konnten. Zugleich kränkten und beleidigten sie die Königin Großmutter, welche die Regentschaft führen sollte, so lange, bis sie ihr Amt 1562 dem Kardinal Infanten Don Heinrich übergab, einem Schwächling, welcher alles that, was die Jesuiten wollten. Als Don Sebastian 1568 für volljährig erklärt ward, überschritt ihre Herrschaft vollends alle Schranken; im spanisch-österreichischen Interesse verhinderten sie die Vermählung Sebastians mit einer französischen Prinzessin, und endlich veranlaßten sie denselben zu einem Krieg mit den Mauren in Afrika, in welchem der junge Fürst (1578) blieb. Nun wurde der alte Kardinal Don Heinrich König von Portugal; aber schon hatte Philipp II. von Spanien beschlossen, jenes Land in Besitz zu nehmen und eifrig unterstützten ihn dabei die Jesuiten. Als nun Heinrich 1580 starb, eroberte Philipp II. Portugal und natürlich erhielten die Jesuiten abermals den größten Einfluß. Das Volk verfluchte die Fremdherrschaft; aber sein Grimm war ohnmächtig; die Jesuiten und die spa-

niſche Inquiſition entnervten den Nationalgeiſt, und, in Folge der Verbindung mit Spanien mit fortgeriſſen in den Kampf gegen die Niederlande verlor Portugal den größten Theil ſeiner Beſitzungen in Oſtindien. Mittlerweile wurde das moraliſche Verderbniß der Jeſuiten in Portugal immer größer und bald zeigte es ſich auch, daß ſie, durch ihr Glück übermüthig geworden, nicht länger mehr blos zum Schutz des ſpaniſchen Intereſſes, ſondern ſelbſtſtändig über die Portugieſen herrſchen wollten. Beſonders war dies der Fall während der Regierung Philipps IV. (1621—1665). Da gelang es ihnen, einen Mann, welcher zwei Jeſuiten zu Brüdern hatte, an die Spitze der Inquiſition für Portugal zu bringen. Die traurigſte Folge, welche dieſes Ereigniß für die Nationalliteratur und alſo auch für den Nationalgeiſt Portugals hatte, war die Einführung der römiſch-päpſtlichen Cenſur, unter der furchtbaren Controle des Inquiſitionsgerichts.

Indeſſen hatte der unerträgliche Druck, welchen die ſpaniſche Verwaltung durch Steuerauflagen und Beamtenwillkühr über Portugal ausübte, dort naturgemäß allmälich das Nationalgefühl wieder geweckt und ein Entgegenſtreben hervorgebracht, welches endlich die Fremdherrſchaft zerbrach. Im Jahre 1640 wurde Herzog Johann aus dem alten Hauſe Braganza als König ausgerufen und die Reichsſtände erklärten ihn 1641 als Johann IV. zum rechtmäßigen Beherrſcher Portugals. Die Jeſuiten fügten ſich den Umſtänden, wünſchten dem neuen Monarchen Glück zu ſeiner Erhebung und wußten ſich deſſen volles Vertrauen gar bald im höchſten Grade zu erwerben. Er übergab ihnen ſogar ſeinen Sohn Theodos zur Erziehung; welchen ſie ſtreng nach ihren Grundſätzen heranbildeten; doch der Prinz ſtarb. Nach dem Tode des Königs Johann IV. (1656) überließ ſich deſſen Wittwe, Louiſe, welche für ihren minderjährigen Sohn Alfons VI. die Regentſchaft führte, gänzlich dem

Einfluß der Jesuiten. Als Alfons VI., ein roher, unsittlicher Jüngling, 1662 die Regierung übernahm, sahen die Jesuiten ein, daß ihre Herrschaft ein Ende nehmen müßte, wenn er auf dem Throne bliebe; denn er haßte sie. Deßhalb betheiligten sie sich bei einer Verschwörung seines ehrgeizigen Bruders Don Pedro und seiner Braut, der Prinzessin von Nemours, um Alfons vom Throne zu stoßen. Der Anschlag gelang. Alfons VI. wurde 1667 in seinem Palast gefangen genommen, Don Pedro Regent, und seit 1683 König von Portugal. Natürlicherweise begünstigte dieser seine Verbündeten, die Jesuiten, zu hohen Staatswürden. Und in der That sie rechtfertigten dies Vertrauen auf ihre Staatsklugheit und bewerkstelligten 1673 eine Finanzspeculation, in deren Folge die Juden von der grausamen Verfolgung des Inquisitionsgerichtes gegen große Geldsummen befreit wurden, durch diese letztern konnte man nun die Kosten zur Wiedereroberung der portugiesischen Kolonieen in Amerika bestreiten. Nun wurden die Besitzungen Portugals in Brasilien bis an den Platastrom erweitert. Die Jesuiten aber benutzten diese Gelegenheit, um auch ihre Missionen mächtig auszudehnen.

Hier ist nun der geeignete Ort, von den Missionen der Jesuiten in fremden Welttheilen zu erzählen.

Voll edler Begeisterung hatte Franz Xaver, wie schon im zweiten Kapitel erzählt worden ist, im äußersten Asien Bahn gebrochen für die Ausbreitung des Christenthums, besonders in Japan. Seine Ordensbrüder eiferten seinem erhabenen Beispiel unverdrossen nach und bald staunte ganz Europa über die Berichte der Jesuiten aus Asien, wie viele Seelen dort durch ihre Bemühungen alljährlich für das Christenthum gewonnen wurden. Freilich verbanden die Jesuiten mit diesen Bekehrungen auch ihre selbstsüchtigen Zwecke, nämlich Ausbreitung ihres Handels und ihrer Herrschaft; freilich duldeten sie bei jenem frommen Geschäfte — eben wegen ihrer weltlichen

Nebenabsichten — keine Einmischung andrer geistlichen Orden; die Hauptsache aber, nämlich die Verbreitung christlicher Begriffe, bleibt immer ein großes Verdienst, welches dem Jesuitenorden nie abgestritten werden kann. Die Jesuiten gingen dabei meistens mit größter Schonung gegen die landsüblichen Religionsbegriffe, Sitten und Bräuche zu Werke; das hat man ihnen häufig zum Vorwurf gemacht; aber eben so gingen auch die ersten Verbreiter des Christenthums in Deutschland zu Werk, und gewiß war jene Manier für die tiefere Begründung des Christenthums in Asien viel klüger berechnet und vortheilhafter, als wenn die Jesuiten das Christenthum mit Feuer und Schwert eingeführt hätten, wie es z. B. die Dominikaner so oft getban haben. Inzwischen war auch das Handelsinteresse der Portugiesen zu innig mit den jesuitischen Bekehrungen in China verknüpft, als daß die Holländer, nachdem sie einmal auch einen Handelsweg nach Japan gefunden hatten, es ruhig hätten mit ansehen können. Die Eifersucht der letzteren gab dem Handel der Portugiesen und den Missionen der Jesuiten in Japan den ersten Stoß. Und in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts brach in Japan eine allgemeine Christenverfolgung aus, bei welcher zahllose Neubekehrte ihre Treue für den Glauben Jesu mit unglaublicher Standhaftigkeit durch Folterleiden und Märtyrertod besiegelten. — Um die Ausbreitung des Christenthums in China machte sich besonders der Pater Matthäus Ricci (vom J. 1581 an) hochverdient. Seine Gelehrsamkeit, so wie die seiner Ordensbrüder, verschaffte dem Orden in China großes Ansehen; Pater Ricci starb 1610. berühmt und allgemein betrauert. Fünf Jahre später erging über die Christen in China eine große Verfolgung; darnach erhob sich jedoch die Macht der Jesuiten dort zu einem neuen Glanz, und zwar um die Mitte des 17ten Jahrhunderts, vorzüglich durch die wissenschaftlichen Verdienste des Jesuiten Adam Schall, eines ausge-

zeichneten Mathematikus. Den Berichten der Jesuiten verdankte man in Europa lange Zeit die wichtigsten wissenschaftlichen Nachrichten über das merkwürdige Kaiserreich im äußersten Osten Asiens, Verdienste, welche manche Fehler, die sie sich dort selbst zu Schulden kommen ließen, bei weitem überwiegen. Auch hat sich dort durch die Jesuiten unter allen Wechselfällen späterer Zeiten immerdar ein Kern des Christenthums erhalten. — In Südamerika, nämlich in dem spanischen Gebiet von Paraguay, gründeten sich die Jesuiten ein eigenes Reich. Sie kamen zuerst im Jahre 1586 in jene Gegenden, um den wilden Ureinwohnern daselbst das Christenthum zu predigen. Aber alle ihre Bemühungen wurden größtentheils dadurch wieder vereitelt, daß die Spanier, welche dort Niederlassungen begründet hatten, die Eingebornen wie Sklaven behandelten und durch rohe Willkühr auch den Christusglauben, den sie bekannten, und ihnen aufdringen wollten verhaßt machten. Als die Jesuiten dies erkannten, stellten sie es dem König von Spanien ohne Hehl vor und machten ihm den Vorschlag, daß die spanischen Statthalter abgeschafft und dagegen sie — nämlich die Jesuiten — ermächtigt werden sollten, dort ständig zu wohnen, und die Oberaufsicht über die von ihnen zu bekehrenden Wilden zu führen; auf daß diese in Ruhe und Eintracht, wie die ersten Christen, leben könnten; der König von Spanien aber sollte immerdar ihr Oberherr bleiben. König Philipp III. verwilligte diesen Plan und alsobald machten sich die jesuitischen Missionäre an's Werk. Mit Liebe und Sanftmuth gewannen sie die wilden Herzen der Eingebornen, bekehrten sie zum christlichen Glauben und flößten ihnen Sinn für Gesittung und geselliges Zusammenleben ein. Sie lehrten sie, Häuser zu bauen, das Recht zu begreifen und Gesetze zu achten; sie brachten ihnen alle Segnungen der europäischen Kultur, Künste und Wissenschaften; sie wurden ihre Freunde und Wohlthäter; sie gründeten einen Frei-

ſtaat, deſſen unſichtbares Oberhaupt Gott ſelber war: — ein ſchönes, herrliches Beiſpiel in der Weltgeſchichte. Aber nur allzubald artete dies reinmenſchliche Verhältniß der Jeſuiten zu ihren geiſtlichen Söhnen aus: ſie konnten den Verlockungen der Herrſchſucht nicht widerſtehen und benutzten die hohe Verehrung der Bewohner Paraguays zum weltlichen Vortheil des Ordens. So hatten ſie die Einrichtung getroffen, daß niemand Privateigenthum beſaß, alle Früchte des Fleißes wurden in großen Vorrathshäuſern aufbewahrt, aus welchen die Jeſuiten jedem Einzelnen das vertheilten, was er zum Lebensunterhalt brauchte. Uebrigens zogen ſie aus den Anpflanzungen, beſonders aus der des ſogenannten „Krautes von Paraguay" (eines Heilmittels), woraus ſie einen einträglichen Handelsartikel machten, ungeheure Summen. Santa Fé, Buenos Ayres und Tukuman waren die Hauptplätze ihres Handels in Paraguay. Eiferſüchtig auf dieſe ihre Herrſchaft, ſchloſſen ſie dieſelbe vor den Blicken jedes Fremden, beſonders aber aller Spanier, ſtreng und ſorgfältig ab, verboten jede Gemeinſchaft ihrer Unterthanen mit dieſen, ſie verhinderten ſogar die Einführung der ſpaniſchen Sprache und erhielten ſorgfältig die Landesſprache der Eingebornen, das „Guareni"; außerdem übten ſie das Volk von früher Jugend an in den Waffen und hielten alle Zugänge des Landes wohl befeſtigt wider alle Angriffe; kurz ſie bewieſen bei der Regierung ihres kleinen Reiches in Paraguay eine Politik, wie ſie wenigen Monarchen in gleicher Vollkommenheit eigen ſein mag. Zur Steuer der Wahrheit ſei's geſagt, daß ſie dabei einen wichtigen Punkt nicht vergaßen, auf welchem alles Glück der Unterthanen beruht, nämlich die Sittlichkeit. Durch den erhabenen Einfluß der Religion brachten ſie es dahin, daß in ihrem Staate Eintracht, Keuſchheit und Mäßigkeit als Haupttugenden aufrecht blieben. So beſtand dies Jeſuitenreich lange Jahre hindurch, wie eine unbe-

annte kleine Welt, streng abgeschlossen und wohlver-
heidigt, als eine der ergiebigsten Fundgruben, woraus
dem Orden die zahlreichen Geldmittel zuflossen, welche
r in Europa brauchte, um dort bald einen Minister, bald
eine Maitresse zu Gunsten der Gesellschaft zu bestechen,
um Bekehrungen einflußreicher Männer durch seine Krea-
turen zu erwirken, um seine Spione zu bezahlen, um
seinen bedrängten Mitgliedern aufzuhelfen und um allen
jenen äußeren Prunk zu bestreiten, wodurch er die Phan-
tasie immerdar blendete und betäubte. Außerdem besaßen
die Jesuiten auch in den portugiesischen Provinzen Bra-
silien und Maragnon eine ausgedehnte Macht.

Achtes Kapitel.

Von der Auflösung des Jesuitenordens.

Der Ruf von der Handelschaft und von den unge-
heuren Reichthümern des Ordens erregte im achtzehnten
Jahrhundert Eifersucht gegen denselben und die gränzen-
lose Macht, welche er errungen hatte, noch vielmehr
aber die Art wie er dieselbe benutzte, brachte endlich
einen Unwillen hervor, welcher um so leidenschaftlicher
losbrach, je länger er niedergehalten worden war. Die
Freiheit des Einzelnen, sowie die Würde der Menschen-
natur überhaupt, die Majestät der Könige und die Ent-
wickelung der Völker, zwei Jahrhunderte lang von dem
stolzen Orden bedroht oder in schmählicher Dienstbarkeit
gehalten, verlangten Gerechtigkeit. Das achtzehnte
Jahrhundert gab sie, und hielt in Stürmen und Wettern
ein furchtbares Gericht. Die hellsten Geister der ver-
schiedenen Nationen, besonders Frankreichs und Deutsch-
lands, hatten durch die Macht der Presse die Grund-

pfeiler der Glaubenstyrannei untergraben; die Philosophie half dabei mit dem scharfen Spaten des Zweifels; Witz und Spott öffneten auch den unteren Klassen des Volks die Augen; wild und unbändig stürzte die gesunde Lebenskraft desselben, wie ein Löwe aus seinem Kerker, hervor und konnte nicht satt werden, sich für alle Schmach und Unbill endlich zu entschädigen.

Der erste Wetterschlag, welcher den stolzen Orden traf, kam von Rom. Das Papstthum konnte nicht länger im Unklaren über die Stellung des Ordens sein; es überzeugte sich, daß derselbe schon längst nicht mehr sein Beschützer, sondern sein Beherrscher geworden war. Da beschloß der Papst Benedikt XIV. die jesuitische Macht in die Gränzen zurück zu weisen, welche sie stolz überschritten hatte; es war ein schwieriges Werk und erforderte eben so viel Klugheit als Charakterstärke. Benedikt XIV. begann es 1741, indem er eine Bulle erließ, in welcher er allen Geistlichen ohne Unterschied jede Art von Handelschaft verbot. Damit waren nun vorzüglich die Jesuiten gemeint. Sie durften selbst solche Handelsgeschäfte, welche Laien begründet und an sie vererbt oder verschenkt hatten, nicht mehr betreiben, eben so wenig irgend welche mit Produkten ihrer Besitzungen, weder im eignen Namen, noch unter dem ihrer weltlichen Angehörigen, welche ihnen Rechnung ablegten. In demselben Jahre erließ Benedikt XIV. eine andere Bulle, worin er den Jesuiten — bei Strafe des Bannes — verbot, Indianer zu Sklaven zu machen und als solche zu behandeln; der König Johann V. und die Bischöfe von Portugal sollten für die Vollstreckung dieser Maßregeln sorgen. Die Jesuiten widersetzten sich denselben heftig bis zum Tode des bigotten Königs (1750).

Als hierauf sein Sohn Joseph Emanuel den Thron bestieg, kam ein Mann von ausgezeichneten Gaben und von festem Charakter, Joseph von Carvalho, Marquis von Pombal, an die Spitze der Staats-

eſchäfte Portugals. Pombal betrachtete den traurigen
uſtand Portugals als eine Folge der Jeſuitenherrſchaft
nd war überzeugt, daß langſame Verbeſſerungen nichts
uchten würden, ſondern daß nur durch einen völligen
Umſturz derſelben eine neue Entwickelung des Staats-
eſens, des Nationalwohlſtandes und des Nationalgei-
es möglich ſei. Deßhalb ergriff er gewaltſame Maaß-
egeln. Dabei konnte nun manche Ungerechtigkeit nicht
usbleiben, und noch viel weniger der Haß der angegrif-
enen Jeſuiten, deren Einfluß am königlichen Hofe noch
mmer ſehr bedeutend war. Sie benutzten denſelben
atürlicherweiſe aufs eifrigſte, um ihre bedrohte Exiſtenz
u retten. Pombal begann ſeine Reformen mit der Er-
iehung und dem Unterricht; er berief fremde Lehrer auf
ie Univerſität Coimbra, errichtete neue Schulen, und
ntzog den Geiſtlichen die Büchercenſur. Mit ſtillem
Grimm verfolgten die Jeſuiten alle dieſe Maßregeln.
Bald aber kam eine Gelegenheit zum offnen Ausbruch
es Kampfes mit den Jeſuiten; es war folgende: Spa-
ien und Portugal ſtritten ſich um den Beſitz der Kolonie
San Sagramendo in Südamerika, und ſchloſſen endlich
1750), um dieſen Streit zu ſchlichten, einen Vertrag ab,
n welchem Portugal jene Kolonie an Spanien abtrat,
afür aber durch einen Theil von Paraguay entſchädigt
werden ſollte, über welchen die Jeſuiten herrſchten.
Da weigerten ſich die Jeſuiten aufs beſtimmteſte, jenes
Land an die Krone abzutreten, ſetzten es in Vertheidi-
gungsſtand und riefen ihr Volk zu den Waffen. Es ent-
ſtand ein Krieg und die Eingebornen leiſteten den ver-
einigten Heeren Spaniens und Portugals bis zum Jahr
1758 kräftigen Widerſtand, bis endlich der Tauſchvertrag
ſelbſt 1761 zurückgenommen wurde. Durch dieß Ereig-
niß bekam der Staatsminiſter Pombal freien Spielraum
für die Ausführung ſeiner kühnen Pläne gegen die Jeſui-
ten, welche mittlerweile allen ihren Einfluß aufgeboten
hatten, um ihn zu ſtürzen. Pombal erwirkte 1757 von

dem König einen Befehl, daß die Jesuiten den königlichen Palast zu verlassen und alle Beichtvater- und Lehrerstellen niederzulegen hätten. Zu gleicher Zeit wurde der Papst aufgefordert, den Jesuitenorden von allen eingeschlichenen Mißbräuchen zu reinigen und in seine alten Gränzen zurückzuweisen. Benedikt XIV. schickte hierauf den Kardinal Saldanha mit Machtvollkommenheit nach Portugal; dieser untersuchte den Orden und verbot dessen Mitgliedern allen Handel, während der Patriarch von Portugal ihnen streng untersagte, in seiner Diöcese zu predigen und Beichte zu hören. In demselben Jahre, als dies vorging, geschah ein Mordversuch gegen den König, während dieser des Nachts ausfuhr. Dies Ereigniß gab nun völlig den Ausschlag. Pombal, welcher die Jesuiten im Verdacht der Theilnahme am Mordversuch hatte, setzte einen außerordentlichen Gerichtshof zusammen und dieser erklärte 1759 viele Adelige des Verbrechens für schuldig, und die Jesuiten, auf rechtliche Vermuthungen hin, für Anstifter und Mitwissende desselben. Die Adeligen wurden hingerichtet, zahlreiche Jesuiten, worunter die Väter Malagrida, Souza und Mathos im Gefängniß gehalten, bis der neue Papst Clemens XIII. (der Nachfolger Benedikts XIV.) über sie entscheiden würde, der ganze Orden am 3. September 1759 in Portugal aufgehoben. Die Güter desselben wurden eingezogen und alle Mitglieder (mit Ausnahme der Gefangenen) zu Schiff nach Italien gebracht. Zwar nahm sich Papst Clemens XIII., welcher ein Freund der Jesuiten war und unter dem Einfluß ihres Generals Lorenz Ricci stand, der Verhafteten an, jedoch fruchtlos. Der portugiesische Hof zerfiel darüber mit dem Papst; den Pater Malagrida aber, einen Greis von 7[illegible] Jahren und gewiß nur einen geistesverwirrten Schwärmer, nicht aber Staatsverbrecher, ließ Pombal dem geistlichen Gericht der Inquisition übergeben, und dieses verurtheilte ihn, als einen Ketzer, zum Tod auf den

Scheiterhaufen. Dies, ungerechte Urtheil wurde 1761 wirklich vollzogen. Von den übrigen gefangenen Jesuiten starben einige in den Gefängnissen, einige wurden nach Italien gebracht und andere nach dem Tode des Königs wieder in Freiheit gesetzt. Gewiß ein hartes Loos, daß so viele unglückliche Mitglieder der Gesellschaft Jesu die Vergehen ihrer Vorgänger und noch lebenden Brüder büßen mußten!

Bald folgte auch Frankreich dem Beispiele Portugals. Dort war der Streit über den Jansenismus, welchen die Jesuiten selbst angefacht hatten und mit so großer Leidenschaftlichkeit fortschürten, der erste Grund zu ihrem Untergang geworden. Das Parlament war nämlich jansenistisch gestimmt, und wollte es nicht länger dulden, daß der Jesuitenorden in Folge seiner Grundsätze und seiner wirklich errungenen Macht einen eigenen Staat im Staate bilde. Zugleich sank der Orden, vorzugsweise durch die ununterbrochenen Angriffe geistreicher Schriftsteller, immer tiefer in der öffentlichen Meinung. Unter solchen Umständen wurde ein Prozeß gegen den Orden anhängig, welcher endlich dessen Sturz in Frankreich herbeiführte. Ein Jesuit, der Pater La Valette, hatte nämlich, als Vorsteher der Mission in Westindien, auf der der Krone Frankreichs gehörigen Insel Martinique große Magazine und Fabriken angelegt, und durch Handelsspeculationen mit Negersklaven und Kolonialwaaren ungeheure Summen für den Orden gewonnen. Er stand mit einem Handlungshause in Marseille in steter Geschäftsverbindung und stellte auf dasselbe für anderthalb Millionen Livres Wechsel aus, welche jenes Haus, in Erwartung zweier von dem Pater La Valette abgesandten Schiffsladungen, im Werth von zwei Millionen, auch acceptirte. Nun war damals Krieg zwischen Frankreich und England und die Engländer fingen jene Schiffe. Dadurch kam das Marseiller Handlungshaus dem Bankrotte nah und verlangte nun von dem

Jesuitenorden Entschädigung. Dieser aber erklärte rund heraus: „er sei das nicht schuldig, denn, wenn der Pater La Valette Handel getrieben habe, so sei dies sträflich gegen die Ordensgesetze geschehen und das Geschäft des Vaters gehe den Orden selbst durchaus nichts an.“ Die Sache kam vor das Gericht; dies verlangte die Vorlegung der Konstitutionen, auf welche sich der Orden berief, und erklärte dann: „dieselben haben in Rechtssachen keine Gültigkeit, und der Orden ist schuldig, die Summe zu bezahlen, weil kein einzelner Jesuit, als solcher, ein Eigenthum haben darf, sondern alle Güter der Einzelnen nur das Vermögen des ganzen Ordens ausmachen.“ Da nun bei dieser Gelegenheit die Konstitutionen des Ordens bekannt wurden, so konnte jetzt das Parlament aus denselben die Gefahr des Ordens für den Staat beweisen. Es erklärte denn auch (1761) alle Privilegien, welche die Päpste dem Orden ertheilt hatten, für Mißbräuche; es ließ ferner eine Menge Schriften von Jesuiten (welche mit Genehmigung der Oberen gedruckt worden waren und Königsmord, Aufruhr, so wie andere Verbrechen rechtfertigten) durch die Hand des Henkers öffentlich verbrennen, und es veröffentlichte endlich einen Auszug schädlicher Lehren, welche aus den Schriften der Jesuiten gezogen waren. Diese Energie des Parlaments unterstützte der damalige Minister, der Herzog von Choiseul, ein Freund der Aufklärung. König Ludwig XV. aber, durch schändliche Ausschweifungen fast völlig abgestumpft, gab sich dabei zufrieden, als man ihn versicherte, daß der Orden nur verbessert werden sollte. Auch machte man dem Orden wirklich den Vorschlag, daß ein geborner Franzose als Generalvikar über sämmtliche Jesuiten in Frankreich gesetzt werden solle. Als aber der Ordensgeneral Lorenz Ricci diesen Vorschlag erfuhr, sprach er: „eine solche Veränderung der Ordensverfassung darf ich nicht zugeben. Die Jesuiten müssen entweder viel-

ben, wie sie sind, oder aufhören zu sein.“ Wohl wahr, und zwar für alle Zeiten! O bedächt' es noch heutzutag jeder Staat! Mit diesen Worten hatte der unbeugsame General dem Orden selbst das Urtheil gesprochen. Am 6. August 1762 erließ nun das Parlament den Beschluß: „die Gesellschaft Jesu ist, als staatsgefährlich, in Frankreich aufgehoben.“ Doch wurde den Mitgliedern erlaubt, Pfarrstellen zu bekleiden und Pfründen zu besitzen, d. h. unter der Bedingung, wenn sie jede Gemeinschaft mit dem Orden eidlich aufgeben wollten. Sie thaten dies nicht; da gebot ihnen das Parlament im Jahr 1764 binnen 4 Wochen Frankreichs Boden zu verlassen. Der König bestätigte die Aufhebung des Ordens, erlaubte jedoch den ehemaligen Mitgliedern desselben, in Frankreich zu bleiben, aber unter der Bedingung, daß sie den Staatsgesetzen gehorsam nachleben würden.

Nun versuchte der Papst Klemens XIII. mit vergeblicher Mühe den Orden zu stützen und zu retten. Er ließ 1765 eine Bulle ausgehen, worin er denselben feierlich bestätigte. Doch menschliche Kraft konnte den Sturz dieses ungeheuren Instituts nicht mehr aufhalten, welches von der Rache der beleidigten Menschheit und von eigner Schuld zu Boden geworfen ward.

Dies zeigte sich zunächst am allerdeutlichsten in Spanien, wo die Macht der Jesuiten noch in der Zeit, als sie aus Portugal vertrieben wurden, unerschütterlich fest zu stehen schien, denn sowohl König Ferdinand VI. und dessen Nachfolger Karl III., als auch Volk und Adel waren ihnen ergeben. Da begab sich's 1766, daß das Volk in Madrid einen Aufruhr erhob, und der König erfuhr, daß die Jesuiten denselben erregt hatten. Sein Minister, der Graf von Aranda, lag ihm nun dringend an, nach dem Vorgang Portugals und Frankreichs, die Jesuiten als staatsgefährliche Menschen aus allen Theilen der spanischen Monarchie zu vertreiben. Der König gab seine Einwilligung dazu. Die Voll-

klehung wurde auf's ſtrengſte geheim gehalten. Und ſiehe da, plötzlich wurden in einer Nacht (vom 2. auf den 3. April 1767) alle Gebäude der Jeſuiten in Spanien mit Soldaten umſtellt, alle Ordensbrüder (und deren waren in Spanien an 5000) gefangen genommen und nach den Hafenſtädten abgeführt, wo man ſie nach Italien einſchiffte. Gleiches geſchah in den ſpaniſchen Beſitzungen in Amerika. Ihre Güter wurden eingezogen, dagegen erhielt jeder eingeborne Jeſuit ein Jahrgeld, aber auf der Zurückkunft nach Spanien ſtand eine ſchwere Strafe. Nichts half ihnen jetzt ihre Macht, nichts ihr Einfluß. Es war Gottes Hand, welche die Hände der Machthaber gegen ſie lenkte. Die vertriebenen Jeſuiten mußten lange auf den Schiffen bleiben, weil ſie der Papſt anfangs nicht im Kirchenſtaat aufnehmen wollte; da hatten die Unglücklichen lange kein Obdach, um ihr Haupt zur Ruhe zu legen. Endlich ließ man ſie auf der Inſel Korſika landen und ſpäter nahm ſie der Papſt im Kirchenſtaat auf. Doch faßte Rom kaum ihre große Zahl. Im November deſſelben Jahres 1767 wurden die Jeſuiten auch aus dem Königreich Neapel vertrieben und nach dem Kirchenſtaat geſchafft. Eben ſo erging es ihnen in Malta und (1768) in Parma.

Aber der härteſte Schlag ſtand ihnen noch bevor. Ihr Freund und Beſchützer, Papſt Klemens XIII. ſtarb 1769, und durch den Einfluß jener Höfe, welche den gänzlichen Untergang des Ordens durchſetzen wollten, wurde der Kardinal Ganganelli zum Papſt erwählt. Er nannte ſich als ſolcher Klemens XIV. und verſuchte einige Jahre hindurch mit redlichem Eifer, den Orden durchgreifend zu verbeſſern, um deſſen Untergang zu verhindern. Es war umſonſt; auch Klemens XIV. konnte den Geiſt der Zeit nicht aufhalten, welche das Gericht verlangte. Da erließ er denn am 21. Juli 1773 eine Bulle, welche mit den Worten anfing: „Dominus ac redemptor noster," in welcher er den ganzen Orden als Körper-

schaft auflöste und für ewige Zeiten vernichtete, in einem Augenblick, da jener über 22000 Mitglieder zählte! Am 16. August wurde diese Bulle den Jesuiten in Rom bekannt gemacht und der General Ricci hierauf mit seinen Assistenten und mehren andern Ordensbrüdern als Gefangene in die Engelsburg gebracht. Dort starb Lorenz Ricci am 24. November 1775 so ungebeugt, wie er für den Orden standhaft gelebt hatte. Bereits etwas über ein Jahr vor ihm war Klemens XIV. verschieden; die ganze Welt glaubte, daß ihn die Jesuiten aus Rache vergiftet hätten: auch er selbst glaubte es, denn schon als er die Aufhebungsbulle unterzeichnete, sprach er: „da schreibe ich mir mein Todesurtheil", und das scheint wenigstens gewiß, daß er, aus Furcht vor Vergiftung, viele Gegengifte zu sich genommen hat. Ungerecht wär's aber, auf den Grund jenes allgemeinen Verdachts und dieser persönlichen Furcht, den Jesuiten ohne weiteres ein so schauderhaftes Verbrechen als von ihnen vollbrachtes zuzuschreiben.

So war nun der Orden nach 233 Jahren, seitdem ihn ein Papst (Paulus III) in seiner vermeintlichen Eigenschaft als „untrüglicher Statthalter Jesu Christi" feierlich bestätigt hatte, abermals durch einen Papst, also kraft derselben göttlichen Erleuchtung, kraft derselben „Untrüglichkeit", — aufgelöst. Wie reimten sich diese beiden Untrüglichkeiten auf einander? Wie dem auch sei, der Jesuitenorden hatte nun, Kraft jener Bulle, rechtlich aufgehört zu existiren, und wurde auch in den katholischen deutschen Ländern unterdrückt. So denn auch in Baiern, wo sie sich für unüberwindlich gehalten hatten. Eben so in der österreichischen Monarchie. Lange hatte die erhabene Kaiserin Maria Theresia in tiefer Herzensfrömmigkeit allen darauf bezüglichen Vorstellungen ihres großen Staatsministers Kaunitz widerstanden; lange hatte sie diesem auf alle wichtigen Gründe der Politik, welche er ihr zu Gemüth führte, nur durch

Thränen geantwortet. Sie entſchloß ſich erſt dann, und zwar aus gerechter Entrüſtung, zu dem wichtigen Schritt, als ihr der Graf von Wilczek (ihr Geſandter in Rom) ihre eigenen Worte wiederholte, die ſie zu ihrem Beichtvater, dem Jeſuiten Pater Parhamer über die Theilung Polens im Beichtgeheimniß geſprochen hatte. Der Jeſuit hatte ſie nämlich dem General in Rom wieder mitgetheilt. Da unterſchrieb die Kaiſerin das Dekret zur Aufhebung des Ordens. Am 14. September 1773 wurde dieſe in Wien vollzogen. — Nur Friedrich der Große, König von Preußen, weigerte ſich, in den katholiſchen Theilen ſeines Staates die Aufhebungs-Bulle des Papſtes anzuerkennen, welchen er, als Proteſtant, nicht für das Oberhaupt der Chriſtenheit halten konnte; Friedrich der Große wollte die Jeſuiten nicht von der Duldung ausſchließen, welche er allen ſeinen Unterthanen mit ſeinem Königswort verbürgt hatte. Gleichwohl erkannte dieſer weiſe Monarch gar bald, wie wenig die Jeſuiten ſolcher Gnade, ja jedes Rechtsſchutzes überhaupt würdig waren, ſie, welche ſelbſt keine Rechte als die ihrigen, kein Recht der Staaten, der Völker, der Könige, der Menſchheit anerkannten. Bald ſah ſich Friedrich der Große veranlaßt, den Jeſuiten zu befehlen, ihre Ordenskleidung abzulegen. Sie hießen nun Prieſter des königlichen Schulinſtituts, bis endlich König Friedrich Wilhelm II. dies aufhob und die Jeſuitengüter den Univerſitäten zu Halle und zu Frankfurt an der Oder überwies.

Nachdem nun der Jeſuitenorden gerade auf Andringen der römiſch-katholiſchen Höfe aufgehoben worden war, erhielt er ſich in jenem Reiche, in welchem er nie einen durchgreifenden Einfluß hatte gewinnen können und wo die Nationalkirche (die griechiſche) ſtets jeden Verſuch zu einer Vereinigung mit der römiſchen auf's Beharrlichſte abgewieſen hatte, — nämlich in Rußland. Ueber dies Reich herrſchte damals die Kaiſerin Katha-

rina II., welche bei der Theilung Polens verſprochen hatte, in jenem Theil dieſes Landes, der an Rußland gekommen war, die dort beſtehende Religion aufrecht zu halten. Als nun Klemens XIV. den Jeſuitenorden, welcher in Polen ſo zahlreiche Mitglieder hatte, aufhob, vollzog Katharina II., als Selbſtherrſcherin, dies Machtgebot nicht. Uebrigens unterſtützte auch der Graf Czernitſchew die Sache der Jeſuiten eifrig und der Biſchof von Mallo in Weißrußland erlaubte ihnen im Jahre 1779 wieder Novizen aufzunehmen. Der neue Papſt Pius VI. ertheilte ihnen ſpäter (1782) noch die weitere Erlaubniß, ſich einen General-Vikarius, als einſtweiliges Oberhaupt der Geſellſchaft, zu wählen. So erhielt ſich ein friſches Reis des abgehauenen Rieſenbaumes unbeachtet in Rußland, ſchlug dort tiefe Wurzeln und erwuchs bald zu einem neuen kräftigen Stamm mit zahlreichen Aeſten; ſchon 1786 hatte die Geſellſchaft Jeſu wieder 178 Mitglieder.

Aber auch in den übrigen Staaten waren die Jeſuiten, obgleich ſie ihren Namen und ihr Ordenskleid abgelegt hatten, und entweder als Weltgeiſtliche, Lehrer, Gelehrte oder in andern Ständen lebten — überall waren ſie im Geiſt noch Jeſuiten geblieben. Sie erinnerten ſich an die geweſene Herrlichkeit, ſie waren überzeugt, daß die meiſten ihrer Brüder noch feſt hielten an der Idee ihres großen ſelbſtſtändigen Staates. In jener Erinnerung und in dieſer Ueberzeugung, von Hoffnung und von Herrſchſucht getrieben, arbeiteten ſie nun im Stillen mit allen Künſten, welche ſie gelernt hatten, an der Wiederherſtellung des Ordens; und nur mit noch größerer Erbitterung als je unterminirten ſie die Staaten. Dies ward ihnen um ſo leichter, da ſie nun nicht mehr aus der Maſſe aller Staatsangehörigen heraus, durch beſondere Kleidung und Sitten unterſchieden werden konnten. So verſchafften ſie ſich einflußreiche Stellen im Staatsdienſt, in der Kirche, im Schulweſen.

Am wirksamsten zeigten sich ihre Bemühungen in dem österreichischen (früher spanischen) Antheil der Niederlande (d. i. der belgischen Provinzen). Dort entstand gegen die durchgreifenden Neuerungen Kaiser Josephs II., besonders in religiöser Beziehung, ein allgemeiner Aufstand, in Folge dessen sich die Stände 1790, von Oesterreich unabhängig, als vereinigten Staat von Belgien erklärten. Damals haben die Jesuiten die bedrohte bürgerliche Freiheit zum Vorwand genommen, und den unsterblichen Kaiser, Joseph II., als einen Feind der Religion zu verlästern gesucht, während er nur die alten Mißbräuche abzuschaffen strebte.

In ähnlicher Weise wirkten die kuttenlosen Jesuiten auch in Baiern, wo sie noch von ihrer guten alten Zeit her das biedre kernhafte Volk in geistiger Abhängigkeit erhielten, der Aufklärung unermüdlich entgegen; sie griffen die neue Gestaltung des Schulwesens, die neugestiftete Akademie der Wissenschaften, kurz alle neueren Einrichtungen zur Volksveredlung aufs heftigste an und suchten auf alle Weise die Wiederherstellung ihres Ordens zu erringen. Ein eigenthümliches Ereigniß erleichterte ihnen ihr Spiel. Es gab nämlich aus früheren Zeiten her eine edle und ehrwürdige Verbrüderung unbescholtener Männer, welche in stiller Abgeschlossenheit das hohe Urbild der Menschheit zu verwirklichen dachten und mit allen Kräften, mit wechselseitiger Aufopferung und in ächt brüderlicher Liebe dahin strebten, die Humanität in jeder Beziehung zu befördern. Dieser Brüderbund der edelsten Menschen, welcher noch heutzutage besteht und segensreich fortwirkt, heißt der Freimaurerbund. Alle Mitglieder desselben, ob sie nun Fürsten oder Bauern, Priester oder Laien, Gelehrte oder Ungelehrte, Millionäre oder Arme sind, kennen in ihrem Verhältniß zu einander keinen Standesunterschied, sondern erkennen sich bloß als Menschen; sie kennen ebensowenig einen Unterschied der kirchlichen Satzungen, aber sie machen Gottesliebe zur ersten

flicht, ſie ehren die Religion eines Jeden und ebenſo die
eſetze des Staates; weit davon entfernt, Religion oder
taat zu beeinträchtigen, ſuchen die Freimaurer viel-
ehr, in ihrer Eigenſchaft als Mitglieder eines dritten
wigen und reinen Inſtituts, Aufklärung zu befördern,
oth zu lindern, Bürgertreue zu befeſtigen, und verbin-
en durch ihr Wirken die Religion und den Staat erſt
cht innig und dauerhaft. Der Freimaurerbund iſt ebenſo
eit verbreitet über die ganze Erde, als es der Jeſuiten-
rden war; aber ſein Zweck, der der Menſchheits-
nd Menſchenliebe, in der höchſten reinſten Bedeutung
ieſes Worts, iſt und war natürlich durchweg dem Zweck
es Jeſuitenordens, dem Egoismus, ſo feindſelig ein-
eſetzt, wie Tag und Nacht. Deshalb iſt's wohl begreif-
ch, daß der Jeſuitenorden den Freimaurerbund ſchon
unge als ſeinen Nebenbuhler haßte, verdächtigte und
erfolgte (was er auch noch heute thut). So war's auch
amals in Baiern der Fall, unter der Regierung des Kur-
ürſten Karl Theodor. Nun entſtand aber damals eine
igenthümliche Sekte, die der ſogenannten Illumina-
en, welche die Verfaſſung des Jeſuitenordens mit den
eheimnißvollen Gebräuchen des Freimaurerbundes zu
erſchmelzen ſuchte. Adam Weishaupt, Profeſſor
n der Univerſität zu Ingolſtadt, ſtiftete im Jahre 1776
en Illuminatenorden und zwar urſprünglich in der edlen
bſicht, die Feinde der Aufklärung zu bekämpfen. Aber
eil er ſeinen Plan, nach dem Muſter des Jeſuitenordens,
uf einem knechtiſchen Verhältniß der Mitglieder, oder
uf einem Despotismus begründete, trug derſelbe auch
chon von Anfang her den Keim des Verderbniſſes und
Verfalls in ſich. Es beſtanden in dieſer geheimen Ver-
indung des Illuminatenordens mehre Grade für die
Eingeweihten, und zwar genau, ſo wie bei den Jeſuiten,
ämlich, daß der Untere ſtets blind unter den Befehlen
eines nächſten Oberen ſtand, aber ſich durch ſeine Fähig-
eiten auch wieder zu höheren Graden aufſchwingen

konnte, und daß endlich die eigentlichen oberſten Häupter des Ordens, welche vor aller Welt in tiefem Geheimniß verborgen waren, die volle Herrſchaft in Händen hatten und über den unbedingten Gehorſam aller Untergebenen verfügen konnten. Bei ſolcher Verfaſſung war alſo der Illuminatenorden faſt wie eine Verjüngung des Jeſuitenordens, jedoch unter mißbrauchten freimaureriſchen Formen, und jener innere Fluch gab ſich bald kund, — dadurch nämlich, daß die herrſchenden umſichtbaren Oberen ihre Gewalt nicht zum Heil der Menſchheit, ſondern zu ihrem eigenen zeitlichen Vortheil und zu dem ihrer Kreaturen zu benutzen ſuchten. Das Staatsgefährliche des Illuminatenordens kam an den Tag und derſelbe wurde im Jahre 1785 von der baieriſchen Regierung aufgehoben. Den heimlichen Jeſuiten aber war dieſer Sturz der Illuminaten ein willkommener Anlaß, dem Kurfürſten Karl Theodor ihre eigene Wichtigkeit anzupreiſen, als hinge alles Heil der Kirche, ſowie die Rettung des Staates vor verderblichen Umtrieben einzig von ihnen ab, und ſie verdächtigten nun erſt recht die Aufklärung und den edlen Freimaurerorden. Dieſe gefährlichen Rückwirkungen der Jeſuiten traten bald auch in ganz Deutſchland immer lauter und kühner, immer bemerkbarer ans Tageslicht hervor. Die heimlichen Jeſuiten und ihre verbündeten ſtillen Verehrer ließen Schriften im Drucke ausgehen, worin ſie die ſchönen Worte: „Aufklärung“ und „Humanität“ als gleichbedeutend mit Gottesläugnung verdächtigten und alle edleren Geiſter, welche für den Fortſchritt der Menſchheit kämpften und das alte Reich der Finſterniß nicht wieder aufkommen laſſen wollten, zu Verworfnen brandmarkten.

Als nun endlich gar die franzöſiſche Revolution ausbrach und ſich wie in Lavaſtrömen ausgoß durch ganz Europa, als jeder Fürſt auf ſeinem Throne vor der Macht der Volksidee zitterte, die ihr uraltes verhöhntes Recht blutig heimfordert, wenn es ihr nicht gutwillig wieder

eingeräumt wird, da glaubten die verkappten Jesuiten den vortrefflichsten Anlaß gefunden zu haben, um den Fürsten ihren Orden wie einen Blitzableiter gegen die Wetter des Himmels zu empfehlen. „Seht," sprachen sie, „das ist die Folge davon, daß der Orden aus Frankreich verbannt worden ist. Wäre dieß nicht geschehen, so hätten die Freigeister dort nicht aufkommen können, welche durch ihre gottlosen Schriften das Volk so weit gebracht haben." Aber diese Behauptung war eine freche Lüge gegen die Geschichte; denn der Grund der französischen Revolution war die zweihundertjährige Unterdrückung des Volkes durch den Hof, wobei eben die Jesuiten gemeinschaftliche Sache gemacht hatten; die bodenlose Verworfenheit, welche nur durch einen so fürchterlichen Aderlaß kurirt werden konnte, hatten die Jesuiten selbst durch ihre scheußliche Sittenlehre befördert, und jene Schriftsteller endlich, welche die Nation allerdings durch Aufklärung für die Revolution vorbereiteten, waren eben durch die jesuitischen Verfolgungen des freien Gedankens größtentheils erst erweckt worden. Gleichwohl hat sich jene jesuitische Lüge: „als ob nur jener Fürst, nur jener Staat sicher sein könne, der sich der Vormundschaft des Ordens und überhaupt der Kirche völlig überlasse" noch lange, selbst bis auf den heutigen Tag, geltend gemacht; die Schwachen im Geiste glauben daran, weil sie mit blöden Augen das heilige und erhabene Wesen der Religion, ohne welche keine Familie, und um wie viel weniger ein Staat bestehen kann, nur im Gewande der Kirche und zwar der römischen, wahrzunehmen vermögen, und es mit der Priesterherrschaft völlig vermengen. Aber für jeden, der seine gesunden Sinnen hat, ist's sonnenklar, daß ein geistlicher Staat, der sich über allen Staaten zu stehen dünkt, die Existenz jedes einzelnen Staates, in welchem er einen eignen bilden will, zerstören muß. Nicht blinde Knechtschaft, sondern das ursprüngliche Recht ist der historische Grund des Staatswesens; nur dadurch, daß

jede Verpflichtung des Einzelnen eine freiwillige ist, um das Recht jedes Andern zu stützen, nur dadurch gibt es eine bürgerliche Gesellschaft, und, weil die Majestät des Fürsten in den Rechten der Nation wurzelnd, den Inbegriff der Nationalität vorstellt, ist sie erhaben über jede Anmaßung jenes Bischofs von Rom, vor dessen Weltherrscherblicken es kein Vaterland gibt.

Neuntes Kapitel.

Wie der Jesuitenorden wieder hergestellt worden ist und was er jetzt treibt.

Nachdem nun die Gesellschaft Jesu in Rußland einen Zufluchtsort gefunden hatte, währte es auch nicht lange, daß der Papst Pius VII. sie als eine geistliche Körperschaft für jenes Reich bestätigte. Dies geschah 1801 durch ein Breve, welches mit dem Worte: „Catholica" anfängt. Drei Jahre später (1804) wurde diese Maßregel auch auf Neapel und Sicilien ausgedehnt.

In Frankreich thaten die Jesuiten während der Herrschaft Napoleons gleichfalls viele Schritte, um ihre Wiedereinsetzung zu bewirken, wiewohl vergeblich. Als aber Napoleon auf die Kaiserkrone verzichtet hatte und die Völker nun die Freiheit errungen zu haben glaubten, — was geschah? Da ward in Spanien (am 21. Juli 1814) die fluchwürdige blutbefleckte Inquisition wieder eingeführt, und bald darauf (am 7. August 1814) stellte der Papst Pius VII. durch die Bulle, welche mit den Worten: „Sollicitudo omnium" beginnt, auch den Jesuitenorden für die ganze Christenheit wieder her. Das war also die Frucht des großen Freiheitskampfes, — die Aufrichtung der alten Knechtschaft!

In jenen heißen Tagen, da die Völker für ihr Theuerstes auf Erden, in die Schlachten zogen, war die patriotische Begeisterung auch eine innig religiöse geworden und diese dauerte auch noch nach den Siegen über Napoleon einige Zeit lang fort. In dieser religiösen Aufregung vergaßen viele schwache Gemüther die furchtbaren Lehren der Vergangenheit, und erwarteten Heil von einem Orden, welcher die Nationalität überall stets bekämpft hat und auch in Zukunft bekämpfen muß, wenn er selbst existiren will. Ja, Manche hofften sogar mit Zuversicht, daß er die Throne gegen die Anfechtungen des Zeitgeistes stützen würde. Er — die Throne stützen! Sie bedachten nicht, daß der Zeitgeist stets nur der Ausdruck jener Bedürfnisse ist, welche aus dem innersten Wesen der Völker hervorgehen und welchen man sich nicht widersetzen kann, ohne davon erdrückt zu werden; sie bedachten nicht, daß Vertrauen die beste Stütze der Throne ist, daß die Völker den Fürsten so gern damit entgegenkommen, und daß keine Macht der Welt im Stande ist, jene rechtschaffenen Fürsten zu vernichten, welche dasselbe durch die That erwiedern.

Wie nun der Jesuitenorden durch eine dritte päpstliche „Untrüglichkeit" wieder hergestellt war, trat der Pater Thaddäus Borzozowsky, welcher bis dahin General in Rußland gewesen war, an dessen Spitze, und alsobald thaten sich in allen Ländern die alten Professhäuser und Novizlate, die alten Kollegien und Seminarien wieder auf. Siegesstolz zogen die Ordensbrüder wieder in ihren schwarzen Kutten umher, und begannen mit dreifacher Lust ihr altes Werk aufs Neue, während die Völker, noch ermattet von ihren letzten Anstrengungen, ja fast erschlafft, wie im Schlummer lagen. Die Ordenshäuser in Rom faßten die Zahl der neuen Mitglieder nicht. In allen Städten Italiens übernahmen die Jesuiten wieder die Erziehung der Jugend. In Spanien ernannte König Ferdinand VII. den Ordensstifter

Loyola zum unsichtbaren Generalcapitän der Armee. In Irland entstanden (1825) jesuitische Ordenshäuser und Schulen, sogar in England jesuitische Erziehungsanstalten. In Belgien (seit 1814 mit Holland vereinigt) gaben sie gar bald durch politische Umtriebe deutliche Lebenszeichen, daß sie noch die alten waren.

In Rußland fingen sie, voll Zuversicht auf die Gastfreundschaft, die sie dort gefunden, beim Adel Glaubenswerbungen für den römischen Katholicismus an. Aber dieser Angriff auf die russische Kirche schlug ihnen übel an. Da galt keine Ausflucht, keine Lüge; sie mußten 1816 Petersburg und Moskau verlassen und als sie das heimliche Bekehren noch immer nicht aufgaben, wurden sie 1820 für ewige Zeiten aus Rußland verbannt.

In Frankreich waren sie unter der Regierung Ludwigs XVIII. und Karls X. als Missionäre und als „Väter des Glaubens" thätig, um Aberglauben und Bigotterie wieder herzustellen und überhaupt die „gute alte Zeit" der bürgerlichen und geistigen Knechtschaft zurückzubringen. Dabei wurden sie von den Bischöfen, welche in ihrem Interesse standen und von einflußreichen Staatsmännern unterstützt, welche jene Ansicht hegten, daß die Jesuiten eine Stütze des Throns seien. Vergeblich stand da mancher Ehrenmann auf und bewies freimüthig, wie unhaltbar diese Ansicht, wie staatsgefährlich der Jesuitenorden sei. Die Stimme der Wahrheit wurde nicht angehört oder verachtet; ungestört übten die Jesuiten ihren Einfluß auf die Bischofswahlen aus; von der Regierung begünstigt, bemächtigten sie sich des Unterrichts, sie imponirten dem Hof durch ihre Scheinheiligkeit und beherrschten ihn zu ihrem eigenen Vortheil; sie bethörten den Adel, daß er seine Söhne in ihre Kollegien in der Schweiz schickte, und sie verblendeten zugleich die untersten Klassen des Volks. Es war eine jammervolle Zeit; aber der Kern des Volkes, der Mittelstand, war gesund geblieben, den hatten sie nicht verführen können; von diesem aus,

wie von einem sichern Bollwerk, leiteten geistreiche Schriftsteller die Presse als furchtbares Geschütz gegen sie. In jenen heißen Julitagen des Jahres 1830 sah endlich der altersschwache König Karl X. mit seinem Jesuitenknecht Polignac zu spät ein, daß der Versuch der Völkerverdummung die Könige nicht unantastbar macht. Da hätten auch die Jesuiten erkennen sollen, daß man die Entwickelung einer Nation nicht ungestraft hindern darf. Sie sahen das Volk sich wie einen Rieten aufrichten und seine Fesseln zürnend zerbrechen; sie sahen den greisen König, welchen sie verführt hatten, als Flüchtling aus dem schönen Lande seiner Väter von dannen ziehen: sie selber mußten den Boden, worauf sie sich noch vor Kurzem allmächtig gedünkt hatten, in wilder Eil', wie geächtete Verbrecher, verlassen und hinter sich her den tausendstimmigen Hohn des Volkes hören; ja, der Name: „Jesuit" war „beim stürmischen Gedränge der Partheien" in Frankreich zu einem gemeinen Schimpfwort geworden. Solche erschütternde Lehren ertheilt die Geschichte nie umsonst; — wehe denen, welche sie verachten!

Wie die Jesuiten in dem Königreich der vereinigten Niederlanden bis zum Jahr 1830 gewirkt haben, das weiß jedermann. Da mußte abermals die angebliche „Gefahr, welche der Freiheit der römisch-katholischen Kirche drohe," den Deckmantel hergeben zur Verhüllung der jesuitischen Umtriebe im Staatswesen. Freiheit!? Ja, wärs nur Freiheit, ächte Glaubens- und Kirchenfreiheit, aber Kirchenherrschaft ist's, was die jesuitische Parthei abermals erwirken wollte und die Liebe der Belgier für politische Freiheit wurde von jener Parthei gar schlau für ihre eigenen Zwecke benutzt. Aber auch nach der Trennung Belgiens von Holland arbeitete die jesuitisch-römische Parthei in Belgien, um ihre Herrschaft über den Volksgeist zu behaupten, unablässig darauf hin, die freie Entwickelung desselben zu hemmen, ja, wärs möglich, zu unterdrücken: und da kommt ihre Lüge, als

ob sie für die Freiheit Interesse genommen hätte, grell, nackt und schändlich an den Tag. Jenes Volksverdummungsstreben hat in Belgien den Freimaurerbund zum lebhaftesten Widerstand angespornt, zum Kampf für die Rechte der Vernunft, für die naturgemäße Entwickelung der Nation. Die jesuitische Parthei hoffte, diesen ihren Todfeind, den Maurerbund, mit leichter Mühe zu vernichten; sie schleuderte von den Kanzeln und Altären ihre Verdammungsflüche auf die Maurer; sie verschrie das Treiben derselben als gottlos. Was war die Folge dieser Maßregeln? Grade, daß der Freimaurerbund in den Augen jedes Vernünftigen nun erst recht zu Ehren kam. Statt, daß die Freimaurer ihrem großen Bund absagten, meldeten sich täglich zahlreiche Männer, welche das gefährliche Treiben der Jesuiten durchschauten, Männer, als edel und untadelhaft allgemein gekannt und geachtet, zur Aufnahme in den Freimaurerbund, um mit vereinigten Kräften gegen jene Parthei zu kämpfen, welche nie ein Herz für ein Vaterland haben kann. Und dieser Kampf dauert noch heutigen Tages fort. Uebrigens begnügen sich die Jesuiten nicht mit ihrem Wirken in Belgien. Nein, sie versuchen von dort aus auch in die nächstgelegenen deutschen Provinzen den Samen ihres Unkrauts auszustreuen.

Das thun sie auch in der Schweiz. Auch dort waren sie nach Aufhebung des Ordens immerdar im Stillen geschäftig gewesen. Nach dessen Wiederherstellung trugen sie nun dort die Stirnen kühner als irgendwo anders und machten die Stadt Freiburg im Uechtland gleichsam zu ihrem Hauptquartier, wo sie ihre Kriegspläne entwerfen und von wo aus sie ihre vielfach verzweigten geheimen Verbindungen in den deutschen Staaten leiten. Dort in Freiburg haben sie auch ihre Schulen — nach den alten Unterrichtsplänen — offenstehn und so manche einflußreiche Männer aus Deutschland und andern Ländern, welche von der Jesuitenerziehung

etwas Gutes erwarten, ſchicken ihnen dahin ihre Söhne zu, um dieſe als wohlzugerichtete Ordenszöglinge zurück zu bekommen. Wie in Belgien, ſo ſuchen die Jeſuiten auch in der Schweiz das dortige Volk durch Aberglauben in geiſtiger und moraliſcher Unmündigkeit zu verſtocken, und, um den Aberglauben zu erhalten, veranſtalten ſie prachtvolle Ceremonien, Prozeſſionen, Mirakel, kurz alles, was die Sinne zu blenden, die Einbildungskraft zu erhitzen und den Verſtand dabei abzuſtumpfen dient. Sie ſuchen das Volk bis zum Fanatismus zu bringen, und vermiſchen gar ſchlau den religiöſen mit dem politiſchen; ſo gelingt es ihnen leider, ſich in die ſchweizeriſchen Staats- und Regierungsgeſchäfte zu miſchen, und Partheihaß und Bürgerkrieg zu erregen.

In den deutſchen Bundesſtaaten haben es die Jeſuiten, Gottlob, bis jetzt noch nicht dahin bringen können, daß ſelbſt die katholiſchen deutſchen Fürſten den Orden in ihren Ländern wieder einführten und ihm den Jugendunterricht anvertrauten; — ſo eifrig die Jeſuiten dies auch durch ihre Bundesgenoſſen in „kurzen Röcken" betreiben mögen. Es wäre jammervoll, wenn es ihnen je gelingen könnte. — Wie nun überhaupt die Rache eines beleidigten Prieſters unverſöhnlich iſt, ſo läßt ſich's wohl begreifen, daß es die Jeſuiten dem König von Preußen Friedrich Wilhelm III. nicht vergeſſen können, daß er im Jahre 1827 den Beſuch auswärtiger Jeſuitenſchulen allen Söhnen ſeiner Unterthanen aufs Strengſte verboten hat, — wahrhaft zum Heil des ganzen Vaterlandes! Dies weiſe Geſetz kommt nämlich nicht etwa bloß dem Beſtande des evangeliſchen Chriſtenthums in Deutſchland zu Gute, ſondern auch den wahren Intereſſen des deutſchen Katholicismus, welcher wahrlich groß und ſtark auf eignen Füßen aufrecht ſtehen kann, und nicht eines Gängelbandes (oder Seiles) bedarf, das ein Mann in Rom in der Hand hält, um deutſche Köpfe zurechtzudrehen und deutſche Herzen zuzuſchnüren. Die Sehnſucht der

rechtschaffensten und frömmsten deutschen Katholiken nach einer katholischen deutschen Nationalkirche auf dem Grunde gleichbischöflicher Hirtenpflichten, frei von der Oberherrschaft des Bischofs von Rom, — ist nicht etwa der bloße Fiebertraum neuerungssüchtiger Köpfe, — nein schon seit Jahrhunderten haben die edelsten deutschen Männer, Priester wie Laien, diesen Plan, so einfach, so naturgemäß und geschichtlich wahr er ist, gefaßt und dafür gewirkt. Auch ist's schon oft nahe daran gewesen, daß derselbe verwirklicht werde, — aber leider ist es stets wieder durch welsche List vereitelt worden. Diese Idee nun einer „freien, deutschen, katholischen Kirche," welche in der Gegenwart abermals zur Sprache kam, diese Idee ist natürlich den Jesuiten, deren Interesse zu enge mit dem des römischen Hofes zusammenhängt, ein Gräuel, sie verketzern und verdächtigen sie als gottlos, ohne dabei zu bedenken, daß in Deutschland heute zu Tag schon die Jugend weiß, wie die ganze Lehre vom Primat des Papstes bloß auf einer Lüge beruht. Aber die Jesuiten thun noch mehr, als nur die deutsche Nationalkirche verdächtigen. Sie wissen gar wohl, daß, wenn sich eine deutsche katholische Nationalkirche bildet, Religion und Staat sich immer inniger verbinden, Fürsten und Volk immer mehr, eins durch's andre, erstarken werden. Da suchen nun die Jesuiten jene alte Anmaßung, an die längst kein vernünftiger Mensch mehr dachte, wieder aufzurichten und lehren sowohl öffentlich, wo sie's nämlich können, als auch umsomehr insgeheim: „der Papst steht über aller weltlicher Fürstenmacht." Mit dieser zweideutigen Lehre, welche das Geistliche vor das Weltliche schiebt, und doch beides vermischt, hängen natürlicherweise noch viele andre staatsgefährliche Grundsätze zusammen; diese Lehre ist wie die Spinne, die in Mitten ihres Gewebes sitzt und bald dahin bald dorthin hervorschießt, neue Fäden aufspinnt, neue Opfer holt. In neuester Zeit haben es die Jesuiten auf alle mögliche Weise versucht, sich im

Münſterland und in Rheinpreußen einzuſchleichen; ſie rechneten dabei auf die fromme Gläubigkeit der dortigen katholiſchen Bevölkerung; ſie ſuchten dieſe zum Glaubenshaſſe gegen alle Proteſtanten aufzureizen und eiferten deshalb gegen die ſogenannten „gemiſchten Ehen," jenem Geiſt des Friedens, der Verſöhnung und der Liebe ſo ganz zuwider, welchen der erhabene Stifter des Chriſtenthums predigte. Dieſer Eifer der jeſuitiſchen Parthei gegen die innige Gemeinſchaft der Katholiken mit den Proteſtanten iſt um ſo auffallender, da der König von Preußen ſelbſt Proteſtant iſt, derſelbe gerechte und weiſe König, der im Jahre 1827 jenes Verbot, Jeſuitenſchulen zu beſuchen, erlaſſen hat. Dazu kommt nun noch der Umſtand, daß zur ſelben Zeit, gerade in den entgegengeſetzten äußerſten Provinzen der preußiſchen Monarchie, gleiche Verſuche gegen gemiſchte Ehen, gegen Gemeinſchaft der Katholiken mit den Proteſtanten geſchehen ſind. Wer ſieht nicht den Zuſammenhang dieſer Fäden zu einem Gewebe? Der junge Kaplan des Erzbiſchofs Droſte-Viſchering von Köln, Herr Michelis, wollte den Jeſuiten behülflich ſein, ſich in Rheinpreußen einzuſchleichen. Man hat Briefe gefunden, aus deren Inhalt dies deutlich hervorgeht. Zur Erreichung ihres Zweckes wollten die Jeſuiten auch die Zeitungen benützen, dieſes wichtige Mittel, auf's Volk Einfluß auszuüben. Und wirklich erhoben ſich bald hier, bald dort, bald leiſe, bald keck, die Stimmen der Unbekannten in den Zeitungen, um das geheime Treiben der jeſuitiſch-hierarchiſchen Parthei zu rechtfertigen, zu beſchönigen und deren Gegner verhaßt zu machen: — da ward keine Lüge geſpart. Aber, wie ſich auch die Lüge ſchlangengleich dreht und winden mag, um ſich durch irgend eine unverwahrte Ritze einzuſchleichen, und ob auch die Lüge oft ſchon triumphirt zu haben glaubt, — vor der einfachen Wahrheit kann ſie für die Dauer doch nicht beſtehen, und darin liegt das Große, das Erhabene der Preßfreiheit, daß durch ſie vor den Augen des

ganzen Volkes (und Tausende von Augen sehen doch gewiß mehr, als oft nur ein paar) dem unehrlichen Kämpfer die vergiftete Waffe aus der Hand, das Visir vom Haupte gerissen wird, daß ein ganzes Volk sich dann selbst überzeugen kann, was Wahrheit, was Lüge ist. Und nicht das, was zu glauben befohlen wird, — nur das kann man glauben, wovon man sich selbst überzeugt; seiner Ueberzeugung nach aber handelt ein Ehrenmann stets freudiger und besser, als nach allen Machtgeboten der Welt.

Nun denn, soviel die Jesuiten auch im Finstern schleichen, schaffen, zuflüstern und verführen mögen, soviel sie, die Söhne der Nacht, immerhin um des Ordensvortheils willen das Familienglück zerstören, das wechselseitige Vertrauen zwischen Fürsten und Unterthanen vergiften, die Sicherheit der Staaten untergraben wollen, — an der deutschen Treue werden sie, mit aller ihrer Gewandtheit, mit aller ihrer List, dennoch scheitern müssen! O daß diese deutsche Treue, und daß deutsche Wahrheitsliebe, deutsche Bildung und Wissenschaft immerdar als fester Wall das ganze heilige Vaterland beschirmen mögen! Das wünscht Einer, der es von Grund des Herzens liebt.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Märchen

für die Jugend.

Von

Eduard Duller.

Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage.

Mit sechs Bildern.

Pesth, 1846.
Verlag von Gustav Heckenast.

Leipzig bei Georg Wigand.

Gedruckt bei Landerer und Heckenast.

Das Märchen kommt geflogen
Vom blauen Himmelsbogen. —
„Wo iſt's? — — Ei, hier! —
„Was bringt's für ſchöne Sachen?“ —
Zum Weinen und zum Lachen! —
„Wem denn? — — Ei, Dir!
„Ja, iſt's denn nicht gar prächtig,
Gar groß und ſtolz und mächtig,
Wie Rön'ge ſind? — —
O nein! es kam ganz leiſe
Und ſitzt im Kinderkreiſe
Selbſt als ein Kind!

Inhalt.

	Seite
Widmung (mit Bezug auf das Titelbild).	
Das tote Kind (mit einem Bilde)	1
Die Geſchwiſter	10
Sankt Nikolaus beſcheert	38
Vom Nürnberger Trichter (mit einem Bilde)	44
Graf Pelikan	80
Die Abenteuer des Peliciuello	93
Preſam (mit einem Bilde)	129
Storch und Gans (mit einem Bilde)	157
Der ſchlechte Niemand, oder: Das goldene Ei	196
Vom kleinen Käthchen	220
Schmalhans, Küchenmeiſter	225
Vom Chriſtkindchen (mit einem Bilde)	236

Das todte Kind.

Erſtes Capitel.

Es war Charfreitag. In der Sebalduskirche zu Nürnberg hingen ſchwarze Flöre über Altären und Fenſtern und es war wie eine Grabesnacht in den Hallen und Bogengängen; nur am fernen Ende des Schiffes flimmerten Lampen und Kerzen hinter dem Gitter, welches das heilige Grab vom übrigen Theil der Kirche abſchloß. Durch die langen Gänge gingen ab und zu viel fromme Menſchen, und draußen in den Straßen und Gaſſen wandelten noch mehr hin und wieder, von einer Kirche zur andern, von Sankt Sebald nach Sankt Lorenz, und von da zu unſerer lieben Frauen, — ſtolze Rathsherren und luſtige Handwerksburſche, reiche Bürgersfrauen und

arme Mägde, alte Leute und ganz junge Kinder, alle bunt durcheinander. Aber wie verſchieden ſie auch waren an Rang und Stand, an Alter und Geſchäft, ſie hatten alle nur ein und daſſelbe Ziel: Gott den Herrn in Demuth anzubeten, und hatten alleſammt heute nur einen Gedanken — den an das heilige Grab, darinnen der Heiland liegt, und freuten ſich dabei ſchon auf das Auferſtehungsfeſt.

An demſelben Charfreitag nun war eine arme Frau recht von Herzensgrund betrübt, und das war die Mutter Regine, eine Wittib. Die wohnte in einem ſchmalen, engen Gäßchen, vier Stiegen hoch, und ſaß am Bette ihres Töchterchens. Das hieß Ännchen und war krank, lag ſtill und ruhig und ſchlief; und des Ännchens Wangen ſahen grad aus, wie ein paar friſche Maien-Röslein, und die Lippen halb offen, als wollte ſie was ſagen. Die Mutter aber ſaß am Spinnrad vor dem Kinde und hielt in ihrem Fleiße inne, damit das Kind durch das Schnurren nicht wach würde. In unnennbarer Sorge und Liebe ſah die arme Frau auf das ſchlafende kranke Kind und verwandte kein Aug davon; denn es war halt ihr Alles auf der Welt. Wie ſie nun ſo immer und immer auf das Kind hinſah, da kam's auf einmal wie ein ſüß herzig Lächeln über des Ännchens Geſicht, und die Mutter bekam dabei eine rechte herzbange Freudigkeit und ſagte ſo vor ſich hin: „O, du lieber Gott, wie dank' ich dir! Mir ſcheint, das Fieber iſt jetzt doch wieder vorüber; und wie Ännchen im Schlaf lächelt, ſo ſpielt ſie gewiß mit den lieben Engeln."

Nun ſetzte ſie ſich wieder an's Spinnen, ſpann aber nicht, ſah nur auf ihr Kindchen, und ward ihr doch wieder ſo bang und meinte: „Aber was ſchläft das Kind heut' doch gar ſo lang!“

So verging eine ſchöne Zeit, und darüber ward's in der Kammer immer dunkler und dunkler und der armen Frau immer banger und banger. Und wie nun das Zwielicht kaum mehr auszuhalten war, und die finſtre Nacht herankam, ſo ſtand ſie auf und ging in der Kammer auf und ab, und immer wieder zu ihrem kranken Kind, neigte ſich darüber und ſagte in ihrer Kümmerniß: „Ach Gott, will denn das Kind ewig lang ſchlafen?“ Und rief die heiligen Schutzengel an in ihrer Einſamkeit, denn es war ihr juſt ſo, als wär' ſie ganz allein auf der weiten Welt, und Alles ausgeſtorben. Ihr guter Freund, der Buchfink daneben im Garten, pfiff auch nicht mehr, ſondern hatte ſchon den Kopf hinter die Flügel geſteckt. Und wie nun ihre Herzensangſt immer größer und größer ward, konnte ſie's endlich nicht länger halten und rief laut aus: „Haſt das Morgengebet verſäumt, mein frommes Kind, und haſt die Morgenglocke verſchlafen! Wach' doch auf, bald ruft die Vesperglocke, und dann iſt's Zeit zu wachen und zu beten.“

Und ſie harrte in Mutterangſt von Seeunde zu Seeunde, bis die Vesperglocke erklänge, und hoffte, daß dabei das Kind erwachen werde.

Sie hatte ſo oft, wenn ſie in der äußerſten Noth nahe an Verzweiflung war, wieder Troſt und Vertrauen gefunden, wenn ein heller, reiner Glockenklang Glaube und Liebe in der Bruſt

nach rief. Und jetzt, wo ihr Letztes und Liebſtes auf Erden ſchwer krank lag, wo ihr, die von Allen verlaſſen war, in dunkler, unheimlicher Abendſtille, da bedurfte ſie des Troſtes erſt recht, — darum harrte ſie mit banger Angſt auf das Ave-Maria-Geläute zur ſiebenten Stunde. Aber die ſiebente Stunde war vorüber, und das Geläute erſcholl heute nicht, denn es war ja Charfreitag, der Sterbetag des Herrn Jeſu Chriſt; und an dem Tag ſind die Glocken nach Rom gegangen.

Der Wächter, der auf der Gaſſe mit Hellebard und Laterne wandelte, ſtieß heute nicht in's Horn, ſondern ſang mit dumpf eintöniger Stimme einen neuen Reim für den heutigen Tag:

„Ihr Herren und Frauen laßt euch ſagen:
Der Hammer der hat Neun geſchlagen;
Der Herr Jeſus Chriſt liegt nun im Grab,
Habt Acht auf die Seel'! Das Fleiſch ſtirbt ab;
Die Seele tragen die Engelein
In den Schooß des himmliſchen Vaters heim. —
Amen! — Ave Maria!“ —

Die Glocke hatte neun Uhr geſchlagen, — die Mutter legte ihren Mund auf Ännchens Wangen — die waren kalt. Sie fühlte an ihr Herz — das klopfte nicht mehr. Sie faßte ihre Händchen — die waren ſtarr und erwarmten nicht wieder am Mutterherzen; — das Kindlein war todt. —

„So erbarme ſich der Himmel mein! ich kann ohne mein Kind nicht leben!“ Alſo rief die Mutter, die arme Frau Regine, rief's in namenloſer Liebe und namenloſem Schmerz und ſank am Sterbebette bewußtlos nieder.

Zweites Capitel.

Der Oſtermorgen war in wunderfreundlichem Glanze über der lieben Gotteserde aufgegangen. Der Frühling, von jeher ein geſchworner Feind aller Traurigkeit, hatte ſein Beſtes gethan, der luſtigen Kinderwelt ein ſchönes Oſterfeſt zu geben, und ließ Feld und Wieſe ſo wunderbar grünen und blühen, daß ſie im bunten Farbenſchmuck nicht anders ausſahen, als eine mit lieblichen Bändern geſchmückte Oſterbude, wo die mannigfaltigſten Eier in zierlichen Malereien zur Luſt aller Kinder zur Schau geſtellt ſind, und alle mit luſtigen Sprüchlein und feinen Reimen überſchrieben, als da wär' z. B.:

„Wer mich lieſt, verſteh' dieß wohl:
Die Welt iſt aller Farben voll,
Die Freude bunt und ſchwarz der Schmerz,
Blüthweiß ein unſchuldvolles Herz."

Oder auf einem andern:

„Lies das Sprüchlein und führ's zu Gemüth:
Die Erd' iſt eine Blum' durch Gottes Güt',
Der Menſch ſitzt in dem Kelche drin,
„Zu Gottes Ehren ſoll er blüh'n."

Und da war auch keines unter allen denen, die ſich auf Feld und Au, unter Blumen und Reimen herum tummelten, oder die am fröhlichen Bach und Quell fröhlich dahin ſchritten

und mit Bach und Quell zugleich ihr Morgengebet am Auferſtehungstage des Herrn ſtill darbrachten, oder denen die Sonne warm auf die Bruſt ſchien, — da war keins unter allen, das ſich nicht herzinnig erfreut, und dem lieben Gott Vater im Himmel gerührt gedankt hätte, daß er ſie leben ließ bis zum heiligen Auferſtehungstage des Herrn. Die Kinder alle gingen mit grünen Reiſern und mit bunten Kränzen und Bändern zierlich geſchmückt, als hätten ſie mit dem Frühling zugleich den alten griesgrämlichen Winter vertreiben geholfen. Was von Knospen grünen konnte, blühte; was von Menſchen reden und ſingen konnte, das ſang heute dem Oſtertag zu Ehren.

Aber einſam und troſtlos in der engen Kammer ſaß die Mutter bei ihrem todten Kinde. Sie hatte ja gar nichts mehr auf der weiten Erde, was ſie heißer liebte, als ihr Kind. Was geht über Mutterliebe? Mutterliebe iſt mehr als Sonnenlicht und Sternenſchein! Die beiden können ja nur wohlthun, — lieben nicht! — Mutterlieb' iſt ſüßer, als alle Freuden in der Welt; — die können nur für einen Augenblick das arme Menſchenherz entzücken, aber Mutterlieb' umſchlingt ein ganzes Leben und reicht über's Leben noch hinaus. Was Freud und Leid auf Erde iſt, das liegt all zuſammen in einem Mutterherzen, das kann nur eine Mutter empfinden und Gott ſagen, aber den Menſchen ſagen kann ſie's nicht.

Und ſo ſaß die Frau Regine bei ihrem Kinde und ſprach in ihrem Jammer: „Töchterlein! mein lieb' Töchterlein! — Ach, müſſen wir denn geſchieden ſein? — Sag' an, wie ſoll ich's

treiben, daß ich kann lebend bleiben, und ſoll dich wiſſen im kühlen Grab?! — O, mein Kind, das drückt mir das Herze ab."

Alſo jammerte die Mutter und der erſte Sonnenſtrahl ſchaute durch's Fenſterlein in die öde Stube und da ward das bleiche Geſicht des todten Kindes wieder roth und röther wie ſonſt; aber die Mutter gewahrte das nicht, ſie küßte ihr Kind und ſprach dann:

„O, lieber Gott, hätte mein Kuß die Kraft, daß er dich wieder in's Leben ſchafft'! — Ich kann dich ja nicht miſſen; viel tauſend Mal wollt' ich dich küſſen! — Ich wollte dich küſſen wieder roth, bis ich ſelber von Küſſen hätte den Tod. Wenn ich gleich am Halſe dir ſterben ſollte; bis zum letzten Hauch ich dich küſſen wollte!" —

Und ſie weinte wieder und neigte ſich dann zum Kinde nieder, und küßte es auf die bleichen Lippen, die der Sonnenſtrahl des Oſtermorgens wieder geröthet hatte, ohne daß ſie es früher gewahrte. Als ihre Lippen aber auf denen des Kindes lagen, fühlte ſie dieſe warm, als hätten ſie wieder Leben und da meinte ſie in ihrer bittren Kümmerniß: „der Schmerz ſogar ſpottet meiner!" und legte ihre Stirne auf des Kindes Bruſt. Da fühlte ſie dieſe wieder pochen, anfangs leiſe und dann immer ſtärker, und ſie ſprach wieder: „Ach, wie ſo heiß iſt mir die Stirn'! Nun täuſcht mich gar mein arm Gehirn!" Sie weinte wieder und legte ihre Arme um des Kindes Hals, und hob ihm den Kopf mit den blonden Locken etwas vom Sterbekiſſen empor; ſie wollte es noch zum letztenmale betrachten. Da fühlte ſie

ſich leiſe auch umſchlungen von des Kindes Händchen und ſah ſein Köpfchen höher gehoben, als ſie es that. — „Lebſt du, mein Kind, oder kehrſt du zurück? — Nein! nein!“ ſprach ſie troſtlos; — „mich täuſcht nur die Thräne in meinem Blick!“ —

„O nein, lieb' Mutter, Thränen täuſchen nicht!“ ſprach jetzt das Kind und erhob ſich immer mehr; und der Mutter war's, als zögen wunderbare Glockentöne an ihrem Ohre vorüber, und draußen klang hell und tröſtend das Frühgeläute am Auferſtehungstag. —

Nun ſprach das Kind, das geſtorben war: „Daß du mich ſo unausſprechlich lieb haſt, das fühlt' ich erſt und ſah es, als ich todt war und da ward mir ſo unendlich bang um dich! Wo ich hinkam, da war es wohl recht freundlich und ſchön, wie ich's auf Erden nie geſeh'n; doch wohin ich blickt', wohin ich ſah — dich, Mutter, entbehrt' ich fern und nah. Ein helles Englein kam zu mir, und ſagte, wie ſchwer das Herz jetzt dir; da ward mir ſo weh in meiner Bruſt, ich hatt' es geahnt, doch nie gewußt; ich konnte dich nicht traurig ſeh'n, ich bat, daß ich dürfte zur Mutter geh'n. Das Englein erlaubte mir's freundlich gleich, nun komm' ich vom lieben Himmelreich. Dich weinend wiſſen, das kennt' ich nicht; da bin ich jetzt, Mutter! o wein' mir nur nicht!“

Das Kind ſprach dieſe Worte und küßte die Mutter, und hatte einen Strauß in der Hand, den ihm die Mutter doch vorm Sterben nicht gereicht hatte, einen Strauß voll duftender Blumen; den gab das Kind der Mutter und ſprach: „Mitgebracht

hab' ich ſie, Mütterchen! aus einem ſchönen Garten, wo viel Engel der Blumen warten! Der Herr Jeſus Chriſt der Gärtner iſt — der ſeiner Blümlein keins vergißt."

Und wie das Kind die Worte ſprach, ſo klang von außen im Chor der Geſang der Prozeſſion und hielt eben in dem ſchönen, alten Oſterlied bei dem Abſatz:

„Mein Glaube darf nicht wanken!
O tröſtlicher Gedanken!
Ich werde durch ſein Auferſteh'n
Gleich ihm aus meinem Grabe geh'n!
Halleluja!"

Das Meßner-Glöcklein erklang zum Segen. Die Mutter und ihr Kind knieten nieder und klopften in frommer Andacht an's Herz.

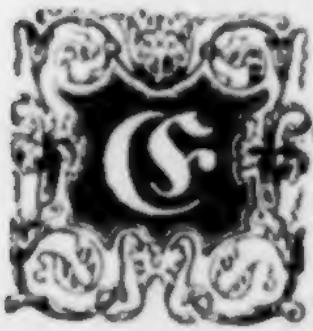
Den Blumenſtrauß, den das todte Kind der Mutter brachte, hat dieſe ſorgfältig bewahrt; aber er blühte hier nicht lange, und am Abend des zweiten Oſtertages lagen Mutter und Kind in einem Sarg; — die Blumen aber blühten friſch an ihren Herzen.

Alſo hat der liebe Gott der armen Frau ihren Wunſch und dem treuen Kind den ſeinigen auch erfüllt, und nun ſind ſie alle zwei bei Gott und freuen ſich ewiglich.

Die Geſchwiſter.

I.

Wie die zwei Geſchwiſter in den Wald kommen und ſich verirren.



Es waren einmal zwei Geſchwiſter, die weder Vater noch Mutter mehr hatten. Die gingen in den grünen Wald und wollten Erdbeeren ſuchen, um ihren Hunger zu ſtillen. Je weiter ſie nun in den Wald hinein kamen, um ſo dichter wurde das Geſträuch, und um ſo enger hingen die Zweige und Äſte durcheinander, ſo daß ſie kaum mehr das liebe helle Sonnenlicht durchſchimmern ſahen. Endlich kamen ſie zu einem hohen prächtigen Baum, deſſen Gleichen ſie noch nicht geſehen hatten. Auf einem Aſt dieſes Baumes nun ſaß ein ſchöner, bunter Vogel mit einer glänzenden Kette um den Hals, der ſang

gar liebliche und eindringliche Weiſen, ſo daß der Knabe ſein Körbchen wegſtellte, ihn aufmerkſam beſah und dann ſprach: „Wie der Vogel mit ſeinen bunten Federn ſo groß thut! Sieh' nur, Schweſter, und wie ſeine Kette glänzt und flimmert! Was gäb' ich d'rum, wenn der Vogel mein wäre. Das wäre mir ſo lieb, als alles auf der Welt.“ Er gab ſich nun alle erdenkliche Mühe, ihn zu fangen, aber der Vogel hatte gewiß das Verlangen des Knaben gemerkt, er ſprang neckiſch von Aſt zu Aſt, und ſang wie zum Spott: „Von Aſt zu Aſt! Bis du mich nicht haſt, bin ich nicht dein! Bin ein luſtiges freies Vögelein! Deine Luſt mußt du laſſen; ich laß mich nicht faſſen. Wenn ich will, komm' ich zurück, wie das Glück, wie das Glück!“ und „Glück! Glück! Glück!“ ſo zwitſcherte es ferner durch die Zweige, als der Knabe fruchtlos und von Schweiß triefend ihm nachjagte, und ſeine Schweſter ihm athemlos mit dem Körbchen folgte, und dabei ſprach: „Laß doch den Vogel, lieber Bruder! Sieh'! von ſeinen Farben werden wir ja nicht ſatt, und über deinem Nachjagen ſind wir von dem ſchönen Erdbeerengrund weggekommen, den ich gar nicht mehr finden kann.“ Sie liefen nun zurück, fanden aber den Erdbeerengrund nicht mehr, der grad wie aus dem Walde verſchwunden war; denn ſo weit ſie ſich umſchauen konnten, erblickten ſie gar nichts als dichtes, unfruchtbares Gehege und dunkles Gezweige. Dabei ward es auch immer finſtrer und finſtrer; die Sonne ſchimmerte nicht mehr durch die Zweige, und die beiden Geſchwiſter faßten ſich ängſtlich bei den Händen, und hielten ſich aneinander, und die Schweſter rief kleinlaut aus:

„O, wir armen Kinder! nun ſind wir verloren! Wir müſſen jetzt im Walde übernachten, und Gott weiß, ob wir uns morgen wieder herausfinden können; ſo müſſen wir verhungern, oder begegnen den Wölfen und andern wilden Thieren, die uns auffreſſen. O, wir armen Kinder!“

Als ſie ſo wimmerten, und durch das Dickicht mühſam fortkappten, ſahen ſie von weitem ein rothes Flämmchen ganz luſtig hin und hertanzen. — „Siehſt du, Schweſter, dort iſt Licht,“ rief der Knabe froh, „dem wollen wir nach! Das führt uns gewiß unter Dach und Fach! Komm'! — „Ach nein, lieber Bruder!“ erwiederte ihm die Schweſter, „thu' das ja nicht, und traue dem feurigen Männlein nicht; es wird ein Irrwiſch ſein, und uns irreführen wollen.“ — „Geh', was biſt du für ein närriſches Ding,“ ſprach der Bruder, — „es kann ja unſer Glück ſein.“ Inzwiſchen aber kam das Flämmchen ein wenig näher, ſah wie ein groſſes Geſicht aus, das allerlei Narrenpoſſen trieb, ſprang luſtig einher, und ſang: „Ich weiſ' euch den Weg, über Stein und Steg, bald da, bald dort, bald wieder fort! Bald hell, bald getrübt, wie's mir beliebt; bald vor, bald zurück, wie das Glück, wie das Glück!“ So ſang es und hüpfte weit vorwärts, die Geſchwiſter immer hinterdrein, die Stimme verhallte und nur leiſe liſpelte es noch: „Wie das Glück! Wie das Glück!“ Darauf verloſch es ganz, und die Kinder ſpürten gar bald, daß ſie in einen tiefen Sumpf ſanken, und daß die alten Weiden, die herum ſtanden, ſie anklotzten; dann ſahen und hörten ſie nichts mehr, und ſanken immer tiefer und tiefer hinunter.

II.

Wie die zwei Geſchwiſter von einander kommen.

Als ſie die Augen wieder aufſchlugen, wurde ihnen gar ſeltſam zu Muth. Sie ſahen nämlich, daß ſie in einem groſſen, prächtigen Saal ſaßen, deſſen Decke wie Kriſtall ſchimmerte, von welcher wieder tauſend Lämpchen wie Sterne herabhingen; die Säulen waren von Smaragden, und um dieſe herum ſchlangen ſich lauter Roſenkränze, die von Rubinen geflechten waren. Und in der Mitte des Saals war ein Teich, mit hohen grünen Raſen voller Blumen eingefaßt; und mitten in dem Teich war ein prächtiger Springbrunnen. Die Blumen ſelber aber hatten alle die Form von Herzen und waren hell und klar durchſichtig, daß man ein Stäubchen in ihnen hätte entdecken mögen. Die Roſen waren wie lauter luſtige Kindergeſichter anzuſchauen, die von Geſundheit ſtrotzten, und verbargen ſich ſchamhaft vor dem allzu neugierigen Beſchauer hinter ihre Schweſtern; — die Tulpen aber, die aus eitel blinkendem Geld herauswuchſen, ſahen aus wie funkelnde Kronen, und ragten ſtelz mit den gekrönten Häuptern hervor. Als nun die beiden Geſchwiſter am Blumenhügel ſtanden, und ſich an allen den Herrlichkeiten lange noch nicht ſatt ſehen konnten, ſank der Springquell plötzlich, ward gegen unten zu breiter, bildete eine weite kriſtallene Muſchel, und in derſelben, aus der Tiefe emportauchend, ſaß eine gar ſeltſame Geſtalt; die trug eine dunkle Krone auf dem Haupt, und war in

einen großen, weiten Mantel eingehüllt, aus deſſen Falten wieder allerlei Geſtalten, traurige und luſtige, hervor ſchauten, als ſpielten ſie Verſteckens unter dem Mantel. Die Füße des Königs im großen Mantel und mit der dunklen Krone ruhten auf einem Stern, der alle Farben ſpielte und bald freundlich ſaphirblau, bald dunkel rabenſchwarz und bald wieder blut- oder purpurfarbig ausſah. — Endlich ſprach er zu den Geſchwiſtern, die vor Staunen und Schrecken ſprachlos vor ihm ſtanden: „Willkommen, Kinder, in meinem Schloß! Ich bin der König Zufall, und kenn' euch Beide ſchon lang. Nun ihr in meinem Schloſſe ſeid, ſeht euch hierinnen nach Allem um, was euer Herz erfreut, denn lang kann ich euch nicht bewirthen. Und nun, bevor ihr ſcheidet, will ich euch noch erlauben, daß ſich eins von Beiden ein Geſchenk ausbittet aus meinem Reich!"

„Ach, ſchenk' uns lieber du ſelbſt etwas, guter König!" bat die Schweſter, „wer weiß, was wir zwei uns Unkluges erbäten!" — Der Bruder aber ſtand ſinnend, und ſah ganz unverwandt wie entzückt nach den gekrönten Tulpen hin.

„So nehmt denn," ſprach der König, „dieſen Talisman," (indem er einen Ring hinreichte) „aber eine Wahl laſſe ich euch dennoch. — Wer ihn nimmt, gelangt zu Glück, aber zu Glück ohne Liebe; wer ihn verſchmäht, und dem Andern überläßt, erhält die Liebe, aber ohne Glück, und muß, wenn des Andern Glück Beſtand haben ſoll, dieß ſelbſt entbehren! — Nun wähle eines von euch Beiden den Talisman!"

„Mir das Glück! das Glück!" rief der Bruder wild ver-

langend, und die Schweſter ſtand weder trauernd, noch nach dem verlornen Talisman geizend, aber mit einer wehmüthigen Thräne vor ihm.

„Behalt' das Glück, lieber Bruder!“ ſagte ſie, „ſei glücklich. Hab' ich ja doch die Liebe, die große und treue Liebe zu dir, und ſo hab' auch ich des Glückes genug!“ Dann umarmte ſie ihren Bruder noch einmal innig, der ihre Zärtlichkeit kaum erwiederte. Der König aber auf der Muſchel rief: „Und nun, lebt wohl! Auf dich, Jüngling, wartet ſchon meine Reiſegelegenheit und auch ein neues, prächtiges Gewand iſt für dich in Bereitſchaft.

Da ließ ſich von der Decke ein herrlicher Paradiesvogel nieder, der Jüngling ſetzte ſich als Reiter darauf und ſchwang ſich in die Höhe; die Decke wich auseinander, und bald ſah ihn die Schweſter nicht mehr. Die Muſchel ſchloß ſich wieder, und verbarg den König, der darinnen ſaß, die Blumen ſanken tiefer in die Erde, der Springquell rauſchte leiſer, die Säulen wurden niedrer und niedrer, ſo daß ſie endlich wie elende Baumſtämme ausſahen, die kriſtallene Decke ward immer dunkler und ſenkte ſich immer tiefer, und endlich war ſie nur ein Binſendach; das Mädchen aber lag wie träumend darunter.

III.

Wie der Bruder ein großer Herr wird

Dem Bruder erging es nun auf ſeinem luftigen Fuhrwerk ſeltſam genug. Der Vogel machte keine Raſtſtation. Erſt nachdem er drei Tage lang geflogen war, begann er langſamer zu flattern, und ſenkte die Flügel gegen ein wunderſchönes Land zu, das, ſo weit man umblicken konnte, von einem See umfloſſen war, deſſen Wellen wie gediegenes Silber glänzten. Die Bäume und Geſträuche, die das Ufer ringsum im lebhafteſten Maigrün umſäumten, ſchimmerten nicht anders, als wären die Blüthen und Knospen nur lauter helle Edelſteine. In der Mitte der Fläche aber erhob ſich ein Berg, von deſſen ſanftem Abhang drei kriſtallene Bäche herabrieſelten, und auf deſſen Anhöhe ein großes Schloß in voller Pracht und Herrlichkeit daſtand. Beim erſten Anblick ſchien's, als wäre das ganze Gebäude aus buntfarbig glänzendem Marmor, von Säulen getragen; dann aber, je mehr man es beſah, ſchien es wieder, als wären alle die Säulen nur ineinander verflochtene, zuſammen emporwachſende Rieſenſtauden, deren Blüthen ſich oben zum Knauf geſtalteten, und durch deren höchſt ſeltſame Verſchlingungen köſtlicher Balſamduft und wunderbares Tönen und Klingen zitterte. — Das Dach ſelbſt ſchien dann wie aus wunderbaren Verzweigungen und im Wetteifer ſich rankenden Blüthen emporgehoben. Aus jeder Blüthe aber, ſo wie aus jedem Wellenring des See's und

der drei Bäche guckten fröhliche Kinderköpfchen, die dann eben ſo ſchnell wieder ſich zurückneigten und verſchwanden.

Inzwiſchen hatte der Paradiesvogel ſeinen Reiter am Geſtade des See's abgeſetzt, und ſchoß ſchnell wieder in die Lüfte hinauf, immer höher und höher, ſo daß er endlich nur noch wie ein ganz winzig kleiner blauer Punkt zu erkennen war, und bald das auch nicht mehr. Der Jüngling aber ſtand ſtaunend und wie aus den Wolken gefallen am Ufer, und rief aus: „O, in welchem wunderbaren Lande befinde ich mich jetzt? Welcher König muß wohl hier herrſchen? Was ſoll ich nun anfangen? oder ſoll hier ſchon mein Talisman wirken?“ — Da hörte er, daß neben ihm eine widrig krächzende Stimme ihm alſo Beſcheid gab: „Das iſt das Land des weiland Königs Kaf, deſſen Söhnchen, unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter, jetzt das Reich beherrſcht.“

„Wer biſt du denn, der hier ſpricht?“ fragte der Jüngling, erſtaunt über das ſeltſame Ereigniß, und indem er ſich umſah, bemerkte er einen ungeheuern Pfau, der in voller Pracht neben ihm ſtand, ihn wie mit glühenden Augen anſtarrte, und den Schweif im vollen Rad wie einen diamantenen Spiegel entfaltet hatte, deſſen Rand mit lauter Rubinen von unſchätzbarem Werth beſäet war, und worin nur ein einziger, der größte, zu fehlen ſchien. —

„Ich bin des weiland Königs Bruder,“ antwortete der Pfau und richtete das Haupt ſtolzer in die Höh', worauf ein goldenes Krönlein ſtatt des Pfauenſchopfes prangte; — und galt

vor Zeiten viel im Reich, denn ich hatte einen Rubin in meiner Schatzkammer, den mir unſer Vater bei ſeinem Tode als Vermächtniß zur Entſchädigung hinterlaſſen hatte, da er meinem Bruder das Reich zutheilte. Von dieſem Rubin nun hing das Schickſal des ganzen Reiches ab, deſſen Talisman er war; deßhalb hegte und verehrte man mich nicht anders, als wie den König ſelbſt, und wer irgend zu hohem Rang und Ehren gelangen wollte, der kniete vor meinen Stuhl hin, als wenn er vor dem König ſelber kniete. Dieß wurmte aber den weiland König Kaf, meinen Bruder; es verdroß ihn die große Ehrerbietung, die das Volk vor mir hatte, und weil ihm nun die Erhaltung des Reiches am Herzen lag, wozu er den Beſitz des Rubins nöthig hatte, ſo that er endlich, was er lang im Sinne trug, und wozu ihn ſeine Gattin, die eine überaus ſtolze Frau war, vollends aureizte; — der Rubin wurde mir nämlich heimlich geraubt. Der Verdacht des Raubes wurde glücklich vom König ſelbſt abgewendet, und ich, verzweifelnd, von allen verhöhnt, die mich früher meines Kleinods halber verehrt hatten, im wahnſinnigen und doch ohnmächtigen Zorn, verließ halb freiwillig, halb gezwungen das Schloß, und befinde mich jetzt, wie du ſiehſt, vor dem Gitter, welches das Land von dem See trennt; ohnmächtig, meiner Feindin, der ſtolzen Königin, die ſeit ihres Gatten Tod für ihren unmündigen Sohn herrſcht, zu ſchaden, und — —", da ſcholl es plötzlich wie Hülferuf und Wellengeplätſcher im See. Eilig ſprangen Leute, bleich vor Angſt, in die Fluth und viele Stimmen riefen: „Rettet den

Prinzen! Rettet! der Prinz ertrinkt. Der Pfau aber ſchoß wie ein Blitz in das Waſſer, und ſetzte ſich auf ſeinen ausgeſpreizten Schweif hin, der ihn auf der Oberfläche zu tragen ſchien, hob den Kopf wie triumphirend in die Höh', und ſo oft einer von den am Ufer Stehenden nahen und zur Rettung des Prinzen in den See ſpringen wollte, ſchlug der Pfau gewaltig mit den Fittigen um ſich, ſo daß Jeder geblendet und verſcheucht ward. Indeſſen kam die Königin bleich und zitternd, die Hände ringend und mit aufgelöstem Haar, und rief mit verzweifelnder Stimme: „O, mein Sohn! mein Sohn! Helft, ihr lieben Leute! Rettet!" Dabei wollte ſie ſich in ihrer Mutterangſt in den See ſtürzen, als der Jüngling, der ſich früher mit dem Pfau in das Geſpräch eingelaſſen hatte, ohne viel Bedenken in die Fluth ſprang, — der Pfau aber krächzte ihm ſpottend entgegen: „Bübelein! Bübelein! nimm dich in Acht, daß dich der Pfau nicht irre macht. Mein Fittig ſoll dich ſchon walken! — das Waſſer hat keine Balken!" — Dabei begann er boshaft mit den Fittigen zu ſchlagen und den Jüngling zu blenden, der aber die Beſonnenheit hatte, daß er ſeinen Talisman aus dem Buſen zog, und einen Wunſch dabei ausſprach. — Da ward das Waſſer eben, der Pfau ſenkte kraftlos die Flügel, und aus den getheilten Fluthen blickte lächelnd der Königsſohn, den er in den Arm faßte, und unter lautem, tauſendſtimmigem Frohlocken der Menge der weinenden Mutter zurückgab! Die Königin aber drückte ihren wiedergefundenen lieben Sohn vielmal an die Bruſt und küßte ihn auf Stirn und Wangen und Mund; dann reichte ſie dem

Jüngling ihre Hand, die dieſer ehrerbietig küßte, und ſprach zu ihm: „Ich habe mein königliches Wort gegeben, daß der Retter meines geliebten Sohnes der Erſte nach mir in dieſem Reich ſein ſoll. — Darum folget mir. Ich übergebe Euch die Bewahrung meines köſtlichen Kleinods, eines Rubins, den immer nur der Erſte im Reiche zu bewahren hat, weil das Heil oder der Untergang des Reichs daran gebunden iſt. Darum ſollt Ihr dieſen getreu und gewiſſenhaft bewahren. Würdet Ihr ihn aber unredlich hüten, ſo wäre Euer Kopf nicht ſicher! Doch Euer edler Anſtand überzeugt uns Alle des Gegentheils. Folget uns jetzt.“ — Nun ging die Königin mit ihrem Sohn in das Schloß, und ihr folgte der vom Glück ſo wunderbar erhöhte Jüngling unter lautem Jubel der Menge, die ſich um ihn drängte, und den Saum ſeines Kleides zu berühren wetteiferte. Von der Zeit an war er der Erſte des Reiches, und bei allen Feſten, welche die Königin anſtellen ließ, ward er hoch geehrt.— Er aber wurde von ſo vielem Glück übermüthig und bekam eine ſolche trotzige Zuverſicht auf ſeine eigene Kraft und Macht, daß er ſich eines Tages, wie er ſeinen Talisman anſah, dachte: „Du biſt mir jetzt unnütz, ich bedarf deiner gar nicht mehr.“ Und nahm ihn und warf ihn in den See.

IV.

Wie es weiters der Schweſter erging

Die Schweſter lag geraume Zeit unter dem armſeligen Vinſendach; das ganze Ereigniß bei dem König Zufall und die Trennung von ihrem Bruder, den ſie ſo lieb hatte, ſchien ihr nur ein Traum. Endlich erhob ſie ſich langſam, rieb mit der einen Hand die Äuglein, und blickte dann verwundert umher. Da ſah ſie, daß ſie ſich in einem niedern Hüttchen befand, das mit großer Mühe ſpärlich aus Stämmen zuſammengefügt war, und wo die Spalten der Wände mit feuchtem Moos verſtopft waren. Eine Bretterbank am Herde machte mit einem Strohlager und Spinnrad den ganzen Hausrath des Hüttchens aus. Die Eigenthümerin und Bewohnerin der Hütte aber war ein altes Weib, das keinen Zahn mehr im Munde hatte, mit viel hundert Falten und Runzeln im Geſicht. Sie hatte ſich, um ſich vor dem ſcharfen Froſt zu ſchützen, in einen alten abgeſchabten Pelz eingewickelt, und in dieſem Aufzug ſtand ſie jetzt vor dem Mädchen, welches jammernd und dann den Blick nach oben gekehrt, troſtlos die Hände in den Schooß ſinken ließ.

„Weine nicht, mein Würmchen", ſprach die Alte zu der Weinenden, „weine nur nicht; — ſieh', ich will dich ja pflegen und hüten, wie dein ſeliges Mütterchen, und will mein bischen Armuth mit dir theilen, und will mich ja gern an meiner Krücke in den dunkeln Wald hinausſchleppen, und dürres Reis zuſam-

menſchen, damit wir Beide nicht erfrieren, du, mein Holdchen, und ich; — aber fleißig ſpinnen und nähen mußt du, das ſag' ich dir, und mußt mich dann auch ein klein wenig in meinen alten Tagen pflegen, ſo will ich dir wieder ein Guts thun, und dich lieben wie meinen Augapfel!"

„Aber wer biſt du denn?" fragte das Mädchen verzagend, und die Alte antwortete ihr: „Ich bin das Unglück; — aber was erſchrickſt du denn? — ich bin ja nicht ſo fürchterlich, wie du dir wohl denken magſt, und wir wollen beiſammen bleiben, und uns ſchon zuſammen fortbringen. Setz' dich nur geſchwind an's Spinnrad und fang an zu arbeiten, denn du mußt bis heute Abends noch ſo viel ſpinnen, daß ſich ein Rieſe einen hübſchen Mantel daraus machen laſſen kann. — Alſo ſetz' dich nur an's Spinnrad, und nimm den Rocken, — und ich ſag' dir, daß mir das Geſpinnſt ja fertig iſt, bis ich am Abend wieder komme."

So ſprach die Alte, nöthigte das Mädchen zum Sitzen, ging dann an den Herd, ſchälte zwei Rüben, warf ſie in einen Waſſertopf blies hüſtelnd ein paar eben noch glimmende Kohlen an, und ſagte dann: „Da ſchau' nur, mein Püppchen! was ich dir heute für ein Sonntagsmahl bereiten will; das wird dir ſchmecken!"

„Aber will denn die Sonne heute gar nicht aufgeh'n?" ſeufzte das Mädchen.

„Nein, mein Würmchen!" erwiederte die Alte, „bei mir geht die Sonne über Jahr und Tag nicht auf." Dann rückte ſie

den Topf näher an die Kohlen, ging vor die Thür, riegelte ſie von außen zu und ließ das Mädchen allein.

Das Mädchen nahm nun den Rocken, und als ſie den Haufen Werg ſah, den ſie zu ſpinnen hatte, ſprach ſie ſeufzend: „Du mein Gott! da iſt ja Werg zum Spinnen für ein ganzes Jahr; wie ſoll ich armes Mädchen es nur zu Stande bringen? — „Ei was,“ fuhr ſie nach einer kleinen Pauſe fort, „das Kopfhängen macht's auch nicht beſſer, und das Seufzen hilft mir nun im Spinnen nicht. So will ich lieber friſch und mit Gott an's Werk gehen, und ſpinnen, ſo viel ich kann.“

Damit begann ſie nun zu ſpinnen, und ſpann unabläßlich den ganzen lieben Tag hin fort. Manchmal dachte ſie auch dabei: „Was wohl jetzt eben mein lieber Bruder treiben wird? Iſt mir doch, als hätt' ich ihn wenigſtens ein halbes Jahr lang nicht geſehen! Ich habe ſo eine unſägliche Sehnſucht nach ihm, daß ich gleich ein gutes Stück von meiner Lebenszeit hergäbe, wenn ich ihn ſehen könnte und wiſſen, ob er glücklich iſt.“ Dann ſpann ſie wieder fort und dachte ſich mittlerweile: „Wie doch heute der Tag kein Ende nehmen will! Mir iſt, als wenn ich eine wahre Ewigkeit lang da ſäße und ſpänne, und das Ding geht mir doch von Händen, ich weiß gar nicht wie.“ Sie ſah, daß der Haufe Werg ſich bereits bedeutend verringert hatte, und ihr Tagwerk zur Neige ging. Um ſo rüſtiger ſpann ſie fröhlich fort, wenn ihr auch die Finger ſchon weh thaten, und faſt wund wurden; auch fing's an, ſie ſtark zu ſchläfern, und kaum vermochte ſie mehr die Augen offen zu halten. Endlich ſpann ſie den letzten Faden, und

als er zu Ende war, war auch ihr Tagwerk zu Ende, und sie konnte sich kaum mehr aufrecht halten. Da knarrte die Bretterwand und die Alte trat freundlich mit einem Bündel Reisholz herein, lud es ab, sah dann das Mädchen an, welches eben die Augen schloß und schlummerte, und sprach dann leise, indem sie eine Thräne aus dem Auge wischte: „Mein armes Püppchen! Du hast wohl lange gesponnen. Nun! nach gethaner Arbeit ist gut ruh'n!" Dann setzte sie sich an ihr Lager, und sang vor der Schlummernden mit leiser Stimme ein Wiegenlied nach folgender Weise:

„Schlummre süß, schlummre süß!
Wie im Paradies!
Ohne Leid und ohne Sorgen
Schlummre bis zum schönen Morgen!
Unglück sitzt an deiner Seite
Und bewahrt dich treu vor Leide.
Bist mein fleißig Töchterlein,
Unglück singt und lullt dich ein;
Hartes Lager, hartes Kissen
Bettet weich ein rein Gewissen;
Schlummre süß, schlummre süß!
Wie im Paradies!"

So sang die Alte und saß vor ihr die ganze lange Nacht hindurch, ohne ein Auge zu schließen. Am andern Morgen aber weckte sie das Mädchen gar früh, streichelte es freundlich bei der Hand, und belobte es wegen der Arbeit.

„Schönen guten Morgen“, ſprach das Mädchen; „aber ſagt mir nur, was aus mir werden ſoll?“

„Du ſollſt mir nun,“ erwiederte ihr die Alte, „den Mantel weben, wozu du den Steff geſponnen haſt. Willſt du das, mein Püppchen?“

„Ja wohl, will ich es gern,“ verſetzte das Mädchen; „aber ſagt mir nur, wie ſoll ich das anfangen, da ich ja hier weder Webſtuhl noch Schiffchen habe, deren man zu ſolcher Arbeit benöthigt iſt?“

„Noth bricht Eiſen,“ ſagte die Alte, „d'rum müſſen wir Rath ſchaffen. Nun begann ſie, die alte Bank umzuſtürzen, und aus dem Reiſholz, das ſie mitgebracht hatte, ſo viel es ihr Alter geſtattete, mit Mühe und Sorgfalt einen Webſtuhl zu bereiten, und ſagte während dieſer Arbeit: „Auch ſollſt du mir gar ſchöne Roſen künſtlich hineinweben. Willſt du das?“

„Ja, recht gern will ich das,“ verſetzte das Mädchen; „aber wie werd' ich's zu Stande bringen, da ich keinen Steff dazu habe?“

„Den wirſt du ſchon finden,“ ſprach die Alte, „nur laß dir das Herz nicht ſchwer werden, ſo webſt du die ſchönſten Roſen darein. Meinſt du, daß es bei mir ſo ſchwer fällt, Roſen zum Blühen zu bringen? Auch denk' ich, daß dir dieſe Roſen ſeiner Zeit recht gute Dienſte thun werden.“

„Ich will ja alles gern thun; nur kommt mir der Tag eine Ewigkeit lang vor,“ meinte das Mädchen; „und wie viel lieber werd' ich, weiß ich, daß mein Bruder, den ich lieber hab' als

mich ſelbſt und die ganze Welt, glücklich iſt, weil ich beim Unglück bin. Sie haben wir ja getauſcht, und der Tauſch reut mich nicht."

„Er ſoll dich auch nicht gereuen," ſprach die Alte, verließ ſie, wie am erſten Tag und verriegelte die Thür.

„Das Mädchen ſaß nun wieder wie den Tag zuvor, und webte mit raſtloſem Fleiß an dem Mantel, und ſprach im Anfang traurig: „Ach, wie ſoll ich heute den Mantel zu Stande bringen? Wenn ich den Steff anſeh', denk' ich, es ſei eine Arbeit für ein ganzes Jahr vollauf! Und nun ſoll ich noch zu allem Roſen hineinweben, und weiß nicht wie." Dabei ſenkte ſie das Köpfchen ſchwermüthig und ſtützte es in die Hand. „Aber ei!" ſprach ſie dann immer wieder fröhlich darauf: „Kopfhängen macht's auch nicht beſſer, und das Seufzen hilft mir beim Weben nichts; auch iſt ja mein Bruder glücklich, wie ihm der König Zufall verheißen hat, deſſen Verſprechen bei mir wenigſtens eintrifft; und wenn ich denk', daß mein Bruder glücklich iſt, ſo kann ich doch noch weniger traurig ſein!" Und ſo oft ſie an ihren Bruder dachte, lächelte ſie, weil ſie dachte, er würde glücklich ſein; ſo oft ſie aber lächelte, ſtand auf ihrem Gewebe eine ſchöne rothe Roſe lieblich eingewirkt. So ſaß ſie wieder den ganzen lieben Tag, und dachte an ihren Bruder, nach dem ſie die große Sehnſucht im Herzen trug, und webte an dem ungeheuern Mantel. — Sie webte noch ſpät am Abend, und gedachte wieder: „Wie ſcheint mir doch heute der Tag ſo ewig lang, und wie fällt mir doch die Trennung von meinem lieben Bruder ſo ſchwer, juſt als wären die zwei Tage, daß wir von einander ſind,

zwei Jahre!" Endlich näherte ſich das Gewebe ſeiner Vollendung, das Mädchen aber überfiel ſchon ein unwiderſtehlicher Schlummer, und ſchloß ihr die Augen ſanft zu. Sie legte ihr Köpfchen auf das harte Lager, der Mantel, deſſen Saum mit den ſchönſten Roſen wunderbar prangte, lag neben ihr; da trat die Alte wieder herein, ſetzte ſich an ihr Lager und ſprach zu der Schlummernden: „Nach gethaner Arbeit iſt gut ruhn." Hierauf betrachtete ſie wieder das Mädchen, deſſen Bruſt ſich ſchwer hob, und deſſen Gemüth ein ahnungsvoller Traum erſchreckte, denn ein Seufzer hob ſich aus ihrer Bruſt; die Alte aber ſtrich dem Mädchen die Locken aus dem Geſicht, und ſang:

„Schlummre ſüß, ſchlummre ſüß!
Was du träumſt, das iſt gewiß;
Schweſterlieb' hat ſcharfe Blicke,
Schweſterlieb' läßt nichts zurücke;
Immerhin, immerhin!
Feſte Lieb' und treuer Sinn."

Da ſeufzte das Mädchen wieder im Schlaf, und die Alte fuhr in ihrem Wiegenlied fort:

„Stör' nicht meines Kindleins Ruh',
Böſes, finſtres Traumbild du!
Schlaf, mein Pärpchen, ohne Kummer,
Unglück wacht bei deinem Schlummer;
Schlummre ſüß, ſchlummre ſüß,
Wie im Paradies!"

Endlich, als es wieder Morgen war, weckte die Alte das Mädchen, das ſich die Augen rieb, die von vielem Weinen ganz

roth waren. „Haſt du von Perlen geträumt, Herzenspüppchen!“ fragte die Alte, weil deine Augen wie verweint ausſehen? — Perlen bedeuten Thränen!“ — „Ja freilich hab' ich von Perlen geträumt,“ ſagte das Mädchen, „und von meinem Bruder auch, nach dem ich ſolche Sehnſucht habe, daß ich meine, das Herz müſſe mir zerſpringen, und daß mir die zwei Tage, die ich von ihm getrennt bin, wie zwei lange, lange Jahre vorkommen!“

„Da haſt du nicht ſo ganz Unrecht,“ verſetzte die Alte, „denn bei mir dauert ein Tag ein Jahr, ſo wie ein Jahr im Glück ſo ſchnell wie ein Tag verfließt. Du biſt halt zwei Jahre bei mir geweſen, mein Töchterchen!“

„Und was ſoll denn jetzt aus mir werden?“ fragte das Mädchen bebend; „ich meine, ich muß ſterben, wenn ich meinen Bruder nicht bald wiederfinden kann.“

„Du ſollſt jetzt den Mantel, den du geſponnen und gewebt haſt, zum Verkauf tragen,“ ſagte die Alte; „ich brauch' dir den Weg nicht zu beſchreiben, denn meine Schuhe, die ich dir geben will, weiſen ihn dir von ſelbſt. Du wirſt ſchnell darauf gehen, denn es ſind dieſelben, auf denen ich meine Beſuche mache, und du weißt, die Leute ſagen: Das Unglück kommt geſchwind!“ So ſprach die Alte, zog eilfertig dem Mädchen die Schuhe an, packte ihm den Mantel in eine Haſelnuß ein, küßte es auf die Stirn und ſagte: „Wir werden uns nicht mehr ſehen, denk' meiner nicht mehr, und mach' deine Reiſe ſchnell, denn es iſt hoch an der Zeit. Leb' wohl!“ — Damit verſchwand ſie, und das Mädchen verwunderte ſich nicht wenig, als es ſich

nach ihr umſah, und von der Alten und der Hütte keine Spur mehr zu finden war.

V.

Was ſich mit dem Bruder weiter ergeben hat.

Der Bruder lebte als Schatzmeiſter und Hüter des Rubins in dem Lande des jungen Königs in Saus und Braus, und dachte vor lauter Wohlleben an ſeine gute Schweſter nicht mehr. Dafür hatte er eine Menge von ſogenannten guten Freunden um ſich, die ihm in's Geſicht ſchmeichelten, aber heimlich ihn um ſein Glück beneideten und als einen Fremdling haßten. Sie dachten ſich: „Wenn der hergelaufene Menſch nur recht bald vom Hof gejagt und aus dem Land vertrieben würde! Großes Glück iſt wie ſtarker Sonnenſchein, es ſtrahlt zu blendend und hat zu viel Schatten gleich neben ſich. So lebte der Jüngling alſo in Luſt und Wohlleben, täglich bei Feſt und Gelage, wobei die Freunde nichts ermangeln ließen, ſein anſehnliches Vermögen durch falſches Spiel zu vermindern. Obwohl nun die Königin und ihr junger Sohn in Huld und Freigebigkeit gegen ihn nicht müde wurden, ſo kam es doch dahin, daß in dem dritten Jahr, ſeit er in das Reich gekommen war, ſein Reichthum gänzlich verſchwunden war, und da er ſeinen Talisman im Uebermuth weggeworfen hatte, ſo konnte er ſeine Schätze nicht wieder ergänzen. Das hatte er nun von ſeiner Leidenſchaft zum Spiel und von ſeinen falſchen Freunden!

Einſt ſaß er noch ſpät um Mitternacht würfelnd an einem Marmortiſch mit einem ſeiner Spielfreunde, einem alten Männlein, der auf einem Auge blind, mit dem andern blinzelte, während er die Unterlippe bedächtig und unheimlich hoch über die Oberlippe hinaufzog, wozu denn ſeine Geiernaſe, ſeltſam genug, ſich beinahe bis an den Mund herabbog, ſo daß das ganze, in viele Fältchen verzerrte Geſicht mit den buſchigen grauen Augenbrauen als wie ein Schnellgalgen ausſah; er pflegte gewöhnlich eine ſchmale ſpitzige Mütze auf dem Kopf zu tragen, und bei einem gewonnenen Spiel weiter kein Lebenszeichen zu geben, als daß er ein Schnippchen ſchlug. In jener Nacht nun, wie geſagt, ſaßen die Beiden zuſammen, der Alte ruhig, wie ein ſteinernes Bild, der Schatzmeiſter und Rubinbewahrer aber in Verzeiflung, das Auge ſtarr, die Wange wie vom leidigen Tod entfärbt, die Fauſt geballt, jeder Zug des Geſichts krampfhaft verzerrt.

„Laß uns enden," rief er endlich verzweifelnd aus, „all mein Hab und Gut iſt verloren!"

„Warum nicht gar! Wer wird jetzt ſchon aufhören?" verſetzte der Alte, „du mußt fortſpielen und wenn Leben und Tod auf dem Wurf ſtände; das iſt nun Spielgebrauch! Doch ſo arg ſteht es wohl mit dir noch nicht; und was Leben und Tod betrifft," fügte er lachend hinzu, „he! he! Leben und Tod ſind weit von einander, zudem haſt du noch Geld und Gut genug."

„Nein! Laß uns aufhören," rief der Jüngling verzweifelnd.

„Das geht nicht, Schätzchen," erwiederte der Alte; „das iſt ſo Spielregel! Luſtig, ſchüttle die Würfel!"

Ich habe keinen Heller mehr zu verlieren, all mein Hab und Gut iſt hin!" rief der Jüngling.

„Wie du doch heute ſo luſtige Poſſen treibſt," ſagte der Alte; „was? du hätteſt nichts mehr eigen? Was wäre denn der Rubin? 's iſt ein heller, verwetterter Spaß! Setz' den Stein auf den letzten Wurf; fordere das Glück ſo männerkühn Stirn an Stirn zum Kampf, und ich wette meinen letzten Backenzahn, du ſiegſt und gewinnſt!"

„Nun denn, wohlan!" rief verzweifelnd der Jüngling, ſtürzte einen Becher Wein glühend hinab, eilte in die Schatzkammer und legte den Rubin auf den Tiſch. „Um Leben und Tod!" ſchrie er dem Spielgeſellen zu, der mit unveränderter Miene, mit dem einen Auge blinzelnd, die Brauen des andern in die Höhe faltend, den Becher langſam ſchüttelte, und dann ihm hinreichte. Der Jüngling warf „drei" auf den dritten Wurf! Und nicht lange, wie er todtenſtarr, regungslos da ſaß, ohne Athem und Beſinnung, und den Marmortiſch mit beiden Händen angefaßt hielt, da ergriff der Alte die Würfel, und ſchüttelte, und ſchüttelte, und ſprach lachend: „Da liegt's! Alle!" Der Jüngling aber ſchrie in ſeiner Verzweiflung: „Verloren!" Und auf einmal war's ihm, als hörte er rings um ihn allüberall ziſcheln: „Blut um Rubinen und den Kopf für den Wurf!" der Alte aber war mit dem Rubin verſchwunden. Der Jüngling hörte, wohin er ſich wandte,

immerfort die Stimme: „Der Rubin, der Rubin! wo haſt du ihn, wo haſt du ihn, den Rubin, den Rubin?“ Und es war ihm, als wüchſen dieſe Worte bald aus dem Boden hervor, wie glühende Neſſeln, bald, als kämen ſie wie ſcharfe Schwerter von der Decke auf ihn herab; bald wieder war ihm, als würden die Wände des Saals immer enger und enger um ihn und rechts und links wendeten ſich ſcharfe Speere klirrend und raſſelnd gegen ihn zu, und kreuzten ſich endlich über ihm zum Dache, ſo daß er jetzt wie in einem dunkeln Käfig, in ewiger Nacht gefangen lag.

VI.

Schluß.

Die Schweſter war in den Schuhen, die ſie vom Unglück bekommen hatte, eine geraume Strecke Wegs gegangen, und ſah immer vor ſich her ein glänzendes Zeichen hoch in der Luft ſchweben. Es war nicht wie Sonnenglanz und nicht wie ein Stern, aber ſo unbeſchreiblich mildes Licht, daß der Schweſter unſäglich wohl und weh ward, wenn ſie darnach hinauf blickte, und ſo zog ſie dem Zeichen in Lüften nach. Um ſie her aber ſchien Alles in Klang aufgelöst und verſchmelzen. Wo ſie ging, war es, als wenn aus allen Zweigen wehmüthige Stimmen klängen, und in einem Klagelaut verſchwämmen, wie in luſtigen Wellen hinzitterten und erſtürben; dabei glaubte ſie müſſe

ihr das Herz auch mit den Klängen zittern und vergehn; es war ihr in ihrem ganzen Leben nie so geweſen. Endlich kam ſie an einen weiten, weiten See, deſſen Wellen, wie aus Mondenſchein gewoben, ſanft bebten und in leiſen Schwingungen mit den Tönen zu verſchmelzen ſchienen; ihr aber ward wieder, als ſei hier ihres Bleibens nicht, und als müßte ſie hinüber; und ſehnſüchtig blickte ſie auch das Luftzeichen an, und dieſes zog hoch über der Spiegelfläche des See's hin bis zur Inſel, die in der Mitte des Waſſers ſich erhob. Das Mädchen aber ſtand am Ufer, rang die Hände und jammerte. Als ſie ſo ſtand, erblickte ſie einen Schwan vor ihr in den Wellen, der die Flügel hoch emporhob, und in kläglichen Weiſen ein Sterbelied ſang: „Noch eine Stund', nur noch eine Stund' — ſo ſchweigt die Lippe, ſo verſtummt der Mund. Ich war ein junger Königsſohn; jetzt bin ich ein Schwan, und flieg' davon. Mein Reich iſt zerſtört, mein Reich iſt dahin; in einer Stunde da tödten ſie ihn — um den Rubin, um den Rubin!"

Das Mädchen vernahm das Lied; es war ihr dabei, als wär' es ihr eigenes Sterbelied, und zerſchnitt ihr das Herz. Dann aber faßte ſie ſich Muth, und ging zu dem Schwan, und bat ihn, ſie überzuführen. Der Schwan blickte ſie traurig an, und ſprach: „Wenn du mir gibſt, was du in dieſer Haſelnuß trägſt, will ich's wohl thun! obwohl mir das Herz ſchwer wird, mein zertrümmertes Reich wieder zu ſchauen." Das Mädchen aber in höchſter Seelenangſt verſprach ihm alles; da nahm ſie der Schwan auf ſeinen Rücken, und ſie fuhren in den See. In

jedem Kreiſe jedoch, den der Schwan in den Wellen beſchrieb, und der ſich ungeheuer erweiterte, wie ihr Herz, glaubte ſie ihres Bruders Antlitz zu erblicken, und vergoß Thränen, und dachte mit großer Sehnſucht an ihn. Auf der Mitte des Sees nun hielt der Schwan ſtill und ſang: „Was willſt du doch drüben, ſchöne Maid? Es geſchieht dort ein ſchweres Leid.“

„Welches Leid?“ fragte das Mädchen in Todesangſt. Der Schwan verſetzte: „Sie tödten dort ein junges Blut; ich hatt' ihn lieb mit treuem Muth, und weil er verſpielt hat einen Rubin, thut's meine Mutter, die Königin. Er ſah dir ſelber ähnlich gar ſehr; du ſchöne Maid! das Herz wird mir ſchwer!“

„Mir ähnlich?“ fragte das Mädchen todtenbleich.

Der Schwan erwiederte: „Seine Wange war wohl nicht ſo bleich, wie die dein', ſonſt müßteſt du ſeine Schweſter ſein.“

Damit war er wieder weiter geſchwommen, und das Mädchen klammerte ſich feſter an ihn, bis ſie an's andre Ufer kamen.

Dort gab das Mädchen dem Schwan die Haſelnuß, worin ihr die Alte den Mantel gepackt hatte, und eilte den Berg hinan, wo das ſchöne prächtige Schloß geſtanden hatte, das aber jetzt wüſt lag; denn die klaren, kriſtallnen Bäche, die früher melodiſch dahin rannen, ſchäumten jetzt brauſend über die zerknickten Blumen hinweg. Die Sonne ſchien am Himmel ausgelöſcht, nur ein falber, rothgelber Nebelſchein umzog den Gipfel des Berges, auf dem ein ſchwarzes Blutgerüſt ſtand; daneben war die Königin zu ſchauen, die hatte ſtatt des Diadems einen [illegible]en Streifen, wie von Blut, um die Stirne.— Das Mädchen

ſtand unten am Fuß des Berges, und wollte hinauf, aber die Waſſer rauſchten ihr entgegen, und als ſie den Fuß entblößte, um es zu durchſchreiten, erhob ſich zürnend aus den Fluthen ein Galgengeſicht, auf einem Auge blind, das andere ſcheel zublinzelnd, und ſprach mit einer ſchrillenden Stimme: „Dirnlein, ſag', wo willſt du hin? Suchſt droben den Rubin? Droben iſt kein Hochzeitſaal, droben iſt der Raben Mahl. Dirnlein! bleib' und laß dir ſagen: 's wird ein Kopf herabgeſchlagen; rinnt das Blut in's grüne Gras. Glück und Glas, wie bald bricht das!" Während der Mann im Waſſer das ſprach, ſtreckte er ihr ſeine geballte Fauſt entgegen und drohte ihr damit. Aber leiſe erklang das Schwanenlied dazwiſchen, und die Fluthen brauſten leiſer; das Mädchen aber ließ ſich von der Drohung des Alten im Waſſer nicht ſchrecken, ſondern ſchritt voran und den Berg hinan, bis ſie auf dem Gipfel ankam. — Da ſtand das ſchwarze Blutgerüſt, auf dem ihr lieber Bruder ſterben ſollte. Die Königin aber ſaß finſter auf einem ſchwarzen Thron, und obwohl Stimmen zu ihr klangen: „Gnade! Gnade! ſoll keine Gnade dem werden, der einſt deinen Sohn gerettet vom Tod — keine Gnade?" ſo erwiederte ſie doch:

„Keine! denn er hat den Rubin verloren, und mit dem Unterpfand des Reiches das Reich ſelbſt zerſtört. Darauf ſteht der Tod, und ihn kann Niemand retten, als wer die koſtbarſte Perle bringt, die aus keinem Meeresgrund geholt und nicht mit Gewalt entriſſen wurde, denn das iſt der einzige Erſatz, wie es die Götter uns verkündigt haben."

Regungslos ſtand die ganze Schaar; keine Miene verändert; — faſt kein Athemzug durchbrach die Stille. Der Henker erhob das Schwert, und der Jüngling ſtand hoch oben auf dem ſchwarzen Gerüſt und ſandte noch einen ſehnſüchtigen Blick hinab auf die Erde, und ſprach dann mit einem tiefen Seufzer: „O, meine arme, geliebte Schweſter! Könnteſt du ſehen, wie unſer Tauſch endet!“ Da hielt ſich dieſe nicht länger mitten im Volk, und eilte hinauf auf das Gerüſt, und indem ſie ſeine Füße umfing und weinte, fiel eine Thräne aus ihrem Blick auf das Gerüſt. Dann ſprach ſie: „Ach! warum habe ich doch gar nichts auf der weiten Welt, um dich zu retten, als mich ſelbſt und meine Liebe? Laß mich ſterben mit dir, da ich ohne dich nicht fürder leben kann.“ Dabei umarmte und küßte ſie ihren Bruder, und wurde nicht ſatt daran; die Thräne aber, die auf das Gerüſt gefallen war, wurde plötzlich zur ſchönſten, koſtbarſten Perle, die hellſchimmernd jetzt allen in die Augen fiel. — „Das iſt der Erſatz!“ rief jetzt der Königsſohn, der, in den Lüften ſchwebend, von dem Rieſenmantel getragen, worein das Mädchen die Roſen gewirkt hatte, an ſeiner Mutter Seite erſchien, und dem Freimann das blanke Richtſchwert aus den Händen riß.

Da ſchimmerte das Luftzeichen wieder hell und glänzend wie eine Sonne und mild ſtrahlend wie ein Stern über allen, und die Bäche rieſelten wieder klar kriſtallen von dem ſanften Abhang des Berges herab. — Das Schloß aber ſtand wieder da ſtatt des Blutgerüſtes, nur ſchien es wie aus Regenbogenglanz erbaut, und die Roſen im Mantel des Königsſohns

dufteten und blühten wunderbar. Der aber pflückte ſieben Roſen davon vom Saume ſeines Gewandes, und flocht daraus einen Kranz, den er dem Mädchen in die Locken wand. „Die Perle ſoll uns jetzt das Reich bewahren, die uns nie verloren geht!“ rief er aus, und erblickte in weiter Ferne den Pfau mit dem Rubin in dem entfalteten Schweif, deſſen Glanz aber erſtorben und erblichen war. — „Du ſollſt keine Rubinen mehr bewahren,“ ſprach der Königsſohn dann zum Jüngling, aber mein Freund ſein; „du aber,“ lispelte er zum Mädchen, das erröthend an ſeiner Seite ſtand, „du ſollſt Königin der Liebe heißen und meine Braut!“

Sankt Nikolaus beſcheert.

Der junge Niklas, den die Türken bei ihrem Einfall in das ſchöne Land Oeſtreich mit vielen andern Knaben und Mädchen, Frauen und Männern und Greiſen in die Gefangenſchaft geſchleppt hatten, ſaß recht traurig am heiligen Nikolaus-Abend in der niedern und engen Kammer, welche er bewohnen mußte, und dachte mit Schmerzen an ſeine lieben Eltern daheim, und an ſeine guten Schweſtern, welche ſich wohl um dieſe Stunde in der ſchönen warmen Stube zuſammen ſetzen würden, und mit Andacht erwarten, was der heilige Niklas dießmal beſcheeren wolle. Es fiel ihm gar ſchwer auf's Herz, wenn er ſich dieß Alles und die vielen Freuden des St. Niklas-Abends ſo ganz lebhaft in's Gedächtniß zurückrief, daß er grad' meinte, er müſſe das nächſte Vöglein, welches draußen bei dem Fenſter vorbeiflog, herzinnig bitten, es möchte ihn auf die Flügel

nehmen und ſchnell, wie Gedanken fliegen, heimtragen in's liebe, ſchöne Vaterland, nach Oeſtreich, das der Himmel mit ſeinen Heerſchaaren für immer und ewige Zeiten ſegnen und behüten möge, und zu ſeinen guten Eltern und Schweſtern. Der junge Niklas konnte ſich nicht halten, und kniete nieder und betete aus voller Seele zu dem getreuen Vater dort oben, daß er doch alle ſeine Lieben zu Hauſe in ſeinem Schutz und Schirm halten möge und vor allem Unglück bewahren; denn er fühlte es gar bitter, was es heiße, ſo viele Meilen weit vom Vaterland entfernt zu ſein, ohne alle Hoffnung, ohne allen irdiſchen Troſt. Deßhalb flehte er auch zu ſeinem Namenspatron, dem heiligen Niklas, daß er ein milder Fürſprecher ſein und ſeinen Eltern und Schweſtern daheim in der heutigen Nacht doch etwas recht Herzliebes beſcheeren möge.

Während er nun noch ſo betete und auf den Knieen lag, kam auf einmal des Sultans Töchterlein in ſeinen Kerker, ſchlug den mit ſilbernen Sternlein geſtickten Schleier zurück, und brachte ihm ein Körbchen voll köſtlicher, ſüß ſchmeckender Früchte, Pomeranzen, Ananas und Mandeln, Roſinen und Pfirſiche aus ihres Vaters Garten.

„Da nimm, du armer Knabe!“ ſprach ſie mit einem Ton, der Einem das Herz im Leibe hätte umwenden müſſen; „nimm und iß dich ſatt; aber ſag's ja beileibe Niemanden, daß ich dir die Koſt gebracht habe, denn wenn das mein Vater erführe, ſo wäre ich des Todes; er haßt alle Chriſten, und wird auch dich gewißlich noch tödten, wenn du —“

„O du holdes Jungfräulein," ſprach der Knabe dankbar, „womit habe ich denn dieſe Barmherzigkeit verdient? — Er ſah ihr bei dieſen Worten ſo treuherzig, aber doch ſo betrübt in die Augen, daß ſich des Sultans Töchterlein gar nicht zu faſſen wußte, und ſchnell wieder den Schleier vor das Geſicht zog, damit der junge Niklas die Thränen in ihren Augen nicht bemerken ſollte, und auch nicht, wie roth ſie geworden war.

„Wenn ich nur wüßte," ſprach Niklas, „womit ich armer, elender Knabe dir dieſe Treue vergelten könnte!"

„Womit?" ſprach des Sultans Töchterlein leiſe, „ach, womit anders, als wenn du dein Leben erhältſt, du armer Knabe? Denn wenn meines Vaters Knechte dich tödten würden, ſieh', da bräche mir das Herz."

„Und gibt es denn," ſprach Niklas gerührt, „wirklich ein Mittel, um mir das Leben zu erhalten? Sieh', du holdes Jungfräulein! der Tod wäre mir ja doch nicht bitter; denn hier, ſo viele Meilen weit weg von meinem Vaterlande und von meinen Eltern und meinen Schweſtern, ohne alle Hoffnung, hier ſchmeckt mir das Leben halt auch nicht viel ſüßer als der Tod."

„Ach!" erwiederte ihm des Sultans Töchterlein, „wenn du ſtirbſt, nun ſo mögen ſie auch mich hinaustragen und in die finſtre kalte Erde hineinlegen. Aber ſiehe, es koſtet dich nur ein Geringes, und du wirſt am Leben bleiben und Reichthum und Ehre die Hülle und Fülle bekommen. Denn das hat mein Vater geſchworen, Alle die, die ihren Glauben ablegen, und den unſrigen annehmen, die will er verſchonen, und will ſie reich und groß

machen. Nun, wenn du dich nicht tödten willſt, und auch mich nicht, ſo thu', wie mein Vater, der Sultan, will."

„Du biſt ein gutes, liebes Jungfräulein," antwortete ihr der junge Niklas, „und darum dauerſt du mich tief in die Seele hinein, daß du ſollſt ſo im Irrwahn befangen aufwachſen, und nicht weißt, was für ſüßer, himmliſcher Troſt uns durch den Herrn Jeſus Chriſtus zum ſchönen Oſtergeſchenk gemacht worden iſt, und dauerſt mich auch recht ſchmerzlich, daß ich dich laſſen muß im bittern Tod, und kann dich nicht Schweſter nennen, dich nicht heimführen in meiner Eltern Haus, und in die heilige Kirche, an den ſchönen alten Taufſtein, — o Gott! was rede ich da, und bin voller Hoffnungen, die ja doch nun und nimmermehr erfüllt werden!"

„Du wärſt mir wohl ein recht guter Bruder, ein herztreuer und aufrichtiger," erwiederte des Sultans Töchterlein, „und was du von deiner Heimath erzählſt, und mir ſo oft heimlich verkündet haſt, wenn ich kam, um dir Früchte zu bringen, die ſüßen Tröſtungen und alles das Herrliche, was du mir vom Herrn Jeſus Chriſtus und ſeinen lieben Heiligen erzählt haſt, es ging mir freilich tief in's Herz, und wie oft hab' ich gebetet in ſtiller Nacht zu dem Gott, von dem du mir ſo viele Wunder verkündet haſt, daß ich nichts auf Erden ſehnlicher wünſchte, als ſein eigen zu ſein; aber was nützt nun das Alles! Ich wußt' es freilich, daß du nicht nach dem Willen meines Vaters thun würdeſt, und wir können nun beide ja doch nicht nach deiner Heimath, um

als Bruder und Schweſter zu leben; denn kein Schiff trägt uns hin, und wir beide müſſen hier ſterben."

Da ſank des Sultans Töchterlein in Thränen zu Boden und lag wie todt. Der junge Niklas aber, um ſeinen ſchweren Gram und Kummer leichter zu tragen, kniete hin und betete inbrünſtig zu ſeinem Schutzpatron.

In der freundlichen Stube ſaßen ſie recht trübſelig beiſammen am heiligen Niklas-Abend, die Eltern und Schweſtern des jungen Niklas, und dachten an den guten Knaben mit vielen Thränen, ob er wohl ſchon im harten Elend und in der traurigen Gefangenſchaft geſtorben ſei; beteten auch für ihn inbrünſtig aus voller Seele.

Der heilige Niklas hatte ihnen alleſammt dieß Jahr an ſeinem Feſttag nichts beſcheert als Kummer, und an dem hatten ſie ſeit dem vorigen Jahre ſchon ſo ſchwer zu tragen, daß ſie ſterben zu müſſen meinten.

Nun klopfte es, während ſie ſo ſaßen, leiſe an die Thüre; da fuhren die Mädchen bang von den Stühlen auf, die Eltern aber fragten, ohne ſich umzuſehen: „Wer iſt draußen?"

„Und wie ſie ſo gefragt hatten, antwortete draußen vor der Thüre eine Stimme: „St. Nikolaus kommt und beſcheert."

„Was iſt das?" riefen die Aeltern; ſie glaubten, es mache ſich wohl einer von den Nachbarsleuten einen Spaß, und waren faſt ungehalten, daß man ihren Kummer für ſo gering halten

könne und ihnen zumuthe, ſie ſollten ſich an einem Scherz erfreuen. Doch riefen ſie endlich, — denn ſie waren gaſtfreundliche Leute, aber ganz trübſelig: „Herein!“ — — Wie ſie nun aber erſchracken, als ſie das ſahen, was ſie im erſten Augenblick blos für einen Traum hielten, das iſt gar nicht zu ſagen; denn da ſtand ein ernſter, würdiger Mann unter der Thüre, mit ſilberweißem Haupt und Bart, angethan in einem goldfunkelnden Mantel, und hatte zwei Kinder an der Hand, und da trauten ſie ihren Augen nicht, und ſahen's doch mit Augen. —

„Niklas! Niklas!“ riefen ſie alle und weinten zum erſtenmale wieder Freudenthränen, „ja du biſt's wirklich!“

Sie ſchloſſen ihn an ihre Herzen, ihn und des Sultans Töchterlein, welches Sankt Nikolaus mit ihm wundervoll hergebracht hatte, und nannten das fremde Kind mit tauſend Freuden das ihrige.

Als ſie nun aber dem heiligen Nikolaus, der ihnen das Liebſte auf der Welt ſo freundlich beſcheert hatte, zu Füßen ſtürzen wollten, da war er bereits verſchwunden, und machte ſeine weitere Wanderung, um die treuen Kinder und Eltern mit dem Herzallerliebſten zu beſcheeren.

Vom Nürnberger Trichter.

Erſtes Capitel.

Es war einmal ein gar ſehr kluger Mann, der hieß Beiſtrich und war ein Schulmeiſter, gelehrt und beleſen in allen ſeltſamen Dingen, und ſo ſpitzfindig und ſcharfſinnig, wie es gar nicht zu ſagen iſt. Auf zwei Stunden in der Runde kannten die Bauern keinen geſcheidteren Mann, als den Herrn Schulmeiſter Beiſtrich, und in ſeine Schule kamen die Jungen von weit und breit her, um was Rechtſchaffenes zu lernen. Nun war er aber auch ein ſehr ſtrenger Mann, ſo daß die Jungen eigentlich weniger ihn liebten, als ſeine Birkenruthe fürchteten, und wenn einer vollends ganz und gar vernagelt war, ſo ſchickte er ihn bald nach Hauſe. Aber auch mancher von denen, die es bei ihm ausgehalten hatten, ſtellten ſich zu Hauſe,

wenn ſie allenfalls den Pflug führen ſollten, oder ſonſt eine nothwendige Arbeit treiben, noch ungeſchickter an, als bevor ſie in die Schule geſchickt worden waren, und da ſagte auch einſtmals ein Vater zu ſeinem Sohne: „Höre, Bengel! wenn du hätteſt dumm bleiben ſollen, hätteſt du bei uns auch bleiben können und wir hätten das Geld erſpart und du die Prügel!“

Unter den Schuljungen, welche den Unterricht des Schulmeiſters Beiſtrich in der niedern, mit groben Bänken und einer zerkritzten ſchwarzen Tafel verſehenen Dorfſchule genoſſen, waren Burſche von allerlei Sorte: dickköpfige und gutmüthige, faule und lernbegierige, ehrliche und auf alle Art von Schelmereien erpichte, und manchmal, wenn der Schulmeiſter Beiſtrich an ſchönen Sommernachmittagen vor ſeinem Tiſche einſchlief, trieben's die böſen Buben gar ſchlimm, praktizirten ihm heimlich die Birkenruthe aus dem Sack heraus, oder zogen ihm die Zipfelmütze tief über die Ohren herab, oder malten ihm unter der Naſe mit Kienruß einen ſtattlichen Schnauzbart oder pinſelten ſein Bild mit zwei ungebührlich langen Ohren vielfach an die weißen Wände der Schulſtube hin. — Unter allen den Schelmen war nun keiner in allen Gattungen von luſtigen Schelmenſtreichen ſo gewandt und zum Lernen ſo ungeſchickt und läppiſch, als der kleine Wurſt, den ſeine Kameraden gemeiniglich blos Würſtchen nannten, mit Taufnamen aber hieß er Hans, weßhalb ihn der Herr Schulmeiſter Beiſtrich, wenn er ihm wegen groſſen Unfuges, vermittelſt der Birkenruthe etwa Ermahnungen zu geben gedachte, — immer anrief: „Hans Wurſt, du mein

lieber Sohn! komm' doch ein bischen näher zu mir her; dein Rock iſt etwas beſchmutzt, ich will ihn dir auf dem Rücken hübſch ausklopfen." Aber das nützte doch alles nichts, und Hans Wurſt blieb immer der alte Schelm, ſo oft ihm auch der Herr Schulmeiſter die Kleider auf dem Leibe ausputzte. Und wenn der Herr Schulmeiſter den Zopf ſeiner neuen Perücke abſcheulich verkleiſtert fand, oder ſeinen breiten Stuhl heimlich mit Nadeln voll geſpickt, oder wenn eines Tages alle Kreide im ganzen Schulhauſe heimlich mit Seife beſettet war, oder wenn des Küſters großer Pudelhund irgend einmal auf der Straße plötzlich mit des Herrn Schullehrers geblümtem türkiſchen Schlafrock ſpazieren ging; — da war gewiß niemand anders der Anſtifter oder Helfershelfer geweſen, als der kleine Wurſt, genannt Würſtchen oder Hans Wurſt.

Es war an einem herrlichen Sommernachmittage, als der Herr Schulmeiſter Veiſtrich den Schuljungen ſehr viel gelehrte Dinge vorgetragen hatte, als da zum Beiſpiel: warum der Mond bald wie der Gemeinde-Stier ausſähe, der auch nur ein Horn hatte, und bald wie ein Berliner Pfannkuchen; daß die Erde kugelrund ſei, und die Menſchen blos wie die Fliegen darauf ſpazieren gingen, mit den Füßen zu oberſt und mit dem Kopf unter ſich, und wie man den Hagel von den Feldern abwenden könne, und warum die Nacht eigentlich finſter ſei, nämlich darum, weil die Sonne nicht mehr leuchtet, und warum einen in einem kalten Zimmer friert, nämlich darum, weil die Kälte nichts als Mangel an Wärme ſei, und daß der Schwanz des

großen Bären eben ſo gut auch die Deichſel am Wagen genannt werden könne, — kurz lauter gelehrte und wiſſenswürdige Dinge. Nachdem ſich nun der Herr Schulmeiſter Beiſtrich lange genug geplagt, den dummen Jungen alles haarklein deutlich zu machen, begann er auch einen nach dem andern auszufragen, um zu ſehen, ob ſie auch Alles gehörig begriffen hätten. „Wie viel gibt es Elemente?“ fragte er einen von Hans Wurſts Nachbarn. — „Nun! Teufel Element nochmal! wie viel gibt es denn Elemente, Hans Görg? ſchrie er, ungeduldig darüber, daß der Junge, der indeſſen recht ſüß und feſt geſchlafen hatte, mit der Antwort zögerte. Der arme Hans Görg war in großer Verlegenheit, da flüſtert ihm aber noch zu rechter Zeit ſein Freund Hans Wurſt, dienſtgefällig, wie ein treuer Kamerad, zu: „Vier Elemente, Herr Schulmeiſter.“

„Und welche? Wie heißen ſie? fragte der Schulmeiſter weiter.

Hans Wurſt flüſterte, und Hans Görg ſprach ihm laut nach: „Feuer, Waſſer, Luft und —“

Er ſtockte, denn er verſtand plötzlich die Einflüſterungen ſeines Freundes Hans Wurſt nicht mehr.

„Nun, Michel Klotz!“ ſprach der Schulmeiſter zu dem Nächſtſitzenden, „ſag' du einmal, wie die vier Elemente heißen!“ — Aber Michel Klotz wußte auch nicht Beſcheid und ſah ſich verlegen nach Hans Wurſt um, welcher der Dritte von ihm ſaß. Um nun dem armen Michel Klotz aus ſeiner Verlegenheit und auf das rechte Wort zu helfen, zog Hans Wurſt eine Kartoffel

aus der Taſche, und zeigte ſie ihm, und bedeutete ihm durch Gebärden, bis Michel Kloß plötzlich Antwort gab: „Die vier Elemente heißen: Feuer, Waſſer, Luft und Erdäpfel.“

„Eſel!“ ſchrie der Herr Schulmeiſter voll Zorn; — „Martin! Wie heißen die vier Elemente?“ Martin antwortete gutmüthig: „Eſel, Herr Schulmeiſter!“

Der kluge Schulmeiſter kannte ſich jetzt gar nicht mehr vor Wuth über ſeine vernagelten Jungen. „Ich glaube,“ ſchrie er hitzig, „die Albernheit des Pfennhaſen da, des Hans Wurſt, die hat euch alle ſammt und ſonders angeſteckt. Komm', Hans Wurſt, der du ſtets der Klügſte von Allen biſt, wenn es einen Schelmenſtreich gibt, laß doch ſehen, ob denn auch du mir auf alle Fragen die Antwort ſchuldig bleiben wirſt. Sag' mir einmal, wie viel Sterne kannſt du zählen?“ „Einen einzigen!“ erwiederte Hans Wurſt ſchnell beſonnen, „der ſteht mit einem ſchönen, goldnen Schweif auf dem Schilde vor der Schnapsbude meiner Frau Muhme.“

Der Herr Schulmeiſter ward etwas verblüfft über die ſchnelle Antwort und fragte weiter: „Wie entſteht der Hagel?“ Hans Wurſt erwiederte gelaſſen: „Wenn ſich einer im neuen Wein übernimmt, davon wird er hagelvoll.“

„Das iſt auch wahr,“ erwiederte der Schulmeiſter betroffen, aber um ſeine Verwunderung vor den Jungen nicht zu zeigen, fragte er raſch weiter: „Woraus läßt ſich der Regen vorhe-ſagen?“

„Aus den Schauerkeln,“ verſetzte Hans Wurſt.

„Und aus welchem Grunde?“ fragte der Magiſter weiter. „Weil es immer Prügel regnet,“ antwortete Hans Wurſt, „wenn ſich auf des Herrn Schullehrers Stirne Wolken zeigen.“

„Das iſt nicht der Grund!“ eiferte der Herr Schullehrer, „das iſt blos die Wirkung; mit dir iſt nichts anzufangen, Hans Wurſt! Wenn du nicht einmal irgendwo den berühmten Nürnberger Trichter findeſt, durch welchen man dir die Weisheit beibringen kann, ſo bleibſt du ein dummer Junge dein Leben lang.“

„Nun,“ ſprach Hans Wurſt, „ich will mir Mühe geben, daß ich den Nürnberger Trichter finde; — was gebt Ihr mir, wenn ich ihn Euch wirklich bringe?“

„Nun, das läßt ſich hören!“ rief der Schullehrer; „ſehe mir einmal einer den Bengel da an. Hans Wurſt! Wenn du wirklich den Nürnberger Trichter bringſt, ſo will ich thun, was dir gefällig iſt, und müßte ich auf dem Kopfe tanzen.“

„Nun! Ihr ſollt ſehen,“ ſprach Hans Wurſt zuverſichtlich, — „ich will Veit heißen, wenn Ihr mir nicht bei der Kirmeß auf dem Kopfe tanzen müßt!“

Zweites Kapitel.

Noch am ſelben Abend machte ſich der junge Hans Wurſt, der eines Schneiders Sohn war, dran, ſtahl heimlich aus ſeines Vaters Hölle die verſchiedenen bunten Tuchlappen, die von fremdem Tuch hinabgefallen waren, und nähete ſich daraus in

aller Eile ein ganz neues Wämschen und Hosen, ſo daß er vom Kopf bis zum Fuß wie eine Muſterkarte ausſah. Das zog er dann ſchnell an, und beurlaubte ſich bei ſeinem Vater mit den Worten: „Lebt wohl, mein guter alter Vater! ich muß den Nürnberger Trichter holen.“ — Und ehe der alte Mann noch Zeit gewann, ſeinen Sohn umſtändlich zu fragen, warum und weßhalb? war auch der junge Hans Wurſt ſchon über alle Berge.

Als die Sonne untergegangen war, befand ſich Hans Wurſt in einem ſchönen grünen Wald, worin er aber gar keinen Ausweg entdecken konnte. „Was ſchadet's auch!“ rief er luſtig, „ſo werde ich halt hier übernachten müſſen; es iſt eine ſchöne kühle Nacht, die Buchen und Eichen geben mir ein beſſeres Dach, als das meine daheim, aus dem ich mir immer das Streh geſtohlen habe, wenn ich den Herrn Schulmeiſter Beiſtrich als Vogelſcheuche abkonterfeit habe. Ich verlange mir eigentlich gar nichts anders hier, als gut zu eſſen und zu trinken, und allenfalls auch noch, daß ich ein paar luſtige Kameraden fände, und meinethalben einen Beutel mit Geld dazu, und daß mir eine gute Fee erſchiene, die mir zwei bis drei kräftige Talismane mitgäbe; das iſt alles, was ich mir wünſche; beſcheidener kann man doch gar nicht ſein.“

„Nein, wahrhaftig nicht,“ ſprach hinter ihm ein altes Mütterchen; „nun, und weil du ſo beſcheiden biſt, mein lieber Sohn! ſo will ich auch ſehen, was ſich für dich thun läßt. Für's Erſte nimm nur hübſch Platz und laß dir's ſchmecken, was ich dir in meiner Armuth aufzutiſchen vermag.“

Ehe ſich's nun Hans Wurſt verſah, ſtand ein kleines Tiſchchen vor ihm, und auf demſelben lag ein winziges Brödlein, ſteinhart, als wäre es vor hundert Jahren ſchon altbacken geweſen. „Nun," ſprach die Alte freundlich zu Hans Wurſt, „wie ſchmecken dir denn meine Leckerbiſſen?" „Nicht übel," erwiederte Hans Wurſt, indem er begnüglich mit vieler Anſtrengung die harten Biſſen kauete, „gar nicht übel! Für das, was ſie ſind, für Kieſelſteine, könnten ſie nämlich noch immer viel härter ſein."

„Du biſt ein zufriedener Junge!" ſprach die Alte vergnügt, und das freut mich von dir; dafür will ich dir auch alles verſchaffen, was ich habe."

Nun ſprach ſie ein paar Worte, die der junge Hans Wurſt nicht verſtand, und augenblicklich kamen von allen Seiten mit luſtigen Geberden gebratene und geſpickte Haaſen herbeigehüpft und köſtlich gebeizte Rehe machten zierliche Reverenzen vor dem jungen Hans Wurſt und baten ihn: er möchte ſich doch gar nicht geniren; auch mehrere gebratene Tauben flogen herbei, dem Hans Wurſt gerade unter die Naſe, und zwitſcherten: „Ergebenſte Dienerinnen! da ſind wir."

„Gehorſamer Knecht," erwiederte Hans Wurſt höflich; aber während er ſich ſo bedankte, machten ihm auch ſchon ein paar Kranthäupter ihre Aufwartung, welche zierliche Trüffelpaſteten ſtatt der Hüte aufhatten. „Wenn Sie erlauben," ſprach Hans Wurſt, „ſo werde ich mir die Freiheit nehmen, den Zuſtand Ihres Kopfes etwas näher zu unterſuchen;" aber da drängten ſich auch ſchon wieder ein paar wohlgeſchmorte Kalbsköpfe zu

ihm, und ſprachen im tiefen Baß: „Wir bitten Sie recht ſehr, laſſen Sie auch unſer Gehirn nicht unbeachtet, ſondern unterſuchen Sie es vermittelſt geröſteter Bredſcheiben.“ Auch präſentirten ſie mit vielem Anſtande ihre geräucherten Zungen, an welchen durchaus nichts auszuſetzen war.

Hans Wurſt fand dieſe Überraſchung ſehr ammuthig, und bedankte ſich recht herzlich bei dem alten Mütterchen. Nachdem er ſich ſatt geſchmauſt, fragte es ihn, was er denn eigentlich in der Welt beginnen wollte, und weßhalb er auf die Wanderſchaft gegangen ſei? Nun gab Hans Wurſt redlich Beſcheid, wie er ausgegangen ſei, um den berühmten Nürnberger Trichter zu finden, um vermittelſt deſſelben ein grundgelehrter Mann zu werden, und den Herrn Schulmeiſter Beiſtrich in allen Wiſſenſchaften zu erreichen.

„Das iſt ein löblicher Verſatz!“ ſprach das alte Mütterchen; „nun, mein Sohn, führe du nur fleißig aus, was du dir vorgenommen haſt; aber gib Acht, daß dir deine Gelehrtheit nicht einſtmals unbequem wird. Jetzt begib dich zur Ruhe und nimm drei Gaben von mir an, die ich dir verehre, weil ich dich liebgewonnen habe. Die eine iſt ein Regenſchirm; wenn du den aufſpannſt, dann regnet es lauter blankes, gediegenes Geld; die andere iſt ein Bügeleiſen, das hänge dir an, damit dich, weil du ein leichter Schneiderſohn biſt, der Wind nicht zuweilen vom Boden aufhebe; mit dieſem Bügeleiſen kannſt du von jeder trübſeligen Stirne alle, auch noch ſo tiefe Falten hinwegglätten. Meine dritte Gabe iſt endlich dieſe blanke Scheere, damit

ſelbſt du im Stande ſein, überall die Langeweile abzuſchneiden."

„Ach! das iſt ja herrlich!" rief Hans Wurſt ganz begeiſtert, „wie ſoll ich Euch nur gebührend dafür danken? Wahrhaftig! wenn ich mir's nicht ſo feſt vorgenommen hätte, ein gelehrter Mann und vielleicht gar ein Dokter zu werden, ſo würde ich mir gar nichts weiter auf Erden verlangen, als daß ich immerdar bei Euch bleiben könnte; denn obgleich Ihr, aufrichtig geſprochen, nicht eben mehr jung ſeid, ſo gefallt Ihr mir doch, mein Seel, ſo gut, als irgend eine junge Dirne mit den glatteſten und rotheſten Backen auf der Welt."

„Ich bin auch immer jung," erwiederte das Mütterchen, obgleich ich ſchon ſo alt bin; meine liebe Schweſter, die Frau Weisheit, welche mich auf dieſen kleinen Fleck verbannt hat, die hat mich verwünſcht, daß ich ſo lange als alt und häßlich auf Erden wandeln muß, bis ſich ein friſcher, luſtiger, kecker Junggeſelle findet, der mich in meiner häßlichen Geſtalt liebgewinnt, und mich vor aller Welt öffentlich als ſeine Dame, und ſich ſelbſt als meinen Ritter erklärt."

„Das iſt doch eigen," ſprach Hans Wurſt mit ganz ſonderbaren Gedanken im Kopfe; — „ich hätte, mein Seel, die ſchönſte Luſt, Euer Ritter zu werden, wenn ich nur keines Schneiders Sohn wäre, und hauptſächlich, wenn ich mir's nur nicht ſo feſt und heilig vorgenommen hätte, gerade der Weisheit nachzuſtreben — dem Nürnberger Trichter — wollt' ich eigentlich ſagen."

„Das wäre freilich nicht der unrechte Weg, mich zu erlöſen

und zu entzaubern," murmelte die Alte ſo für ſich hin; „meine Ahnung betrog mich nicht, dieſer iſt's und kein Anderer auf Erden."

„Mit Verlaub!" fragte Hans Wurſt beſcheiden, „wie iſt denn Euer werther Name? damit ich Euch wiederfinden kann."

„Ich heiße die Thorheit," erwiederte die Alte, „und der Himmel gebe, daß wir uns wiederfinden. — Aber jetzt gute Nacht!"

Hans Wurſt ſchlief nun ein. Als er am andern Morgen wieder erwachte, fand er wirklich das Bügeleiſen an ſeiner Seite hängen und die Scheere, und den zauberkräftigen Regenſchirm, der neben ihm auf dem Graſe lag, und ſehr alt und zerlumpt ausſah. „Auf gut Glück!" rief er fröhlich — „nach der lieben Stadt Nürnberg, damit ich dort den berühmten Trichter finde! — Und wenn es auf meiner Wanderſchaft regnen ſollte, heiſa! wie hurtig will ich mich unter meinen Schirm ſtellen. — Habe Dank! du geliebte wohlthätige Thorheit! Habe tauſend Dank! Wenn ich einmal ein weiſer Mann bin, will ich deiner in Ehren gedenken und ein gelehrtes Buch ſchreiben zu deinem Lobe.

Nach dieſen Worten machte er ſich mit ſeinen drei Zaubergaben auf den Weg nach Nürnberg.

Drittes Capitel.

Als Hans Wurſt in Nürnberg zum Lauferthore hereinſchritt, erkundigte er ſich gleich bei dem Nächſten Beſten, den er am Eck der Laufer- oder Hirſchel-Gaſſe müßig ſtehen ſah, wo denn die Nußigen (ſo heißen nämlich dort die Feuerarbeiter) ihre Werkſtätten hätten? denn er zweifelte gar nicht daran, daß dieſe geſchickte Zunft auch gewiß, dem alten Sprüchlein zufolge: „Nürnberger Witz geht durch die ganze Welt", den merkwürdigen, weit und breit bekannten Weisheitstrichter in ihren geheimnißvollen Eſſen fein ſauber und künſtlich für ein billiges Geld ſchmieden würden.

Als er nun darum fragte, ſo lachte ihn Jedermann, der ihn ſah, von wegen ſeines abſonderlichen Kleides helllaut aus, und Jedermann rief: „Was iſt doch dieß für ein Hans-Narr!"

„Um Vergebung!" rief er erzürnt hinwieder, „ich heiße nicht Hans Narr, ſondern Hans Wurſt, und bin auf die Wanderſchaft gegangen, um ein weiſer Mann zu werden. Alſo keine Beleidigung! Nun! was gibt's denn da zu lachen?"

„Der will auch weiſe werden!" — riefen die Jungen, die ſich verſammelt hatten, und ſein Kleid an allen Ecken und Enden betrachteten. „Wo iſt er denn gebürtig? gewiß aus Buxtehude?"

„Nein!" ſprach Hans Wurſt, „ich bin aus Tripſtrille, wo mein Vater ein berühmter Schneider iſt, und wo der gelehrte

Schulmeiſter Beiſtrich den erſten Grund zu meiner Bildung gelegt hat."

Inzwiſchen fing es an, ganz gelinde zu regnen; da ſpannte mein Hans Wurſt ſeinen Regenſchirm aus, und alſobald klimperte es drauf, und fiel klirrend davon zu Boden nieder, und was war's? lauter funkel-nagel-neue Geldſtücke, wie aus einem Ei geſchält, bildſauber.

„Das iſt doch ein närriſcher Geſell!" ſprachen die Tagediebe, Pflaſtertreter, Eckenſteher und luſtigen Jungen, hellauf lachend; denn ſie kannten die Zauberkraft des Regenſchirms nicht, und meinten, Hans Wurſt habe ſeinen ganzen Schatz, ſtatt in einem Beutel, im Regenſchirm mit ſich getragen, und hätte nun den in der Eil' aufgeſpannt und ſo das Geld draus verſtreut. Und ſieh' da! gleich waren ihrer Etliche damit beſchäftigt, das ſchöne Metall ſorgſam vom Boden aufzuleſen, und es in ihre eigenen Taſchen einzuſtecken, damit es nicht wieder verloren ginge. Wie ſie nun bemerkten, daß der närriſche Kauz Geld in Hülle und Fülle beſitze, waren ſie alleſammt der Meinung, er ſei doch gar nicht ſo albern, wie er ausſehe. Das iſt nun einmal ſo; Geld regiert die Welt! und es darf einer noch ſo klug ſein, und arm dabei, — ſo wird ihm doch niemand einen Heller ohne Pfand leihen. Und es darf einer ſo dumm ſein, daß er Heu ſtatt Sauerkraut ſpeist, und aber Geld haben wie Heu, gleich werden die Leute ſagen: der hat die Weisheit mit Löffeln gegeſſen. Darum, wie die Gaudiebe, die den Hans Wurſt noch vor ein paar Minuten um ſeiner ſonderbaren Kleider willen ſo

verſpottet, ſahen, daß es bei ihm Geld regnete, ſo wurden ſie au
einmal alle ganz höflich und manierlich, und machten Einer eine
tiefern Kratzfuß als der Andere — ſtritten ſich auch ordentlich um
die Ehre, wer ihm die Werkſtätten der Ausſätzigen weiſen ſollte

Hans Wurſt aber war geſcheidter als alle zuſammen, und
als er bemerkte, daß ſein Regenſchirm wirklich die Zauberkraft
beſitze, faltete er ihn in aller Geſchwindigkeit. So beſtätigte er
die Leute wirklich in ihrem Glauben, als ob er ſein Reiſegeld
oder wenigſtens einen Theil deſſelben, ſtatt im Beutel, im Regen
ſchirm bei ſich getragen hätte.

Hans Wurſt begab ſich nun, von der dienſtwilligen Schaar
geführt und begleitet, in den Bereich der Ausſätzigen, und ſtand
alsbald vor einem ſtattlichen Hauſe, über deſſen Thüre auf einem
Schild ein Zeichen zu ſehen war, das ihm ſehr geheimnißvoll
vorkam; das war ein künſtlich verſchlungener Drudenfuß, und
er glaubte, daß das Haus durch dieß Zeichen mit beſonderem
Zauber geweiht und beſchützt ſei. Ihr müßt aber wiſſen, daß
der Drudenfuß auf dem Schild weiter nichts anzeigte, als daß
die Ausſätzigen in dem ſtattlichen Hauſe ihre Trinkſtube hatten, wo
ſie manches gute Glas Farnbacher Bier und manchen ſchönen
Scheppen Frankenwein zu Ehren des Gewerkes und nach allen
Regeln der Kunſt ausleerten. — Als Hans Wurſt in die große
Stube eintrat, welche mit zierlichem hölzernen Tafelwerk und
allerlei Schnitzereien geſchmückt war, da fingen Alle, die ihn er
blickten, zu lachen an, und lachten aus Leibeskräften fort. Wer
ſich aber drüber nicht ärgerte, ſondern herzhaft mitlachte, das

war unſer guter Freund Hans Wurſt; denn es kam ihm närriſch genug vor, daß ſo viele geſetzte Leute, mit krauſen Bärten und ſämmigen Fäuſten, ſein ſcheckiges Gewand ſo ganz außer der Weiſe finden konnten. Er ſtand auf, um ſich zu dem Altmeiſter zu begeben, welcher ſehr gravitätiſch, wie ein wahrer Telaëye, vor ſeiner ungeheuern zinnernen Kanne da ſaß, die Hände über ſeinem Wanſt zuſammengefaltet hielt, und unverwandt den breiten, wie einen Fiſchkopf geſtalteten Schnabel der Kanne betrachtete, als müſſe er eben aus den künſtlich getriebenen Bildern auf der Kanne und dem Deckel der Zunft Gott weiß was weiſſagen.

Hans Wurſt ſchritt alſo von dem untern Ende der Tafel, wo die jungen Geſellen ſaßen, und mit den Deckeln ſo luſtig den Takt klapperten, als ſchwängen ſie die Hämmer, langſam und bedächtig weiter hinauf, wo die klugen Spruchſprecher ſaßen, die mit vielen ſilbernen Ringlein und Denkmünzen und wunderlich geformten Sinnbildern behangen waren und elfenbeinerne Stäbchen hatten, womit ſie dreimal auf den Tiſch ſchlugen und zum Stillſchweigen aufforderten. Endlich kam er unter vielen Complimenten bis zu dem Altmeiſter ſelbſt, der ihn mit den klugen Äuglein, die unter den weißen Augenbraunen hervorblinzelten, gar freundlich anſah, und das ſteife Haupt lächelnd zum Gruße neigte. „Was iſt denn Euer Begehr?“ fragte der Altmeiſter; „ſeid uns vor Allem freundlich willkommen, und überzeugt Euch, wenn Ihr anders unſere Gaſtfreundlichkeit hier in Anſpruch zu nehmen gedenkt, daß wir Euch Alles, was in

Kunſt und Ehren möglich iſt, gerne anſtreiben wollen. Hierauf gab er einen Wink, daß man dem Gaſt einen langen, breiten Lehnſtuhl herbeirücken ſollte; und auf ſein Geheiß geſchah es auch alſogleich; denn ein kleiner Knirps von Burſchen, der ein feuerrothes Geſicht und etwas grünliche Haare hatte, brachte denſelben augenblicklich herbei, und nöthigte den Hans Wurſt ziemlich unſanft, ſich darauf niederzulaſſen.

Nachdem Hans Wurſt von dem dargebotenen Becher höflich Beſcheid gethan, eröffnete er dem Altmeiſter ſein Anliegen, nämlich: er ſei hieher gekommen, um wegen des berühmten Nürnberger Trichters Nachfrage zu halten, ob ihm derſelbe nicht gegen ein Billiges abgelaſſen werden könnte, indem er Luſt habe, nicht blos ſelbſt ein weiſer Mann zu werden, ſondern auch vermittelſt des Nürnberger Trichters allenthalben, wo er hinkäme, die Leute klug und verſtändig zu machen.

Nachdem er auf dieſe Weiſe ſein Anliegen vorgebracht, erwartete er den Ausſpruch. — Statt deſſen aber erhob ſich ein allgemeines, ſchallendes Gelächter, und der Altmeiſter ſprach, indem er dem feuerrothen Burſchen mit den grünen Haaren einen heimlichen Wink gab, ſehr gravitätiſch zu Hans Wurſt: „Gechrter und inſonders hochgeſchätzter Fremdling und Gaſt! wenn es euch gefällig wäre, mit eigenen Augen in meiner Werkſtätte nachzuſehen, ob daſelbſt unter vielen künſtlichen Sachen, die von Alters Zeiten her dort aufgeſpeichert liegen, ſich auch der bewußte Trichter verfinden — ſo ſoll Euch mein treuer Burſche hinbegleiten."

„Ihr ſeid ſehr gütig," erwiederte Hans Wurſt, „und m
Euer Erlaubniß will ich hingehen und nachſehen."

Mittlerweile hatte der kleine rothe Kerl, dem der Regen
ſchirm ſchon von Anfang her ſehr verdächtig vorgekommen, den
ſelben bei Seite geſchafft, nahm dann haſtig, und mit der
Anſchein, als ob er Alles aus purer Freundſchaft thäte, de
guten Hans Wurſt beim Arm, und führte ihn kreuz und que
bis zu der Werkſtätte, wo in der Eſſe noch etliche Kohle
glimmten. Kaum war nun Hans Wurſt in die große Werkſtätt
eingetreten, als auch ſchon der kleine rothe Kerl mit den grüne
Haaren und Augenbrauen ſich ſehr emſig um ihn zu ſchaffe
machte, und mit der größten Geläufigkeit eine bunte Menge
künſtlicher Metallarbeiten vor ihm auslegte, ſo daß Hans Wurſ
baren wie von einem Walle umſchanzt war. Während Hans
Wurſt nun mit vielem Eifer ringsum ſtöberte und wühlte, un
ungeduldig unter vielen kleinen und größern Trichtern nach dem
berühmten Zaubertrichter ſuchte, — Schlupp — war des Altmei
ſters feuerrother Burſche zur Thüre hinausgeſchlüpft und hatte ſi
hinter ſich verſchloſſen. So war nun unſer guter Freund Hans
Wurſt, ehe er ſich's vermerkte, in der Werkſtätte der Rußigen
gefangen.

In ſeinem Eifer merkte er's Anfangs gar nicht, daß er
eingeſchloſſen war, und glaubte auch gar nicht, daß die Ruch
loſigkeit der Rußigen ſo arg ſein könnte, wie der junge feuerrothe
Kerl mit den grünen Haaren und Augbrauen es wirklich aus
hackte; denn dieſer hatte mit den Geſellen und Meiſtern nichts

Geringeres beſprechen, als daß Hans Wurſt am andern Morgen in den großen Schmelzöfen geworfen werden ſollte, damit der zauberkräftige Regenſchirm, über deſſen herrliche Wirkungen die Nußigen bereits Kunde und Gewißheit erlangt hatten, als köſtliches Schatzſtück bei der Zunft verbleiben möge.

Nachdem nun Hans Wurſt eine geraume Weile unter den ſchönen, künſtlich gefertigten Arbeiten in der Werkſtätte ſich emſig und mit vielem Vergnügen umgeſehen, fing er endlich doch an ärgerlich zu werden und eine Schelmerei zu ahnen, denn er konnte halt den Weisheitstrichter durchaus nicht finden.

„Es iſt doch ganz jämmerlich," ſprach er verdrießlich, „ich glaube wahrhaftig, der wohledelwürdige Altmeiſter und alle die handfeſten nußigen Geſellen zuſammen ſind nichts als Gaudiebe, welche mich auf eine glimpfliche Art um mein Geld zu prellen gedenken. Da iſt der Trichter nun einmal nicht, und ich will nun ſchnell zurück in die Zechſtube, und den kurioſen Herren das Maul herauskehren. Element noch einmal! bin ich deßhalb ausgegangen, um klug zu werden, daß ich in Nürnberg den Nürnberger Trichter nicht finde? Habe ich deßhalb Geld wie Heu und einen Regenſchirm, wie der König von Spanien keinen hat?" — „Keinen hat!" kicherte auf einmal eine feine Stimme, die nicht viel lauter klang, als wie das Kniſtern einer Flamme, die eben vom Blaſebalg angefacht worden iſt. Hans Wurſt ſah ſich befremdet um, konnte aber, ſo ſcharf er ringsum blickte, doch nirgends ein menſchliches Weſen gewahren, welches die Worte etwa geſprochen haben mochte. „Das iſt doch ſeltſam,"

ſprach Hans Wurſt endlich, „da unterhält ſich einer mit mir, indem er mich für einen Narren hält; gewiß ſagt er mir da geheimnißvolle Grobheiten. Wenn ich den Burſchen nur ſehen könnte!“

„Da bin ich ja!“ erwiederte die Stimme.

„Ja, wo denn?“ ſprach Hans Wurſt.

„Hier in der Eſſe auf den Kohlen,“ erwiederte die Stimme nochmals, „bin dein guter Freund und will dich warnen, wenn du mir auch etwas zu Liebe thun willſt.“

„Mit tauſend Freuden, mein unſichtbarer Freund,“ rief Hans Wurſt, indem er ſich nach der Eſſe wendete. Da raſchelte und huſchte es nun aus den Kohlen näher und näher herbei, lang geſtreckt wie eine glatte, reinliche Eidechſe mit funkelnden Augen; es war der Salamander, der den Hans Wurſt folgendermaßen anredete:

„Du mußt wiſſen, daß ich eigentlich ein großer König bin, und ein weites Reich beſitze im Kern der Erde. Ich habe eine ſchöne, tugendhafte Königin zur Frau, und drei große Schlöſſer, eins in Island und zwei in Welſchland; in dieſen Schlöſſern dampft immerdar der Schlot, weil das ganze Jahr hindurch geſotten und gebraten wird. Nun habe ich auch da drunten eine Menge Feuerarbeiter, die mir und meiner Gemahlin, der Frau Salamandrine, köſtliches Geſchmeide arbeiten mußten; das waren nichtsnutzige Burſche, eine ganze Bande von Goliaths, hießen Cyclopen, und empörten ſich gegen mich, und brachten es endlich ſo weit, daß einer von ihnen, der Polyphemus heißt, im Bunde mit

dem groſſen Waſſermann, deſſen Namen ich gar nicht ausſprechen mag, mich und meine Frau Königin verzauberte, daß wir nun in dieſer ſchmählichen Geſtalt, in welcher du uns erblickſt, ſo lange umherwandeln und den Nußigen dienen müſſen, bis, — nun gib acht, mein lieber Hans Wurſt — alſo ſo lange, bis eine Schönheit, die von Jedermann als häßlich verabſcheut wird, in ihrer Häßlichkeit einen Ritter gewinnt, der ihr im Blüthenkelch einer Aloe das Schönheitswaſſer bringt, welches in der berühmten alten Stadt Cöln am Rhein bei Johann Maria Farina in der Walpurgisnacht, wann er die groſſe Entdeckung machen wird, dadurch zu gewinnen iſt, daß man ihn mit einer Locke aus dem Barte des ewigen Juden an die Naſe kitzelt. Und nun wiſſe, du hoffnungsvoller Jüngling Hans Wurſt, daß grade du es biſt und kein Anderer, der mich aus dieſer ſchändlichen Gefangenſchaft befreien kann. Stelle dir nur vor: ich muß, durch die Tücke des Polyphemos gezwungen, ſeit dreihundert Jahren immerdar in der Eſſe auf glühenden Kohlen ſitzen, und durch meine geheimnißvolle Gegenwart das Werk der Nußigen fördern; dabei iſt gar nicht zu beſchreiben, was für Püffe ich oft bekomme, denn die Kerle ſind grob trotz Goliath und allen Philiſtern, fürchterlich grob, und es ſchickt ſich doch eigentlich für einen Potentaten, wie ich einer bin, nicht, Prügel zu bekommen; ich wär' auch längſt ſchon grün und blau geworden, wenn ich nicht von Anbeginn her ſchwarz und feuerroth wäre; das allein ſchützt mich vor den blauen Flecken, aber durchaus nicht vor den Püffen. Haſt du nun Luſt und Muth, mich zu

befreien, ſo will ich dir auch ſagen, was deinem Leben droht, und wo du den Weisheitstrichter finden kannſt."

„Muth habe ich," ſprach Hans Wurſt, „hauptſächlich wenn es ſein muß, und dann findet ſich auch die Luſt von ſelbſt."

„Nun, ſo höre!" fuhr der Salamander fort; „ſie haben dir bereits deinen zauberkräftigen Regenſchirm ſtipitzt, und damit du ſie nicht vor Gericht verklagen kannſt, ſo wollen ſie morgen alleſammt anrücken und dich in den großen Schmelzofen werfen zu der Glockenſpeiſe. Was endlich den Weisheitstrichter betrifft, ſo hat dieſen vor zwanzig Jahren der Aſtrolog des Königs von Utopien an ſich gebracht, um vermittelſt deſſelben dem Königsſohn die Weisheit beizubringen; denn der Prinz von Utopien ſoll in ſeiner Kindheit von einer mächtigen Fee ausgewechſelt worden ſein. — Ja ſo! — etwas hätte ich beinahe vergeſſen, und das macht mich jetzt ſehr bedenklich; denn es gilt auch die Bedingung, daß der Ritter, welcher jene Bedingungen zu erfüllen hat, aus einem hohen Geblüte ſei."

„Ach Herr Je!" rief Hans Wurſt, „dann iſt's nichts mit mir, denn ich bin ein Schneidersſohn, wie Ihr ſchon aus meiner Jacke und meinen Hoſen erſehen könnt, geſtrenger Herr!"

Der Salamander ſeufzte ſchwer auf, und ſprach dann ganz traurig: „Ja, dann iſt's freilich nichts; aber ich will doch die Hoffnung nicht aufgeben, und nun höre für's Erſte meinen guten Rath. Wenn die Rußigen morgen kommen, ſo ſei fein artig gegen ſie, und ſage, du hätteſt zwar das nicht gefunden, was du ſuchteſt, aber du wollteſt einen neuen Trichter bei ihnen beſtellen,

und ihnen dafür an Gut und Geld geben, was ſie verlangen würden; denn es käme dir nicht darauf an, und du wäreſt mit gar verſchiedenen Zaubergaben geſegnet; dann werden ſie hoffen, dir, bevor ſie dich tödten, auch noch die andern Zaubergaben abzulocken, die ſie noch nicht kennen. Und Zeit gewonnen, Alles gewonnen! Thue alſo gar nichts dergleichen von deinem Regenſchirm, ſondern mache dich nur auf die Beine, und wenn du Zeit und Gelegenheit findeſt, die Bedingungen zu erfüllen, die zu meiner Erlöſung nothwendig ſind, ſo gedenke meiner."

Hans Wurſt bedankte ſich ſehr höflich, und war über die Gutmüthigkeit des armen Salamanders ſehr gerührt, beſchloß auch, ſeiner gewiß nicht zu vergeſſen, und ſollte er darüber in die größten Verdrießlichkeiten kommen; denn er hatte ein edles Herz, der brave Hans Wurſt!

Als nun der Tag graute, kamen die Nußigen alle in ihren ſchwarzen Schmutzfellen, mit Schürhaken und Blasbälgen und waren Willens, den Hans Wurſt in die Glockenſpeiſe zu werfen. — Der Hans Wurſt that, als ob er gar nichts vermuthete, ſondern ſprach ſo vernünftig, wie der Salamander es ihm gerathen hatte. Da wurden die Nußigen wirklich ſtutzig, und dachten bei ſich: „Hella! Wir müſſen ihn noch aufſparen, daß wir ihm auch die übrigen Zaubergaben entlocken. Doch wollen wir ihn unter gute, ſichre Aufſicht ſtellen."

Und nun beſtellten ſie heimlich den feuerrothen Kerl mit den grünſpanfarbigen Haaren und Augenbraunen zum Wächter des Hans Wurſt; er ſollte Acht haben, daß der gefährliche

Schneidersſohn es nicht etwa machte, wie ein verſchuldeter Kaufmann, oder ein Holländer, das heißt, daß er nicht, ohne Abſchied zu nehmen, in die weite Welt auf Reiſen ginge.

Nun hatte Hans Wurſt ſeine ſchwere Noth, auszuſinnen, wie er ſeinen feuerrothen Wächter ſich vom Halſe ſchaffte, denn er witterte ſogleich, woher der Wind blies.

Da war nun eine Schenke, die hieß früher: „zur blitzblauen Faſtenbretzel“; der jetzige Beſitzer der Wirthſchaft aber hatte ſie aus Eitelkeit umgetauft, und nannte ſie, um den altmodiſchen Namen durch einen ſehr wohlklingenden modernen zu erſetzen. „Wein-, Bier-, Schnaps- und Kaffee-Wirthſchaft zum roſenfarbenen Pudelhund“. Dorthin ging nun Hans Wurſt ſehr eifrig, und eben ſo eifrig folgte ihm der feuerrothe Burſche mit den grünſpanfarbigen Augenbraunen. — Nun ſaß Hans Wurſt eines Abends recht verdrießlich in der Schenke, weil ſein feuerrother Aufſeher einen Durſt hatte, der gar nicht zu löſchen war, was doch Alles auf Koſten ſeiner Parapluie-Ducaten herging, und nebſtbei war auch kein Gedanke dran, daß der unergründliche Aufſeher, ſo viel er trank, je betrunken wurde; denn was der vertragen konnte, das geht über alle Beſchreibung. An dem Tiſche aber hatte ſich an jenem Abend auch ein Reiſender dort in der Schenke eingefunden, der ein ſehr grämliches Geſicht machte und ſich Waizenbier und Citronenſcheiben dazu geben ließ. Hans Wurſt rückte näher zu ihm, denn es dauerte ihn ſehr, daß der Fremde ein ſo trauriges Geſicht machte, und fragte ihn, was ihm denn eigentlich fehle? —

„Ach!“ erwiederte der Fremde, „ſoll ich nicht ein trauriges Geſicht machen, da ich doch nie in meinem Leben raſten kann, und immerdar auf der Wanderſchaft ſein muß; denn ich bin, unter uns geſagt, der ewige Jude.“

„So!“ ſprach Hans Wurſt. „Was gebt Ihr mir, wenn ich alle Falten aus Eurem Geſichte glätte?“

„Ach, das ſind Narrenpoſſen,“ verſetzte der ewige Jude.

„Nein, das ſind wahrhaftig keine Narrenpoſſen,“ ſprach Hans Wurſt, „auf Ehre! ich kann's; was gebt Ihr mir dafür?“

„Freund!“ antwortete der ewige Jude, „wenn Ihr das könntet, ja, wahrhaftig, ich bin zwar nur ein armer Mann, der ſich mit ſeinem Bischen Schacher durch die Welt bringen muß, aber mein letztes Hemd gäbe ich Euch, und das will viel heißen, denn ich habe nur ein einziges.“

„Nun! das verlange ich grade nicht,“ meinte Hans Wurſt; „aber“ — ſo fügte er leiſer hinzu, indem er ihm näher auf'n Leib rückte — „zwei Dinge verlange ich als Lohn, nämlich erſtens eine Locke aus Eurem Bart —“

„Mei! Was thut Ihr mit meiner Locke?“ unterbrach ihn der ewige Jude.

Hans Wurſt fiel aber ganz ruhig fort: „Und für's Zweite: ſeht Euch einmal den Burſchen dort an, was meint Ihr? er iſt wohl feuerroth genug, daß man ihn für einen brennenden Dornbuſch halten könnte? Wenn Ihr mir den Burſchen dort vom Halſe ſchafft, und eine kleine Locke aus Eurem Barte gebt, ſo

will ich Euch alle Falten ſo glatt bügeln, daß Ihr hübſch ſein ſollt, trotz irgend Einem.“

„Topp!“ ſprach der ewige Jude, „mit dem feuerrothen Kameraden will ich ſchon fertig werden, und da habt Ihr die Locke aus meinem Bart; nun thut aber auch Eure Schuldigkeit, denn Rechtſchaffenheit ſoll bei jedem Handel ſein.“

Nun gingen ſie in ein Seitenſtübchen, und da bügelte denn der gute Hans Wurſt dem ewigen Juden alle Falten aus dem Geſichte, ſo daß ſich der Alte wieder mit Anſtand vor allen Leuten ſehen laſſen konnte, und ſchritt nun raſch heraus, ſetzte ſich zu dem feuerrothen Burſchen, klang mit ihm an und verwickelte ſich in ein Geſpräch mit ihm, — während deſſen er mit dem Licht immer näher und näher, ganz unvermerkt, an ſeine Perücke rückte. Ehe ſich's der Spürhund verſah, ſtand auch ſein Kopf in hellen Flammen, und während er ſich bemühte, den Brand mit einer Maß Bier zu dämpfen, war unſer Freund Hans Wurſt bereits ſchnell wie der Wind zur Schenke hinaus, und gewann das Weite.

Viertes Capitel.

Nachdem Hans Wurſt einige Tage lang auf gut Glück gewandert war, kam er endlich in das Reich Utopien, wo ihm der Zöllner an der Gränze mit dem Kopf unter dem Arme entgegen kam und, nachdem er ihn artig begrüßt, den Kopf, grade ſo wie

andere ehrliche Leute den Hut, wieder aufſetzte; auch fragte er ihn um den Paß; da aber Hans Wurſt keinen aufzuweiſen hatte, ſo begnügte ſich der Zöllner damit, daß ihm Hans Wurſt einen ſchönen blanken Gulden in die Hand drückte. Hans Wurſt erkundigte ſich auch gleich an der Grenze um die Merkwürdigkeiten des Landes, und da hörte er denn, daß der König von Utopien ſeiner ſchweren Regierungsgeſchäfte halber ſchon ſeit mehreren Jahren von einer fürchterlichen Krankheit befallen ſei, gegen welche kein Arzt ein Mittel gefunden habe. Die Krankheit habe einen gräulichen ausländiſchen Namen, und heiße Langeweile, und der König habe ein Edikt ausgehen laſſen in alle Welt, worin angegeben iſt, daß er Demjenigen, der ihn von dieſer fürchterlichen Krankheit befreie, alles Mögliche verſprechen wolle.

„Aha!“ dachte Hans Wurſt, „das Ziel meiner Reiſe iſt nahe.“ Und fragte gleich ganz keck: „Wo wohnt denn der König?“

Der Grenzzöllner erwiederte: „Dort auf dem nächſten goldenen Berge, den er Demjenigen verſprechen will, der ihn von ſeiner Krankheit befreit.“

„Nun, das iſt gut!“ verſetzte Hans Wurſt, „da will ich mich gleich auf den Weg machen, und ihn aufſuchen.“

Nun ging Hans Wurſt geradeswegs dem goldenen Berge zu, und zum Schloß des Königs hinein, und kam in eine große Halle, wo die Hofgelehrten alle an einer breiten runden Tafel ſaßen und die Klugheit mit Löffeln aßen. Hans Wurſt verſpürte ſehr großen Appetit, und trat daher ohne weitere Umſtände mit

den Worten zum Tiſche: „Meine Herren! wenn es erlaubt wäre, etwas zuzulangen, ſo würde ich mir die Freiheit nehmen —"

„Hier nimmt man ſich nicht die Freiheit, —" ſchnauzte ihn einer von den gelehrten Herren an; „das Gericht, welches wir eſſen, reicht gerade nur für uns hin; überdem ſeid Ihr ein Ausländer, und bei uns dürfen nur die Inländer die Klugheit mit Löffeln eſſen."

Hans Wurſt entſchuldigte ſich ſo höflich als er konnte, daß er ſo dumm geweſen ſei, und bemerkte zugleich, daß ein großer Trichter von Mund zu Mund ging, aus welchem ſie tranken. Aber er mußte heimlich über ihre große Ungeſchicklichkeit lachen; denn wenn ſie die kleine Oeffnung des Trichters an den Mund ſetzten, um die Klugheit daraus zu ſaugen, ſo rann ſie durch die große Oeffnung auf der andern Seite wieder heraus. Das war nun alſo wirklich der berühmte Nürnberger Trichter, welchen der Hof-Aſtrolog für den Prinzen gekauft hatte, und wodurch ſie alle nunmehr außerordentlich klug geworden waren.

Hans Wurſt ließ ſich nach einer kleinen Weile bei dem Könige als einen geſchickten fremden Arzt melden, welcher ſeine Krankheit ganz untrüglich zu heilen verſprach. Es kam auch bald ein Kämmerling und zeigte dem Doktor Hans Wurſt den Willen des Königs an: daß es ihm verſtattet werden ſei, vorgelaſſen zu werden, und ſeine Kunſt zu probiren; zu gleicher Zeit wurde ihm aber auch angedeutet, daß ihm, wenn ſein Mittel nicht anſchlüge, der Kopf abgeſchlagen werden ſollte, und den dürfte er dann, wie alle andern, nach Belieben unter dem Arme

tragen. Das war nun freilich keine ſchöne Ausſicht, aber doch noch angenehmer, als eine Ausſicht auf den Dreibein, genannt Galgen. Darum bedachte ſich Hans Wurſt nicht lange, ſondern bedankte ſich für die Gnade des Königs, daß er ihn verlaſſen wolle, und begab ſich alsbald in deſſen Gemächer.

Der König von Utopien ſaß auf einem erhabenen Throne mit finſtern Geberden, eine goldene Krone mit lichten Karfunkeln beſetzt auf dem Haupte, um den Hals hing eine grüne Schlange, die ſich in ihren eigenen Leib zum Knoten verbiſſen hatte, und wie ein Ring von lichten Smaragden funkelte. — Des Königs Stirn war voll grämlicher Falten, und ringsum in großer Betrübniß ſtanden die Hofherren und lamentirten über die Krankheit. Der Prinz aber, der auf einen Augenblick von ſeiner aſtrologiſchen Warte herniedergeſtiegen war, ging mit großen Schritten im Gemache auf und nieder, und war in weiſe Gedanken vertieft; denn er hatte ja nicht blos durch den Nürnberger Trichter alle Gelehrtheit in den Leib bekommen, ſondern ſpeiste auch jeden Tag die Klugheit mit den Löffeln.

„Was fordert Ihr als Preis Eurer Kunſt?“ fragte der König, und gähnte dabei, ſo daß Hans Wurſt gleich ſah, wie gefährlich es mit der bewußten Krankheit ſtand; er erkannte aber auch beim erſten Blick, das müſſe von dem magiſchen Knoten herkommen, in welchem ſich die Schlange um ſeinen Hals verſchlungen hatte.

„Mit Ew. Majeſtät allergnädigſter Erlaubniß,“ erwiederte Hans Wurſt, „ſind es drei Dinge, welche ich als Preis und

Lohn meiner Kunſt in Anſpruch nehme, nämlich für's Erſte, daß Ihr mir den berühmten Nürnberger Trichter zu meinem Eigenthum überlaßt, und zweitens, daß Ihr mich mit höchſteigener Hand zum Ritter ſchlagt."

„Ihr ſeid ſehr verwegen in Euren Forderungen," ſprach der König von Utopien; „doch ſei es; macht Euren Verſuch mit mir, und ich will Euch Eure Forderungen bewilligen."

„Mit Eurer Erlaubniß," verſetzte der Doktor Hans Wurſt, „werde ich den Verſuch nicht eher beginnen, als bis Ihr mich wirklich zum Ritter geſchlagen habt, und mir den wunderbaren Trichter einhändigt."

„Meinethalben," ſprach der König, indem er nicht unterließ zu gähnen. „Kniet nieder, und ſtehet als Ritter wieder auf; man bringe auch den Nürnberger Trichter herbei. Doch nun folget mir in mein Schlafgemach und nehmt die Operation vor."

Hans Wurſt, welcher nunmehr zum Ritter geſchlagen war, folgte dem König in ſein Schlafgemach, murmelte dann einige geheimnißvolle Zauberſprüche, zog unter wunderlichen Geberden ſeine Scheere hervor und legte ſie auf den Tiſch. Dann nahm er ſein Bügeleiſen, und bearbeitete damit des Königs Stirn, daß ſie gar bald aller Falten entblößt war. „Wie fühlt Ihr Euch jetzt?" fragte er den König. „O, ganz erklecklich wohl," erwiederte dieſer, „nur fühle ich noch immer ein bedeutendes Gähnen, gerade ſo, als ob meine Krankheit ſich noch gar nicht gehoben hätte." — „Schließet die Augen zu," fuhr Hans Wurſt fort, „und ich werde dann den Reſt meiner Operation vollenden." —

Der König that, wie ihn Hans Wurſt hieß, und ſchloß die Augen. Nun nahm Hans Wurſt die Scheere, und zerſchnitt damit die Schlange.

In demſelben Augenblick, als er dieſes gethan, fiel es von dem König von Utopien wie Schuppen ab, und er rief: „Schafft mir dieſen Landſtreicher da aus den Augen, — was will der Gaudieb? Ich glaube gar, er hat mich ermorden wollen! Habe ich denn nicht im ganzen Lande verboten, verborgene Waffen zu tragen? — Und iſt denn die Scheere nicht eine höchſt gefährliche Waffe? beſonders in den Händen von Schneidern?“

Während der König dieß rief, war die Schlange in lauter Edelſteine zerfallen, und die Edelſteine ſchienen allgemach wie Thautropfen zu verduften. Auf das Geſchrei des Königs eilten aber nunmehr alle die Hofherren und Cavaliere herbei, und nahmen augenblicklich den Hans Wurſt gefangen, ließen ihn auch alſobald, ſeiner vielen Bitten und Thränen ungeachtet, hinwegſchleppen und in einen tiefen Kerker bringen, ſo daß der Ärmſte nicht anders dachte, als er müßte wirklich ſterben, und es ſei gar kein Pardon mehr für ihn.

In den tiefen Kerker, worin er lag, ſchien weder Sonne noch Mond hinein; es war ihm recht trübſelig zu Muth. Doch ermannte er ſich gar bald wieder, und ſprach zu ſich ſelbſt: „Eigentlich bin ich doch ein recht großer Thor, und es freut mich auch jetzt, daß ich ein Thor bin, denn die Herren, welche durch den Nürnberger Trichter ſo ungemein klug wurden, ſind doch durch die Bank eigentlich recht abſcheuliche Tröpfe, und ich

möchte nichts auf der Welt, als daß ich geradezu blos ein Ritter der Thorheit wäre. Wenn der Nürnberger Trichter keine anderen Früchte hervorbringt, ſo verzichte ich gern auf alle Weisheit, und ſchwöre mit theurem Eid, ſo wahr ich Hans Wurſt heiße und ſo wahr ich der ganzen Welt eine Naſe drehen möchte ſo lang wie das Horn des Mondes, ſchwör' ich jetzt: daß ich Zeit meines Lebens gar nicht mehr klug zu werden begehre, ſondern bleiben will, wie ich bin, in alle Ewigkeit!"

Wie er das geſchworen, ſo ſprang plötzlich die Thür ſeines Gefängniſſes auf, und vor ihm lag ein wunderbarer Garten, mit Blumen und Blüthen aller Art, und in der Mitte des Gartens wuchs eine herrliche Aloe, die in duftiger Blüthe prangte. Rings um die Aloe aber ringelte ſich eine Zauberſchlange mit einem goldenen Kröulein auf dem Haupte. Als er nun über die Schlange hinweg zur Aloe ſchreiten wollte, um ihren Blüthenkelch zu pflücken, da ſang der Vogel Rock, der ſeine Fittige weit ausgeſpreitet hatte, und auf denſelben ein glänzendes, aus Luft und Duft gebautes, mit Rubinen und Diamanten geſchmücktes Schloß trug, aus deſſen Fenſtern die zierlichſten Kinder mit allerlei luſtigen Geberden herausſahen und mit Korallenkränzen ſpielten, und in dem bunten Regenbogen herumſingerten. Der Vogel Rock aber ſang: „Es ſchläft ein Zwerg im Hörſelberg, der hat einen Raben begraben, und bevor das Thier nicht wird wieder lebendig, iſt all dein Treiben unbeſtändig; drum, willſt du verſuchen dein Heil, ſo ſchneide dir einen goldenen Pfeil, aus Sonnenſtäubchen gar ſcharf und ſpitz,

und dann ſchieße damit geſchickt und fein, zu Cöln am Rhein, dem Herrn Johann Maria Farina in's Herz hinein. Vor Sonnenaufgang muß es vollendet ſein."

Nun hatte der Ritter Hans Wurſt nichts Eiligeres zu thun, als daß er, bevor noch die Aloe verblühte, ihren Kelch pflückte, und ſich raſch auf die Reiſe machte. Er accordirte geſchwind mit einem Handerer, das war der Süd-Weſt-Wind; der ſpannte ein Paar Schnecken vor, und vermittelſt dieſer Extrapoſt kam der Ritter Hans Wurſt gar bald an den Hörſelberg, der liegt in dem ſchönen Thüringer Land. Und in dem Hörſelberg ließ er ſich nun wirklich mit dem Zwerg in ein Geſpräch ein.

Fünftes Capitel.

Der Zwerg im Hörſelberg erzählte dem treuen Ritter Hans Wurſt gar mancherlei Dinge, die wunderlich genug klangen; er berichtete ihm, wie der Prinz von Utopien eigentlich gar kein echter Prinz ſei, und auch gar nicht der Sohn des Königs von Utopien, ſondern von der Fee Weisheit gleich nach der Geburt ausgewechſelt worden, und ſei eigentlich eines Schneiders Sohn aus Tripstrill, während der wahre Prinz von Utopien als Schneidersſohn in Tripstrill auferzogen werden ſei.

„Herr Je!" rief der Ritter Hans Wurſt, nachdem er dieß gehört hatte, „das bin ja am Ende ich ſelbſt; das wäre doch

zum Bukuk, wenn ich ganz plötzlich ein Königssohn wäre; aber wie kann das nur sein?"

„Das hat eine ganz eigene Bewandtniß," erwiderte der Zwerg; „denn die Weisheit, eine gar hochmüthige Frau, sah in dem Königssohn einen dummen Jungen, und in dem Schneidersohn einen sehr klugen; deßhalb verwechselte sie die Beiden heimlich, und tödtete dann meinen armen Raben, der um das ganze Geheimniß wußte, weil er auf ihr Geheiß die beiden Kinder von Utopien nach Tripstrill und hin und wieder getragen hatte. Nun ist aber der Rabe nicht anders lebendig zu machen, als wenn einer die Sonnenstäubchen zu Pfeilen schmiedet, und von diesen Pfeilen sich selbst in's Herz schießt."

„Nun, das will ich auch versuchen," sprach Hans Wurst, „das ist noch immer nicht so bedenklich, als wenn ich mich in den Rücken schießen müßte, denn das wüßte ich wahrhaftig nicht anzustellen."

Nun gab ihm auf sein inständiges Bitten der Zwerg einen Hammer und einen Amboß, und so schmiedete denn der Ritter Hans Wurst, nachdem er sich von dem Zwerg ein Schurzfell geliehen hatte, aus den Sonnenstäubchen Pfeile, und nachdem er sie fertig gebracht, so übte er sich im Schießen, und schoß sich gerade mitten in's Herz hinein, was ihm nicht sehr schwer fiel, indem er den Pfeil gerade auf sein Herz angesetzt hatte. Nun wurde der Rabe lebendig, und der Pfeil flog durch das Herz des Hans Wurst mitten hindurch, immer fort bis nach Cöln am Rhein, wo der Herr Johann Maria Farina gerade mitten unter

ſeinen Tiegeln und Phiolen ſaß, und die Univerſalmedicin ausbüpfelte. Der Ritter Hans Wurſt aber nahm ſchnell die Blüthe der Aloe und ſchwang ſich auf den Raben, der ſich ſehr höflich bedankte, daß er ihn wieder in's Leben zurückgerufen hatte, und der Rabe trug ihn nun in fünfundzwanzig Minuten und einer halben Secunde geradewegs nach Cöln am Rhein in die Stube des Herrn Johann Maria Farina

In dieſer Stube nun duftete es von den wundervollſten Kräutern aus Arabien, Indien und der neuen Welt, durch deren Geruch der Herr Johann Maria Farina in einen Zauberſchlaf gewiegt worden war. Und ringsum flatterten bunte Vögel, Kolibri und Paradiesvögel, Zaunkönige und Adler, und etliche Schlangen und Molche büpften aus den runden Zuckergläſern, worin ſie in Weingeiſt hingen, heraus, tanzten Menuette, und freuten ſich des Lebens.

Da draußen aber vor den Fenſtern empfahl ſich eben die Frau Sonne und hatte einen ſchönen Regenbogen als Halsband, das wollte ſie nicht ablegen, als ſie auf den ſilbernen Stufen in das Zauberſchloß des Rheins hinabſtieg.

„Ja, was nun machen?“ fragte Hans Wurſt ſich ſelbſt, unſchlüſſig und voll hoher Gedanken, denn ihm ſchwebte immerdar ein liebliches Bild vor den Augen, das Bild der Thorheit, die er ſelbſt in ihrer Häßlichkeit liebgewonnen hatte. „Bin ich nicht ihr Ritter?“ — frug er ſich laut, und da fiel ihm grade noch zur rechten Zeit bei, daß er ja die Locke aus dem Barte des ewigen Juden noch bei ſich trage

Indeſſen war der Rabe mit dem Blüthenkelch der Aloe hinausgeflogen zur Frau Semme, die eben eine Thräne weinte, daß ſie ſchon ſo frühzeitig von der herrlichen alten Stadt Cöln am Rhein ſcheiden müſſe. Dieſe Thräne hatte der Rabe in dem Blüthenkelch der Aloe aufgefangen und brachte ſie nun im ſelben Augenblicke zurück, als der Hans Wurſt, der wichtigen Bedingung eingedenk, den Herrn Johann Maria Farina mit dem Barte des ewigen Juden an der Naſe kitzelte.

Da erwachte dieſer, und, während der Ritter Hans Wurſt auf dem Raben ſich ſchnell von hinnen ſchwang, um die Dame Thorheit aufzufinden, ſetzte ſich der Herr Johann Maria Farina in aller Eile hin, und ſchrieb beim Beginn der Walpurgisnacht mit ſympathetiſcher Tinte das Receipt des berühmten cöluiſchen Waſſers für alle ſympathetiſchen Seelen nieder. Der Ritter Hans Wurſt aber fand nun glücklich die Thorheit, und reichte ihr knieend in dem Kelche der Aloe das Schönheitswaſſer, womit ſie augenblicklich ihre Augenlieder benetzte. Und, kaum hatte ſie es gethan, als ſich auch ſchon ihre ganze Geſtalt veränderte, und ihr Alter und ihre Häßlichkeit dahinſchwand; — Hans Wurſt aber, welcher kein Anderer war, als der Sohn des Königs von Utopien, verlangte jetzt durchaus nicht mehr den berühmten Nürnberger Weisheits-Trichter zu beſitzen, ſondern verwünſchte ihn Denen, welche die Klugheit mit Löffeln eſſen, von ganzem Herzen, und fühlte ſich bei weitem glücklicher, daß er von nun an und für immer blos der Ritter der Thorheit blieb. Dadurch war nun auch der gute König Salamander ſammt

ſeiner Gemahlin, der Frau Salamandrine, aus der Gewalt der Rußigen befreit, und an demſelben Tage, an welchem der Ritter Hans Wurſt mit der Königin Thorheit Hochzeit hielt, kam auch der König Salamander als Gaſt, und brachte ihm zum Geſchenk eine ſchöne Schellenmütze, deren Schellen die Rußigen auf ſein Geheiß aus dem Gelde des Regenſchirms hatten fertigen müſſen. Da war aber nun des Jubels kein Ende. Die Muſikanten ſpielten die luſtigſten Walzer auf. — Hans Wurſt und Thorheit haben ſich alſo geheirathet, und wenn ſie nicht geſtorben ſind, ſo leben ſie noch.

Graf Pelikan.

I.

s war einmal ein reicher Graf, der hatte drei Söhne, die er über Alles liebte. Den jüngſten aber, der noch nicht volljährig war, hielt und hegte er ſtets am liebſten vor den beiden andern, nachdem er ſeine Grafſchaft in zwei Hälften für dieſe ſeine beiden ältern Söhne getheilt hatte; nur ſeinen gar großen Schatz, an dem er lange Jahre geſammelt hatte, behielt er für ſich, um ihn ſeinem jüngſten Sohne zu bewahren.

Nun war eines Tages der alte Graf ſchlafen gegangen, und die drei Söhne ſtanden noch zechend in einem großen Saale, an deſſen beiden Seiten Gänge und Thüren zu den verſchiedenen Gemächern und Außenwerken des Schloſſes führten. Die Lampe brannte düſter, der älteſte Sohn aber ging einmals im Saale auf und nieder und blieb dann bei einer ſchweren Thüre ans

Eichenholz ſtehen, ſah durch's Schlüſſelloch deſſelben in die Schatzkammer ſeines Vaters hinein und murmelte: „Ha! wie es da drinnen immer funkelt und flammt und flimmert, und von tauſend Edelſteinen blitzt! Wie reich doch unſers Vaters Schatzkammer mit Gut und Geld gefüllt iſt, und wir müſſen hier außen knauſern und kalmauſern, wie lumpiges Bettelvolk; der Trank, der uns behagt, wird uns vorgemeſſen; des Geldes tragen wir nicht mehr auf dem Leibe, als eine Fliege auf dem Rüſſel, und bei Jagd und Spiel müſſen wir neben den reicheren Freunden und Junkern armſelig und verachtet einhergehen. — Doch, horch! wie es in der Schatzkammer drinnen ſo luſtig klingt und ſingt, als wie von lieblichen Flöten und Fiedeln." — Und während er ſein Ohr an das Schlüſſelloch anlegte, kam es ihm vor, als hörte und ſähe er ganz deutlich die Rubinen und Diamanten in zierlichen Geſtalten umhertanzen und poltern, und dazu wie aus feinen Glöcklein und Kehlen ſingen: „Bim! Bim! — Nimm! Nimm! — Wie hell, wie fein! Alles dein! Alles dein! Komm' herein! — Nimm! Nimm! — Bim! Bim!" —

Und der zweite Bruder ſetzte den Becher aufmerkſam auf den Tiſch — er hatte auch das ſeltſame Liedlein gehört — und ging zur Thür der Schatzkammer hin, blinzte durch das Schlüſſelloch hinein und ſah darin eine Menge kleiner Männchen in bunten flimmernden Röckchen mit Augen von Edelſteinen und ſchweren goldenen Wämſern; die ſprangen alle aus den Geldtruhen luſtig heraus, da die ſchweren Deckel geöffnet ſtanden

und klimperten mit den Goldſtücken, hingen ſich die blinkenden Ketten, die drinnen lagen, um die Bruſt, ſetzten ſich die hellen Diamanten auf die Mützen und tanzten ſeltſam umher, wobei ſie bald das Gold, bald die koſtbaren Geſchmeide in die Höhe hielten, und wie zur Schau einluden. Der jüngſte Sohn aber blieb ruhig beim Tiſche ſitzen, las in einem alten Buche und theilte nicht die Begier ſeiner Brüder, die mit glühenden Blicken immer auf und nieder gingen und mitunter laut ſprachen:

„Wie es lockt, wie es klingt!“ begann der Älteſte, „da „hätten wir ja wohl mit einem Griff Alles, was unſer Herz be„gehrt, und dürften nicht mehr verachtet und armſelig neben den „reicheren Junkern und Rittern einhertreten und jagen. Ja, wie „Mancher, dem wir jetzt zum Geſpötte ſind, zöge dann, tiefer ſich „neigend, vor uns den Hut. Und das Alles könnten wir mit ein „paar Griffen haben!“ — Und der zweite Bruder ſprach darauf: „Unſer Vater iſt alt und mürriſch; denkt er denn ewig zu leben, „und ſeine Schätze und Koſtbarkeiten bis zum jüngſten Tag „aufzubewahren? Sie gehören uns ſo gut als ihm; — was „ſtehen wir denn alſo lang' an? — Haben wir einmal irgend „einen Wunſch, ſo ſchlägt er ihn uns ab; wollen wir einmal „auch Luſt und Freude, ſo mißt und wiegt er uns die Biſſen zu, „wie Brod bei der Hungersnoth. Sein Vergnügen iſt nur, das „unſrige zu zerſtören und zu verbittern, ſeine einzige Luſt, die „unſrige zu ſchmälern oder ganz zu hemmen! Das iſt unnatür„lich und wider alles Recht, denn die Schätze gehören uns ſo „gut, als ihm.“

Sie ſprachen hierauf noch Mehreres insgeheim, und redeten immer leiſer und in ſich verſunkener, ſo daß ſie gar nicht bemerkten, wie ihr jüngſter Bruder während ihrer Geſpräche ſich aus dem Saale geſchlichen hatte und wieder hereingekommen war. — Endlich ſprach der Älteſte zum zweiten: „Du haſt Recht, lieber Bruder! Masdittel iſt gut und leicht. Wir theilen redlich, und die Todten können ja nicht aufſtehen und reden, oder wider uns zeugen.“

Darauf hielten ſie ihre Schwerter an der Seite feſt, und gingen zu ihres Vaters Schlafgemach; zu dem Jüngſten aber ſprachen ſie: „Du, halte die eichene Schatzkammerthür gut im Auge, wir kommen bald wieder und dann ſoll das traurige Leben ein Ende haben.“ Damit gingen ſie fort. Der jüngſte Bruder aber ſaß geruhig bei ſeinem Buche und las aufmerkſam in den alten Hiſtorien und Reimen weiter.

II.

„Tod und Hölle! wir ſind verrathen! die Peſt dem Schurken auf den Hals, der uns den Streich geſpielt!“ ſo rief der älteſte Bruder, als er bleich und athemlos in den Saal zurückkehrte. — „Wo iſt der Wicht?“ rief der Zweitgeborne, „reiß ihm das Herz aus! — daß ihn die Hölle! er hat uns verrathen und dem Alten geplaudert! Und nun ſitzen wir da mit der Beſcheerung und können die Schätze hüten, wie verzauberte Zwerge,

bis der Granbart wieder kemmt, und uns die Ruthe verhält, Kieſel für Diamanten hinzählt und Blut für Gold."

„Die That war ſo leicht zu vollbringen," unterbrach ihn der Älteſte, „und wär' ſie gethan, keine Seele hätte darnach gefragt; aber daß wir ſie blos dachten und nicht auch vollbrachten, das Eine untergräbt uns den Boden, daß wir auf leicht überdecktem Abgrund hinwandeln, wo jeder Schritt uns den Tod bringen kann. Mord und Peſt, daß es mißlang!" —

„Was lärmt ihr ſo, liebe Brüder?" fiel ihm jetzt der Jüngſte in's Wort.

„Ah, biſt du da? Regſt du dich, Schlange, die uns verdirbt?" ſprach der zweite Bruder, „du biſt's, der uns verrathen hat! Nun, wart'! Blut iſt Blut; du haſt dem Alten das Leben gerettet, daß er entfliehen. Wir nehmen das deinige. Mach's kurz, bet' ein Vaterunſer!" —

„Blick' nicht ſo ſtarr und unwiſſend um dich!" ſprach der älteſte zu ſeinem jüngſten Bruder, „geſteh's nur ein: du haſt dem Vater zur Flucht geholfen; aber Roſen ſoll's dir nicht bringen!"

„Noch euch die That," ſprach der Jüngſte frei und offen zu ſeinen Brüdern. „Ich geſteh's gerne, ich habe eure ſchändlichen Anſchläge belauſcht, ſie dem Vater verrathen und ihm zur ſchnellſten Flucht verholfen. Sucht bis an's Ende der Welt, und ihr werdet den Flüchtling nicht finden. So, jetzt durchſtoßt mich. Iſt's ein Bubenſtück, was ich gethan? verzeih' mir's Gott! Nun was zögert ihr noch, mich umzubringen? Gebt mir den Tod!"

So ſprach der Jüngſte, und ſein zweiter Bruder hatte bereits ſein Schwert bis zur Hälfte gezogen, um ihn auf ewig zum Schweigen zu bringen; aber der Älteſte faßte ihn wild lachend und doch bebend beim Arm, und rief: „Laß den Knaben! Im Grunde fordern wir nur Blut um Blut und des Alten Blut iſt doch nicht gefloſſen; auch hab' ich," fügte er ſchauernd hinzu — „ein Grauen, Blut fließen zu ſeh'n."

„Du biſt ein ſchwachherziger, erbärmlicher Narr!" — erwiederte ihm der Zweite.

„Sag', was du willſt," verſetzte ihm der Älteſte, „aber als wir über unſers Vaters Schwelle traten, war mir, als ſähe ich einen Cherub Wache davor halten, ganz gekleidet in Blut, der hielt ein blutiges Schwert in der Fauſt, und ſein Auge war Flammen! und mir war's, als berührte er mit dem Blutſchwert meine Stirne und ſpräche und ſchriebe darauf: „Du ſollſt Vater und Mutter ehren!" — Mir aber brannte die Schrift auf der Stirn und der Todesſchweiß ſtand mir darauf. Als ich ihn aber abwiſchte, war's Blut. Ich könnte kein Blut ſehen, ohne daß ich an dieſe Worte dächte. Darum, Bruder! tödt' ihn nicht mit dem Schwert!"

„Meinethalben nicht mit dem Schwert," rief der zweite Bruder, „aber ſterben muß er! Leben um Leben, das unſre gilt uns mehr. Sperre ihn in den Thurm, ſo hoch als keine Leiter reicht, und keines Menſchen Ohr ſein Geſchrei hört. Da mag er ſein Faſten lernen; vielleicht geſchieht's, daß er bei lebendigem Leibe ſtirbt. Wer kann dafür? Wenn die Vögel des Himmels

an ſeinem Fenſter vorbeifliegen, und ihn aus Mitleid äßen, dann ſeien wir keiner Gnade mehr theilhaftig im Himmel und auf Erden; bis dahin guten Appetit, ſchwatzhaftes Knäblein! Er ſprach's, und ſie ſchleppten den jungen Knaben den hohen Thurm hinan in ein enges Gemach, das höchſte des ganzen Thurmes, wo nur die Vögel des Himmels vorüber flogen, und kein menſchliches Ohr von unten ſein Geſchrei hören konnte, und keine Leiter hinaufreichte.

III.

Der alte Graf ging als Flüchtling auf ſeinem eignen Lande; als er nun drei Tage lang gegangen war durch Wald und Flur, bei Nacht und Nebel, ſtand er an der Grenzmark ſeiner Grafſchaft, blickte noch einmal zurück auf ſein Eigenthum und weinte dann heiße Thränen und ſprach: „Iſt denn irgend Einer elender als ich, der vor Kurzem ſich noch den Geſegnetſten nannte? Nichts mein eigen auf der ganzen weiten Welt, als meine Thränen; der wilde Wald iſt mein Nachtquartier, die Furcht mein Roß, die Verfolgung mein Begleiter, und in meinem Herzen der Speer, die unendliche Liebe, die ich zu Denen trug, welche mich jetzt verfolgen, zu meinen ungerathenen Kindern, und denen ich noch immer nicht fluchen will. O! ein Vaterfluch reicht über Kinder und Kindeskinder hin! — Herr, vergib ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie mir gethan! — Hab' ich doch noch einen ſüßen Troſt, daß mich eine Seele liebt, und

das iſt auch mein Kind, mein jüngſtes.“ — Bei dieſen Worten runzelten ſich die Brauen des Alten in ſchwerer Beſorgniß, und er ſprach: „O, du mein treuer Sohn, daß du doch ferne biſt, und vielleicht um meinetwillen von den falſchen Brüdern verfolgt wirſt! Es ſteigt mir eine neue ungeheure Angſt im Herzen auf um mein jüngſtes Kind, ſo, daß ich wohl Flügel haben möchte, um bei ihm zu ſein, und meinen jüngſten Sohn an meinem Herzen zu ſchirmen, daß ihm kein Leid geſchieht.“

Wie der Graf dieſes ſprach, ward ihm immer unheimlicher zu Muthe, und die Zweige des Waldes, worin er ſtand, bebten und flüſterten durcheinander; die alten Föhren ſchüttelten ihr grasgrünes Haar und wackelten bedächtig mit den Häuptern. Die Waſſer aber, die da vorüberfloſſen, brauſten immer heiſerer, und dann war es wieder, als tauchten aus den Wellen Klagetöne empor, die über die Blumen des Ufers hinzitterten, daß dieſe ihre Kelche bald auf- und bald zuſchloſſen, als hätten ſie großes Herzleid, was ſie klagen möchten.

Auf einem hohen Eichenbaum war aber ein Neſt voll Schwalben, zu denen eben die Mutter mit Atzung heimgeflogen kam; dieſe ſang zu den Jungen, welche emſig und liebevoll zur Mutter zwitſcherten, alſo:

„Ich hab' ihn geſeh'n, ich hab ihn geſeh'n,
Jung Knabe muß ſchrecklich zu Grunde geh'n;
Sie haben ihn in hohen Thurm geſperrt,
Kein Menſchenohr ſein Klagen hört.
Und weil er gerettet ſein Väterlein,
Nun woll'n ſie ihm rauben das Leben ein.

Es bringt ihm Keiner Speis und Trank,
So ſitzt der Knab' drei Tage lang.
Er ſitzt dreißig Klafter in der Höh',
Der Hunger thut weh, der Hunger thut weh!"

So ſang die Schwalbenmutter, und äzte dann ihre Jungen. Der alte Graf aber zerraufte ſeinen grauen Bart, und zerſchlug ſich die Bruſt im raſenden Schmerz, und ſprach: „Bis ich dahin käme, iſt der Knabe wohl längſt todt! O, warum hab' ich keine Flügel, um zu ihm zu fliegen! — All' ihr himmliſchen Mächte! wär' ich ein Pelikan, wie gern rizte ich mir mit dem ſcharfen Schnabel die Bruſt auf, und leztе den Knaben mit meinem Herzblut vor'm Hungertod! und wie er den Wunſch ausgeſprochen hatte, fühlte er ſich plözlich von der Erde emporgehoben, und wie von Flügeln getragen; jezt ſchwebte er bereits über dem Eichbaum, wo die Schwalbenmutter ihre Jungen ſpeiste, und immer höher ging's jezt fort im ſauſenden Fluge. Und als er von der Höhe auf die Fläche hinabſah, erblickte er ſein Eigenthum und ſeinen Leib befiedert, ſein Haupt war zum Pelikanskopf umgewandelt, und ſein dunkler Mantel flatterte hoch in Lüften als ein Flügelpaar.

IV.

Im Thurme lag der jüngſte Bruder, die Wange bleich, das Auge tief eingeſunken, rüttelte an den Stäben des Fenſters und ſprach in Thränen: „O, hätt' ich doch nur einen Tropfen

Thau, um mich zu laben, oder eine Krume Brod, wie ich ſie oft hinter die reiche Tafel warf! oder wüßt' ich doch nur, was meinem armen flüchtigen Vater für ein Schickſal geworden iſt? Gern möcht' ich ja ſterben, wüßt' ich, daß Er lebt! Wie mag das Leben doch ſo ſüß ſein, wo draußen in der freien Gotteswelt Alles ſich freut und lebt, die Blumen blühn, und die klaren kriſtallnen Brünnlein luſtig rinnen, wo der Frühling in reicher Luſt Tafel hält, und Alles, Alles geladen iſt zur Luſt, die aus vollen Schüſſeln geſchmauſt wird, und aus blühenden Kelchen getrunken. Und ich muß hier Alles leben ſeh'n, und verſchmachten, und ſterben in meiner Jugend; kein Menſchenherz hört unten mein Wehklagen, meine Noth; und wenn ſie's hörten, keine Leiter reicht hier herauf, und ſelbſt kein Vöglein fliegt vorüber, das mir, wie der milde Rabe, Speiſe und Trank brächte in meine Wüſte."

Wie der junge Knabe dieſe Worte geſprochen hatte und von Neuem zu ſeufzen und zu klagen begann, hört er's plötzlich draußen rauſchen und flattern, und wie er zum Gitterfenſter trat, und den Kopf durch daſſelbe neugierig ſteckte, ließ ſich der Pelikan am Geſimſe nieder, und ſah ihn wehmüthig an, der Knab' ihn wieder; dann ſprach dieſer: „Ach, du getreuer Pelikan! wie freut es mich, daß ich doch ein Weſen ſehe, das Mitleid hat, und mich heimſucht vor meinem Tode; denn ich bin matt zum Sterben, und habe nicht Speiſe noch Trank, um mein Leben zu friſten."

Wie er dieß ſprach, ſah er, daß der Pelikan die Flügel

auseinander ſchlug, und mit dem Schnabel die Bruſt aufritzte, ſo lang, bis das helle Blut daraus ſprang. Der junge Knabe neigte ſich an des Vogels Bruſt, und ſog daraus begierig, bis er erquickt war, und weinte dann eine Freudenthräne, und dankte dem Himmel für dieſe neue Friſtung ſeines Lebens. Da begann der Pelikan, anfangs ſüß und leiſe, dann aber zürnend immer wilder unheimlich zu ſingen und zu kreiſchen, bis er endlich in klaren Worten zur Sprache kam, und alſo redete:

„Du haſt mein Herzblut getrunken, mein Schmerzensſohn, und hätteſt du mein Leben getrunken, ſo wär's mir lieb, damit du am Leben bliebſt, denn alſo iſt geſchrieben worden: „Du ſollſt Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebeſt und es dir wohlergehe auf Erden!“ — Das haben auch deine Brüder gehört, aber die Worte drangen nicht in ihr Herz, und darum ſchüttle ich auf ſie den Fluch von meinen Schwingen, und jeder Tropfen Blutes, der dir zum Segen ward, werde ihnen zum Fluche. Als ſie mich ermorden wollten, habe ich ihnen verziehen; aber, nun ſie dir nach dem Leben trachten, meinem Schmerzenskinde, werfe ich ihnen den Vaterfluch auf's Haupt.“

Da klang's durch den Thurm und das Schloß, wie ein Ziſchen und Kreiſchen von hundert Stimmen, es flatterte wie von allerlei grauſenhaften Geſtalten, der Sturm heulte um die Zinnen des Thurms, und brach Stein um Stein, bis das Dach des alten Gemäuers zerfiel, und die ſchweren eiſernen Gitterſtangen dröhnend zerſprangen, wie dürres Holz. Der Pelikan ward aber immer größer und größer, ſchwang ſich zu dem Knaben

hinein, faßte ihn an ſeiner Bruſt, die Flügel ſchwangen ſich wie ein ungeheuer großer Faltenmantel um Beide, und trugen ſie ſauſend fort.

V.

Die beiden ältern Brüder ſtanden noch vor der feſten eichenen Schatzkammerthür, und rüttelten daran mit aller Gewalt. Drei Tage ſtanden ſie davor bei Tag und bei Nacht, und verſuchten ſie immer zu öffnen; doch war es umſonſt. Nicht Hammer noch Beil vermochte ſie aus den Fugen zu bringen. Die Brüder aber ſtanden mit Ingrimm davor, ihre Augen glühten wild und ſtarr, ihre Haare waren hoch aufgeſträubt, der Mund krampfhaft verzerrt, die Wangen leichenfahl; ſie hatten die drei Tage, als ſie ſtanden und rüttelten, im Eifer und Grimm nicht Speiſe noch Trank verkoſtet. Jetzt aber erſcholls furchtbar wie ein Donner aus dem Gemach, die Thür barſt in zwei Hälften und aus den offenen in die Deckel gelehnten Truhen ſtarrte und glotzte das Gold ſammt allen den Schätzen glühend und blutig ſie an. Die ſeltſamen Geſtalten, die ſie früher lockend und ſingend erblickt hatten, hüpften auf den Goldhaufen drohend herum, alle in blutfarbenen Wämſern, und die Diamanten und Rubinen funkelten wie Blut. Die Zwerge tanzten und ballten ihnen dann die Fäuſte entgegen, und hohnlachten bald, bald ſchienen ſie auf die Beiden loszuſtürmen, bald war's wieder, als wär' Alles eitel Gaukelwerk und verſchwunden. Draußen aber

vor dem Fenſter ſchwebte der Vater im rothen Dämmerſchein und hielt ſeinen jüngſten Sohn im Arm; der große Mantel ſchlang ſich um Beide, und ſchien ſie im Sturm zu tragen. Der Vater ſprach kein Wörtlein; aber er ſtarrte die Söhne an; — die ſtanden regungslos, wie ſteinerne Bilder, die Hand vor's Auge haltend, an der Schwelle. Da flammt es mit Einemmale hell in's Gemach; — ein Blitz! — und die Beiden lagen todt an der Schwelle.

Die Abenteuer des Policinello.

Erſtes Capitel.

Der gute Pierrot in ſeiner Jacke mit den großen weißen Knöpfen, in ſeinen weißen Beinkleidern und mit ſeinem weißen Geſicht ſaß an einem Kreuzweg, weinte ganz jämmerlich und klagte alſo: „Wehe mir! Es iſt gar keine Freude auf der Welt. Mein Todfeind, Policinello, ſtört mir all' meine Ruhe und Behaglichkeit. Ich möchte mir gleich aus Verzweiflung den Hals abſchneiden, wenn es ſich mit einer Bratwurſt thun ließe. Ich möchte mich dort an jenem Baum aufknüpfen, aber da kömt' ich halt gar den Schwindel oder den Schnupfen bekommen. Das beſte wird ſein, wenn ich mich an dieſem kleinen Flaſchenkeller voll Wein vergreife, den ich meinem Herrn Pantalone ſtipitzt habe. Die Ärzte ſagen ja, daß der Wein Gift iſt;

gut! ich will mich vergiften!" Und damit ſetzte er richtig die erſte Flaſche an den Mund.

„Das Gift wirkt noch nicht recht," rief er aus, als ſie geleert war. „Ich muß die Doſis verdeppeln." Nachdem er die Doſis nicht blos verdeppelt, ſondern deppelt verdreifacht hatte, bis es auf dem Felde und in ſeinem Kopfe dunkel geworden war, verfiel er in einen tiefen Schlaf, ſo daß die Grasmücken, welche neben ihm auf ſehr zierlichen Tiſchen und Bänken von jungen Grashalmen eben ihre Abendmahlzeit hielten, einige Male zitternd emporfuhren und hin und her wackelten; denn er ſchnarchte ſo ſtark, wie ein Sturmwind. Die Grasmücken hüllten ſich in die feinen Decken, welche ihnen der Alteweiberſommer auf ſeiner letzten Reiſe mitgebracht hatte und ſchliefen ein, und eine tiefnächtige Dunkelheit lagerte ſich über der ganzen Gegend und nur manchmal ſtieß der Kiebitz ſeine Klagen aus; die Eule ſelbſt, welche doch bis ſpät nach Mitternacht zu ſtudieren pflegt, löſchte heute die zwei glühenden Lichtſtümpchen früher aus. Inzwiſchen träumte Pierrot, als läge er unter einem Tiſch voll der duftigſten Braten, die mit den wohlſchmeckendſten Trüffeln geſpickt waren und köſtliche Maccaroni hingen ihm gerade über ſeinen Lippen, bis er ſie ſchon zu erhaſchen glaubte. Inzwiſchen kam aber (ſo träumte ihm) der tückiſche Policinello auf beiden Händen gekrochen, ſchlug dann plötzlich ein Rad, ſtellte ſich ſtatt auf die Beine auf ſeine Naſe, und begann nun alle die Maccaroni zu einem dichten Netze zu verweben, in welchem ſich Pierrot immer feſter und feſter verwickelte. Mit ſeiner großen Zehe zog

er ſtets eine über die andere langſam zu ſich. Endlich war der Knoten fertig; Pierrot lag in dem Netz von Maccaroni gefangen und ſein Gegner Pelicinelle hüpfte in allerlei ſeltſamen Sprüngen quäckend fort, indem er bald wie eine Kreuzſpinne eine Menge krummer Beine weit von ſich ſtreckte, bald wie der Paradiesvogel einen langen farbigen Schweif ſtatt der Füße gebrauchte. Endlich war Pelicinello verſchwunden, und indem Pierrot ſich aus den Schlingen loszumachen ſtrebte, entdeckte er plötzlich ſtatt der Maccaroni eine Unzahl feiner Stecknadeln, welche mit den kleinen gelben Knöpfen ihm winkten und hüpfend und tanzend eine Art von Krone um ſein Haupt bildeten. So träumte dem armen Pierrot; da erwachte er und getraute ſich kaum aufzuſtehen. Als er es endlich doch wagte, entdeckte er über ſich einen hellgrünen Himmel und um ſich vier verſchiedenfarbige Berge mit Schlöſſern. Auf dem erſten, einem roſenfarbenen, ſtand ein veilchenblaues Schloß mit ſaphirnen Zinnen; der zweite Berg war ſchwarz, und auf demſelben erhob ſich eine hochgelbe Burg mit blaſſen topaſenen Thürmchen; der dritte Berg, über und über mit Futterklee überwachſen, trug ein milchweißes Schloß, welches trotz ſeinen erdfarbenen Ringmauern wie ein großes Wirthſchaftsgebäude ausſah; der vierte Berg war ganz wie von Kriſtall, auf dem ſich ein ſeltſames Licht in vielfachen Ranten und Ranten ſpiegelte. Auf dem Berge aber ſtand ein gläſernes Schloß mit einer Menge ſcharfer Ecken.

„Ah, aber das iſt kurios! Wo bin ich denn eigentlich?“ rief Pierrot ein über das andere Mal ſtammelnd aus, und rieb

ſich die Augen, indem er ſchlaftrunken über ſeine eigenen Füße ſtolperte. „Es iſt wahrhaftig gut, daß ich nur träume!“ ſprach er dann ganz leiſe, und zählte die großen runden Knöpfe an ſeiner Jacke, um nachzurechnen, ob er wache oder träume. Und wirklich wachte er; doch es war derſelbe hellgrüne Himmel, der über ſeinem Haupte hing, und den er eben im Schlafe geſehen, und die vier verſchiedenfarbigen Berge waren auch da mit den abſonderlichen Schlöſſern. O, welche höchſt ſeltſamen Verwicklungen des Zufalls!“ ſeufzte er, und faltete die Hände, indem er das Haupt ſinken ließ, und geraume Zeit ſinnend war, ſo daß er nicht merkte, daß neben ihm plötzlich ein ſtattlicher Reiter ſtand, bis dieſer ihm auf die Schultern klopfte und ihn alſo anredete: „Ausgezeichneter weiſer Mann, den ein gütiges Geſchick in unſer Land ſandte, habt Ihr erſonnen, was die Trauer ende, und was den Zauber vernichte, und auflöſe alle Fibern unſerer Seele in verhallende Jubelſeufzer?“ — „O, welche höchſt ſeltſame Verwicklungen des Zufalls!“ ſeufzte Pierrot, noch ganz gedankenlos nach dieſer Anrede, welche er ganz verdutzt angehört hatte. „Ich ſehe, daß Ihr unſer Schickſal in den Sternen leſt,“ fuhr der Reiter fort. — „Ihr irrt Euch,“ erwiederte Pierrot gemächlich und ſeufzte nochmals: „Ich denke gerade an die ſchönen Maccaroni —“ „Marokkane wollt Ihr ſagen,“ fiel ihm der fremde Reiter in's Wort (deſſen Äußeres dem guten Pierrot höchſt ſeltſam vorkam, denn der Cavalier war etwas magerer Leibesbeſchaffenheit, trug ſtrimmvebene Beinkleider und ein ebenſolches Wams, und ritt auf einer ungeheuer großen Nachtigall, welche

ſeine Worte mit melancholiſchen Melodien begleitete) „Mareſkane wollt Ihr ſagen,“ fuhr der ſeltſame Reiter fort, „denn in der That ſo heißt unſere arme Prinzeß.“ — „Ach Gott! Was kümmert mich die arme Prinzeß?“ erwiederte Pierret, „es gibt auf der ganzen Welt keinen Schneider, der ärmer wäre, als meine Armuth.“ — „Das iſt das Urtheil des Weiſen,“ verſetzte der Cavalier.“ — „Ja wohl,“ fiel ihm Pierret in's Wort, „ſelig ſind die Armen am Geiſte! die Reichen ſind aber noch ſeliger.“

Pierret hatte kaum dieſe Worte ganz ausgeſprochen, als eine unabſehbare Reihe von ſchwarzgekleideten Herren ſich von dem roſenfarbenen Berg herabbewegte, alle mit rothgeweinten Augen und blutigen Herzen, ſo daß Pierret unwillkürlich von Betrübniß mitergriffen wurde. Eine Menge naßgeweinter Sacktücher wehte matt und traurig ſtatt der Fahnen; ſo arg weinten ſie.

„Wehe uns, wehe uns!“ ſeufzten die Herren mit den wunden Herzen alleſammt.

„Ja wohl, wehe uns!“ ſtöhnte Pierret, welcher unwillkürlich von der allgemeinen Trauer ergriffen ward, und hielt ſeinen breiten Filzhut unter die Augen und weinte hinein. Das dauerte lange Zeit, bis endlich Pierret, ganz müde geweint, den einen Cavalier, welcher unter dem Camiſol gleichfalls ein rothes, wundes Herz trug, ganz beſcheiden alſo anſprach: „Sehr anſehnlicher Cavalier, hochzuverehrende und hochrothe Herren! Ich möchte lieber ein Dutzend Fliegen zum Mittagsmahl

ſpeiſen, wie ein Laubfroſch, oder lieber in einem Stückfaß voll Wein untergehen, als dieſen Schmerz noch einmal ertragen." Er ſetzte nach dieſen Worten ſeinen Hut auf, ſo daß die Thränen, welche er in denſelben geweint hatte, hervordrangen und ihm auf's Neue ſtromweiſe über Wangen und Naſe rannen. „Meine hochverehrten Herren!" fuhr er nach dieſem neuen Beweis ſeiner Rührung fort: „Ihr bemerkt, wie ich mit meinem Schmerz auskomme; und nun habe ich die einzige Bitte an Euch, mir zu erklären, warum wir denn eigentlich alleſammt ſo traurig ſind?"

„Das ſoll augenblicklich geſchehen!" verſetzte der berittene Cavalier; „hört nun den Grund unſerer Leiden." Alle traurigen Herren hatten indeß ihre thränenfeuchten Schnupftücher ausgebreitet und ſetzten ſich auf denſelben in einen Kreis um Pierrot umher. Der Sprecher aber hielt von der Nachtigall herab folgende Anrede:

„Wir ſind ſämmtlich Ritter eines unvergleichlichen Königs, welcher nicht nur Eigenthümer jenes roſenfarbenen Berges und veilchenblauen Schloſſes, ſondern auch einer höchſt anmuthigen Prinzeſſin Tochter iſt. Was ſage ich! Iſt!? War! muß ich ſagen. Nicht wahr, meine edlen Herren?"

„War! War! das iſt die Wahrheit!" ſprachen die Hochverehrten ſeufzend. „Wie es zuging, daß dieſes Iſt zum War wurde," fuhr der Sprecher fort, „das ſollt Ihr alſogleich erfahren. — Se. Majeſtät, unſer zärtlicher König, trägt nämlich das Herz nicht blos auf der linken Seite, ſondern auch auf dem rechten Flecke, und liebt ſeine Prinzeſſin Tochter, königliche

Hoheit, mit ſolcher inbrünſtigen Liebe, daß alle andere Liebe eigentlich nichts iſt, oder auch, ſo zu ſagen, eine mit Thränen ausgelöſchte Schrift, ein Sieb gegen die Liebe, mit welcher der hohe liebende Vater die geliebte Tochter in liebevoller Liebenswürdigkeit umfängt. Dieſe Liebe war es, welche den Königen der drei benachbarten Berge Anlaß gab, die Liebe ſeiner Majeſtät, unſers geliebten Königs, eine Affenliebe und ihn ſelbſt, weil ſein Herz beſtändig in namenloſen Regungen pocht, den Herzkönig zu benennen; wonach auch wir getreue Unterthanen die Inbrunſt unſerer Herzen in heiligem Feuer lodern laſſen. Aber auf Erden iſt kein Glück beſtändig; denn die Liebe, und folglich auch das Glück der Liebe, gebiert ſtets den Haß, der Haß die Rache, die Rache aber das Unglück; alſo gebiert das Glück das Unglück, und das war es eben, was ich mit kurzen Worten andeuten wollte. Um aber unſer Unglück vollſtändig zu begreifen, müßt Ihr wiſſen, werther Fremdling, daß am fernen Rande jenes grünen Horizonts der berühmte Wald gelegen iſt, welchen man vor lauter Bäumen nicht ſieht; in dieſem Walde ſteht ein ganz aus Hirſchgeweihen erbautes gothiſches Schloß, und in dieſem Schloß wohnt ein gewaltiger Zauberer, deſſen Beſchreibung Ihr mir erlaſſen werdet, da Ihr wahrſcheinlich die Merkmale eines ſolchen ohnehin kennen werdet. Zu den charakteriſtiſchen Kennzeichen und Eigenſchaften eines Zauberers gehört nämlich, wie Ihr wiſſet, eine gewiſſe höchſt unanſtändige Grauſamkeit, und um dieſe vollſtändig darzuthun, wandelt der Freiherr von Mond (ſo heißt jener Böſewicht) zum Beweis ſeiner

freiherrlichen Rechte, bisweilen als Hirsch, und zwar als Ein=und=zwanzig=Ender umher, weil (nach der Meinung eines weisen Mannes) sieben in einund=zwanzig dreimal enthalten ist, und er alsdann die Gewalt hat, als eine dreifache böse Sieben umher=zuwandeln. Will er jedoch diese mystische siebenfache Dreiheit nicht anziehen (weil er eben denkt, als einfacher Böswicht genug zu sündigen), so wandelt er als ein menschlicher Hörnerträger umher."

Hier machte der Redner seufzend eine Pause, welche von der Nachtigall mit einem unzebener langen Triller ausgefüllt wurde. Nach Beendigung desselben fuhr der Cavalier also fort:

„Der Neid unserer königlichen Nachbarn, noch mehr aber das Bedürfniß nach Liebe, selbst in der Brust eines Unmenschen, welcher füglicher ein Thier genannt werden könnte, veranlaßten den Freiherrn von Mond, sich die vielgeliebte Tochter unseres angebeteten Königs, Prinzessin Marokkane, königliche Hoheit, zum Opfer seiner liebenden Grausamkeit oder vielmehr seiner grausamen Liebe zu erkiesen. Liebe forderte er! Woher aber soll Liebe stammen, wenn der Liebende nicht liebenswürdig ist? Doch, unsere königlichen Nachbarn schürten die Flamme. Der Freiherr begann an einem schönen Sommerabend, als die Sterne gerade den Schnuppen hatten, seine Wanderung zur Brautschau nach allen vier Schlössern auf diesen vier Bergen, in welchen vier Könige herrschen, von denen zu bemerken ist, daß sie vier Töchter besitzen. Zuerst gelangte er auf den Kristallberg, wo der König Carreau thront, welcher sammt seiner Tochter und allen

ſeinen Unterthanen das Unglück hat, von Glas zu ſein. Obgleich nun dieſe Eigenſchaft gewiß in ſo fern von Vortheil iſt, daß alle jene Weſen die Naſe nicht zu hoch tragen dürfen, aus Furcht der Hinfälligkeit und menſchlicher Gebrechlichkeit; — ſo brachte doch die beſagte gläſerne Natur der Kronprinzeſſin den Nachtheil, daß der tyranniſche Freier ſie alſogleich durchſchaute. Der Freiherr von Mond trat daher ſeine Wanderung zu jenem milchfarbenen Schloſſe an, welches auf dem mit Futterklee überwachſenen Berge ſteht, und verlangte Audienz. Man wies ihn in einen ehrerbigen Saal, aus dem ihm ſo ſeltſame und unerwartete Anzeichen entgegenduftеten, daß er ſchon wähnte, ſich im bezeichneten Orte geirrt zu haben; — denn als er in den Audienzſaal eintrat, gewahrte er eine lange Doppelreihe von goldenen Krippen und in deren Mitte einen zierlichen Springbrunnen, von Jaspis ummauert, welcher nach jeder Seite hin ſeine luſtigen Waſſerſtrahlen entſandte. Neben einer herrlichen veilchenblauen Kuh aber, welche ihres Gleichen nirgends hat, ſaß auf einem ſilbernen Schemel die holde Prinzeſſin mit einem diamantnen Milchnuber im Schooß, und beſchäftigte ſich mit dem ſüßen Geſchäft des Rahmens. Es war ein ſehr dickes Fräulein mit rothen Backen, und ſah aus wie eine Schweizerin. Der Freiherr von Mond machte ihr juſt ſein Kompliment, als ihm plötzlich ein runder, alter Herr, welcher, mit der Krone auf dem Haupte und einem landwirthſchaftlichen Werkzeug in der Hand, eingetreten war, etwas lebhaft mit dem Scepter auf die Schulter tippte, und die Worte beifügte: „Guten Abend, lieber Mond!

Weiß ſchon, mein werther Freiherr! daß Ihr gekommen ſeid, um meinen prächtigen Kleewuchs und meine ſelbſterzeugten rieſenhaften Zwergbirnen zu ſehen! Na, ſoll mich freuen, ſoll mich freuen!" — „Ich weiß in der That nicht," erwiederte der Freiherr verdutzt, „was Ihr von Eurem Kleewuchs und den ſelbſterzeugten rieſenhaften Zwergbirnen ſprecht; ich komme vielmehr, Eurer werthen Prinzeſſin Tochter meine Aufwartung zu machen, indem ich, von der Gewalt der Liebe bezwungen, auf die Brautſchau gewandert bin!" „Freut mich in der That," verſetzte der alte Herr, der niemand anderer war, als der Treffle-König, „ich wette, meine Dreifelderwirthſchaft wird Euch befriedigen. Ich habe alſo hiemit die Ehre, Euch hier ſowohl meine zwanzig Stück Milchkühe als auch mein Fräulein Tochter vorzuſtellen." „Ich bin entzückt," rief der Freiherr von Mond verlegen, und wich dem Treffle-König gerade noch zu rechter Zeit aus, als ihm dieſer ein dickes Buch übergeben wollte, worin er ſeine landwirthſchaftlichen Bemühungen und Ausarbeitungen zur Veredlung der vaterländiſchen Rindviehzucht aufgezeichnet hatte. Der Freiherr von Mond war indeſſen den dritten Berg, den ſchwarzen, hinaufgeſtiegen, auf welchem die hochrothgelbe Burg ſtand, und das erſte menſchliche Weſen, das er ſah, war ein gewaltiger Portier, der dem Zauberer die Pike entgegenſtreckte. „Wer iſt Er?" fragte der höfliche Pikenträger. „Schweig'! ſchamloſer Bube!" rief der Freiherr von Mond entrüſtet, „ich bin ein Bote des Jagdjunkers von Mondſchein, und möchte die Dame ſeines Herzens ſehen." „Nur über meine Leiche geht Dein

Weg," ſchrie der Pikenträger; — inzwiſchen aber trat der König ſelber heraus; er war vom Kopf bis zur Ferſe in eine ſchwarze Rüſtung gekleidet, hatte ein gewaltiges Schlachtſchwert an der Seite und eine lange Pike in der Hand. An ſeiner Seite ſtand die Prinzeſſin mit einem Köcher auf dem Rücken, woraus ſie, ſchlau lächelnd, eben einen Pfeil nahm, deſſen Spitze ſie prüfte. „Was iſt Euer Begehren?" fragte der König den unbekannten Freier, und die Prinzeſſin maß ihn mit ſtolzen Blicken. „Freiwerben für meinen Herrn, der im Walde haust!" antwortete der liſtige Freiherr von Mond. Der König aber rief hinwieder: „Sind denn nicht mehr Könige auf dieſen vier Bergen? Und ſind nicht alle reicher denn ich, da ſie einhergehen in diamantenen Leibern, und üppige Saaten überſchauen, und Herzen beſitzen, wie ſie ſich rühmen, während mein Berg aus unfruchtbarem Baſaltgeſtein ſich erhebt, und meine Armuth in ſchnöden ſchwarzen Waffen einhergehen muß. Aber wehe Euch allen, deren Schätze ich lüſtern ſehe, und mit den lechzenden Blicken verſchlingen möchte. Ihr aber gehet hin zu dem, der Euch ſandte, und ſaget ihm von mir dieſe Botſchaft: Wenn er macht, daß dieſe drei Könige ſich wider ihren Willen wechſelſeitig befehden (denn ich habe, ſo zu ſagen, eine Pique auf ſie alle) erſt dann und nicht eher ſoll es ihm erlaubt ſein, bei meiner Tochter ſelbſt anzufragen um ihren Willen."

Die Tochter des Königs aber ſprach nach den Worten ihres Vaters: „Von mir ſaget dem Jagdjunker von Mondenſchein, daß ich verher drei Dinge ſehen muß. Zuerſt möchte ich nämlich

die Tochter des gläſernen Königs, welche bis jetzt in farbloſer Gleichgültigkeit unverwandelt (was man dem phlegmatiſchen Temperament zuſchreibt), vor Ärger alle Farben ſpielen ſehen; dann wünſche ich, daß der Tochter des Treffle-Königs und ihm ſelbſt alle Freude auf Erden verderben würde, was ſehr leicht zu erreichen wäre, wenn erſtere gezwungen wäre, ſtatt der Viehzucht Verſe zu machen, was ihr die gläſerne Prinzeſſin ſehr übel nehmen würde; — endlich begehre ich, daß die Tochter des Herz-Königs, welche mir die verhaßteſte von allen iſt, durch ein Weſen getödtet werde, von dem ſie geliebt wird, durch ein Weſen wieder zum Leben erweckt werde, das ſie haßt, und ein Weſen lieben müſſe, das ſie verabſcheut. Wenn dieſe drei Wünſche meiner Seele erreicht ſind, dann will ich dem Jagdjunker meine Hand reichen." — „Schönſte der Damen!" rief der tyranniſche Freiherr nach dieſen Worten, entzückt von den Reizen der Königstochter; „ſchönſte der Frauen! Dein Wunſch braucht Roth! und Roth kennt zwar ſonſt kein Gebot, aber das meine ſoll ſie kennen." Darauf zog er einen glänzenden Ring vom Finger, ſchleuderte ihn im Tummel der Luft weit von ſich, und rief dazu die Worte nach allen vier Winden: „Sei frei, ſei frei aus dem diamantenen Ei, worin du lagſt gefangen mit Bangen, Confuſius! windfüßiger Geiſt! — Thu', wie mein Spruch es dich heißt; verwirre alles in Nebeldunſt, meiner Liebſten zu Willen; denn um ihre Gunſt muß ich das Begehrte erfüllen. Fliege hin und her, fliege kreuz und quer. Das Ei thue ſich auf, flügle den Lauf! Du biſt frei!" Als der mächtige Zauberer dieſen Spruch

gethan hatte, flog es auf ſchillernden Fledermausflügeln im Sturmwind heran und der zwerghafte Geiſt Confuſius ſchwebte über ihren Häuptern, auf einer Grille reitend, um welche ſich ſeine aalförmigen Füßchen ringelten, eine Eierkrone trug er auf dem Köpfchen. Er rief, indem er ſich im Flug, wie eine Schwalbe, beſtändig im ſelben Kreiſe drehte, zu dem Staunenden hinab: „Ich bin frei, ich bin frei! — Meiſter! Du haſt es dumm vollbracht, denn keine Macht bringt mich wieder zurück in's Ei. In meinem ſchnellen Lauf, — ſieh' her! — Deinen Ring, den Du wegwarfſt, ich kleines Ding, verliebter Zauberer! ich hob ihn auf. Seitdem ich ſaß auf dem Thurm zu Babel, wo ich gemüthlich mit meiner Mutter, der Fabel, mein tauſendjähriges Frühſtück aß, freut mich nichts baß, als ohne Unterlaß zu reiten auf meinen Grillen, ſchwirrend und verwirrend, darum thue ich auch jetzt deinen Willen, doch nicht auf's Gebot, nein! freiwillig und ohne Noth." Nach dieſen Worten verſchwand der Geiſt Confuſius und es zeigte ſich nach einiger Zeit bald, daß er wirklich in Erfüllung ſeines Verſprechens ſehr thätig geweſen war. Der Freiherr von Mond aber empfahl ſich höflichſt und wanderte nach Hauſe. Als er bei dieſer Gelegenheit, in Liebesgedanken an die Tochter des ſchwarzen Königs, auch an dem roſenfarbenen Berge und dem veilchenblauen Schloſſe vorbeiſpazierte, dachte er, daß es ſich doch auch der Mühe verlohne, den geprieſenen Gegenſtand des Neides, unſere vielerwähnte Prinzeſſin Marokkane, flüchtig zu beſehen. Wie ward ihm jedoch, als ihm beim Eintritt in das Schloß unſeres geliebten Königs unſer lauter

Klageruf entgegenſcholl; denn ſein voreilig, im Liebestaumel ausgeſprochener Fluch und die Geſchäftigkeit des raſtloſen Geiſtes Confuſius hatten die Unglückſelige bereits getödtet. Allein was kann das einen Zauberer kümmern, der noch obendrein ein Tyrann iſt?! Der Herzloſe trat daher in das Schloß des Herzkönigs und in das Trauergemach, wo die todte Prinzeſſin Marokkane auf dem Katafalk lag. Der unglückliche Vater rang die Hände und wir troſtloſe Cavaliere knieten auf den ſeidenen Schnupftüchern rings umher. Nun aber, als der Freiherr die Todte erblickte, vom Zauberſchlaf gefeſſelt, den er zu löſen zu ohnmächtig war, da erwachte in ihm das Mitleid, die Reue, die Liebe, ja die unwiderſtehliche Gewalt der letztern hatte den Unausſtehlichen ſo verwandelt, daß er, die Tochter des ſchwarzen Königs jetzt ganz vergeſſend, wie in wahnſinniger Liebesgluth auf die Todte hinſtürzte, und ihre kalten Lippen mit heißen Küſſen bedeckte. „Halt ein!“ rief der König, „und entweihe nicht die todte Unſchuld, deren Leben du im leichtſinnigen Taumel vernichtet haſt; — laſſe ſie ruhen, beſchienen von den traurigen Todtenkerzen der Sterne.

„Das Grab iſt tief und ſtille
Und ſchauerlich ſein Rand,“

begann ſeine Majeſtät hierauf mit Thränen zu deklamiren, als der Barbar die Todte mit beiden Armen anfaßte, aus dem goldenen Sarge hob, und dem weinenden Vater zurief: „Wer hemmt meine Liebe? Ich will ſie beſitzen und ewig vor mir ſehen, wär's auch nur als Leiche, und keine Macht ſoll mich

daran hindern!" Hierauf that er einen mächtigen Zauberſpruch, drückte die Leiche feſter an ſeine Bruſt und verſchwand mit ihr aus den Augen aller Anweſenden. Nun hält er alſo die Leiche unſerer armen Prinzeſſin Marokkane auf ſeinem aus Hirſchgeweihen erbauten gothiſchen Schloß, im innerſten Gemach, das kein lebendes Weſen auſſer ihm betreten darf; denn auf der Schwelle hält ein groſſer Hirſch, ein Einundzwanzig-Ender, Wache; und im Gemache ſelbſt wird Jeder, der hineintritt und den Zauber nicht bezwingen kann, in ein wildes Ungethüm verwandelt. Die Prinzeſſin Marokkane aber ſitzt mitten im dunklen Saal auf einem goldigſtrahlenden Stuhl mit einem Roſenkranz in den Haaren und einem Blumenſtrauß am Buſen, welchen der rennmüthige Tyrann täglich mit ſeinen Thränen befeuchtet; geſchmückt mit hellem Gold und funkelnden Edelſteinen, weiß und roth, wie ein Bild aus Wachs, die Lippen halb zum Sprechen aufgeſchloſſen, doch kalt und ſtarr. Zu erretten aber iſt ſie (wie uns ein weiſer Zwerg verkündete, der in dem zwiſchen den vier Bergen gelegenen See unter den Wellen wohnt), wenn ein unbekannter Fremdling ein muthiges weibliches Weſen in das Gemach führt, und drei Roſen aus dem Kranz ihres Hauptes herausnimmt; dieſe drei Roſen aber verleihen dem weiblichen Weſen zugleich die getreue Anerkennung ihres Werthes und zugleich die vollendetſte Ausbildung ihrer Geſtalt vor den Augen aller Welt. Und nun, werther Fremdling, den ein gütiges Geſchick hierher ſandte, ſträubt euch nicht länger; denn wenn wir auch ein ſolches weibliches Weſen noch nicht gefunden haben, wie

das Orakel begehrt, ſo glauben wir doch, daß das Orakel ſich am Ende in die Umſtände finden wird, ſo daß wir hierüber wohl in keiner Verlegenheit ſein dürften, daß ihr allein das Werk vollbringen könnt; Ihr wiſſet nun die Geſchichte unſerer Leiden."

„Dabei dürfte Einiges zu bedenken ſein!" ſprach Pierrot nach der langen Standrede des Cavaliers; „es iſt keine Kleinigkeit, alle Anforderungen eines capriciöſen Orakels zu befriedigen. Ich möchte eben ſo gut einen geräucherten Schweinskopf auf den Achſeln tragen, oder mich mit einer Maccarone erhängen, ſtatt des Strickes, oder ſtatt meiner Naſe eine Bratwurſt über meinen Mund herabhängen haben, als eine lebendige Dame in die Geſellſchaft einer todten bringen, und zuſchauen, wie die erſtere drei Roſen aus dem Kranze zieht, womit die zweite geſchmückt iſt. Was nützen mir drei Roſen? Kann ich den Geruch verdauen, oder werde ich dadurch ſatt, daß eine Todte lebendig wird? Kurz, ich kenne keinen Schneckenliebhaber, der weniger Luſt hätte, in einem verzauberten Schneckenhäuslein Prinzeſſinnen zu erlöſen und Mittagsmahle zu verſäumen, als meine Wenigkeit."

O, vortrefflicher Mann! höchſt weiſer Fremdling!" ſeufzte nach dieſen Worten mit bethränten Augen der Herzkönig, welcher indeſſen ganz langſam herangekommen war, — „was würdet Ihr ſagen," fuhr er fort, „wenn ich Euch bäte, in meine königlichen Dienſte als Verkoſter zu treten? Sollte Euch dieß Anerbieten meiner tiefgerührten Seele nicht zu bewegen im Stande ſein? — O, meine Tochter! mein Kind! Wie iſt doch Alles

hienieden eitel! Warum ſollteſt du allein nicht eitel ſein auf dein Gemüth und ich auf deine Zärtlichkeit? doch unerbittlich ſind des Schickſals Mächte. Tochter! Tochter! ſiehe, wie mein Herz bricht, daß ſeine beiden Hälften ſich in meine Thränen, wie in Mäntel hüllen."

„Ew. Majeſtät ſind unübertrefflich im Sentimentalen," rief der eine Cavalier nach dieſer Stelle aus, welche auch unſerm Pierrot, deſſen Herz von der Gutmütigkeit des Königs und dem Anerbieten des neuen Amtes erweicht und überredet war, folgende Worte auspreßten: „Majeſtät! wenn nun einmal geweint ſein muß, ſo will auch ich es nicht ſparen, mein Seel! ich denke, mein Herz ſei gleichfalls zerſtückt, wie eine angeſchnittene Hammelskeule und meine Thränen rinnen ſo unmäßig, daß ich mir nicht blos einen Mantel, ſondern eine ganze Livrée, aus Jacke und Beinkleidern beſtehend, daraus kann anmeſſen laſſen."

„Mein Sohn!" verſetzte der König gerührt, „du mußt deinen Styl verbeſſern, denn die Anlage iſt da, nur neigt ſie ſich ein wenig zu Übertreibungen. Und nun noch einmal frage ich dich, willſt du das große Werk vollenden?"

„Bei meinen Thränen!" erwiederte Pierrot, und zwei Zähren ſo groß wie Fleckkugeln rannen aus ſeinen Augen; „ich bin ganz Ew. Majeſtät ergebenſter Diener, wenn es nur mit der Beſtallung des Vorkoſtens bei Tiſch ſeine Richtigkeit hat."

„Gewiß!" war des Königs Antwort: „O, es iſt doch tröſtlich, Herzen zu finden, die uns verſtehen! Mein Segen ſei mit Dir!"

Inzwiſchen entſtand auf dem Kreuzwege, auf welchem ſich der Herzkönig mit ſeinen Cavalieren und Pierrot als neuer Würdenträger befanden, ein ſeltſames, verworrenes Geräuſch wie von raſſelnden Waffen und gemiſchten Stimmen, dazwiſchen aber hörte man Flüche und hocherhobene, gleichförmig-ſingend deklamirte Weiſen, auch wirbelte Staub wie von Roſſeshufen empor. „Wehe uns, was für ein neues Mißgeſchick bricht über uns herein?“ rief der Herzkönig in der Angſt ſeines Herzens — „auf, Ihr Getreuen! ſchließt Euch an, vertheidigt Euern Herrſcher, denn ich erkenne die Feinde, es ſind die neidiſchen Nachbarfürſten; — erhebt Euch zu Schutz und Trutz!“ — „Wir leben und ſterben für unſern Herrn!“ riefen die ſentimentalen Ritter und ſuchten während dieſer Worte den ſchleunigen Rückzug zu dem königlichen Schloſſe auf dem roſenfarbenen Berge zu gewinnen, indem ſie als Grund davon angaben, daß ſie die Waffen zur Vertheidigung holen wollten.

Inzwiſchen war das Gewühl von allen Seiten herangerückt, und der erſtaunte Herzkönig gewahrte Se. Majeſtät den Treffle-König, der ſeiner Prinzeſſin Tochter wackelnd auf den Ferſen folgte, welche mit gelöſtem Haar und unordentlichem Gewand unfreiwillig eine Menge Verſe rezitirte, während von der andern Seite die gläſerne Prinzeſſin herbeikam, vor Ärger alle Farben ſpielend; hinter jeder Dame wogte ein dichtes Gefolge von Cavalieren, welche ſich wechſelſeitig drängten und ſtritten, das Feld für ihre Gebieterinnen zu behaupten. „Möchte man nicht vor Ärger zerplatzen, wenn man auch nicht von Glas wäre!“ rief die

Carreau-Dame, und ſchleuderte mit Ingrimm ihren viereckigen gläſernen Kopfputz vom Haupte zu Boden, ſo daß die Kanten und Ranten deſſelben in tauſend Splitter zerſprangen, deren jeder noch im letzten Augenblick alle Farben ſpielte. „Ich flehe alle Götter um die ſüße Gabe des Liedes an, und dieſe meine Nebenbuhlerin iſt gezwungen, den ganzen Tag Verſe zu machen, während ſie von nichts träumt, als von Rüben und Milch, und während ſie, ſtatt auf die Füße zu denken, keinen andern Gedanken im Kopfe trägt, als den an den Kopfſalat. — Auf! Ihr, meine Ritter! ſtürzt hin auf die Verwegene, ergreift die Nebenbuhlerin!“

„O, meine verehrteſten Damen!“ fiel jetzt der Herzkönig zitternd und leiſe den Streitenden in's Wort, „wäre es denn nicht beſſer, wenn Eure Debatten in Frieden abgemacht würden?“

Aber in demſelben Augenblick hatte ein ſchnellbeſchwingter Bolz, von der Pique-Dame abgeſchoſſen, indeſſen den rechten Fleck getroffen, auf welchem er ſein Herz trug. Die Ritter der drei Damen ſtürmten nun von allen Seiten gegeneinander, ſo daß Pierrot, welcher bisher einen ruhigen, aber zugleich auch hungrigen Zuſchauer abgegeben hatte, jetzt Beſorgniß fühlte, ſtatt ſeines neuen Amtes, als Voreſſer, ſelbſt ein Voreſſen für den Tod zu werden. Während er jedoch darüber nachſann, hatte ihn auch bereits die Pique-Dame feſt am Arme gefaßt, und ihn mit den Worten: „Ha! du biſt das Werkzeug, das ich ſuchte! folge mir oder du ſtirbſt!“ blitzſchnell aus dem Gewühl fortgezogen. Die Ritter aber kamen nun in's Handgemenge; —

immer dichter ward das Gewühl des Kampfes. Eine rieſenhafte Staubwolke ließ Freund und Feind nicht mehr unterſcheiden;— über Allen aber ſchwebte lächelnd, auf ſeiner Grille reitend, und mit den Fledermausflügeln unaufhörlich flatternd, der Geiſt Eoniuſius.

Zweites Capitel.

In dem großen Walde, den man vor lauter Bäumen nicht ſieht, wiegte ſich ein ſeltſames Weſen in den dicken und breiten Blättern, welche aus dem wunderbar geformten Stamm eines Palmengewächſes im dichten Kreis hervorwuchſen. Ein buntgeſtreiftes knappes Gewand umſchloß einen unförmlichen, zweihöckrigen Leib, und eine ungeheure Naſe blickte unter einem dreieckigen, gleichfalls buntgeſtreiften Hute hervor, als der Herr des Forſtes, der Freiherr von Mond, von der wilden Jagd heimkehrend, das eingeſchachtelte Weſen erblickte und mit folgenden Worten anredete: „Was willſt du in meinem Revier? wie biſt du hergekommen?“ — Verzeiht!“ quäckte Policinello (denn dieß war die erwähnte ſeltſame Geſtalt), „was ich hier wollen ſoll, weiß ich nicht, und wie ich hiehergekommen bin, weiß ich — aufrichtig zu geſtehen — auch nicht! — „Du biſt ein ſchlauer Strick,“ verſetzte der Freiherr. — „Ja wohl,“ erwiederte Policinell, „und ſo viel ich ſpüre hat die Natur aus mir einen Knoten geſchlungen. Aber wie ich hiehergekommen, das reicht, ſo

viel ich weiß, auf Folgendes hinaus, was ich Euch erzählen will, wenn Ihr anders Luſt habt, es anzuhören."

„Erzähle!" rief der Freiherr, und ſetzte ſich, an den Stamm jener Rieſenpflanze gelehnt, auf den Raſen nieder; über ſeinem Haupte aber machte ſich's Policinello, eng zuſammengeknäult, bequem. Er ſchien in ſeiner jetzigen Lage nicht ſo hoch wie ein Knäblein, und begann folgendermaßen von ſeinem Blätterſitze herab zu erzählen:

„Ich bin weit von hier in einem ſchönen Lande geboren, wo der Himmel nicht grün, ſondern blau ſich über den Häuptern der Bewohner wölbt. Die Leute daſelbſt haben die Eigenthümlichkeit, daß ſie zu Mittag vom Schlafe aufſtehn, am Abend zu Mittag eſſen, und am Morgen ihr Abendbrod ſpeiſen. Die Geſchäfte des Tages theilen ſich in Eſſen und Schlafen, und die der Nacht in Schlafen und Eſſen, mit dem Unterſchied, daß man bei Tage ißt, um zu ſchlafen, und zu Nacht ſchläft, um zu eſſen."

„Das iſt ein ſeltſames Land!" rief der Freiherr, und blickte unglaubig zu dem Sitze des Erzählers empor, gerade in ſelbem Augenblicke, als der letztere mit ſeiner linken Hand aus einer rothgeſprenkelten Zauberfrucht zwei Tropfen Saft auspreßte, ſo zwar, daß der Freiherr von Mond, der den Druck nicht beachtet hatte, ausrief: „Alle Wetter! mich dünkt, es will heute früh Abend werden, denn gerade fielen mir zwei Thautropfen in meine beiden Augen."

„Um die Erzählung von meiner Herkunft kurz zu faſſen," fuhr Policinello fort, „muß ich Euch eröffnen, daß ich eines

Abends in einem großen Garten von einem ungewöhnlichen Schlaf überfallen wurde."

„Alle Hagel! mir widerfährt's eben jetzt nicht anders!" ſprach der Freiherr und gähnte dabei. Polichinello fuhr aber folgendermaßen fort:

Um dieſes dringende Bedürfniß ungeſtört zu befriedigen, wußte ich kein anderes Mittel, als daß ich mich in einen großen hohlen Kürbiß ſetzte, welcher neben einer großen Ciſterne lag. Ich knäulte mich daher zuſammen, ſo gut ich konnte, begab mich in den Kürbiß und ſchloß die Augen. Nicht lange ſtand es an, ſo träumte ich ganz plötzlich, als wäre ich gefallen, tief, tief unter die Erde in ein brauſendes Waſſer; und ob ich mir gleich im Traum dachte: „Thor! du träumſt nur!" — ſo war's mir doch, als fühlte ich meine Naſe von einer ſtarken Quetſchung im Fall mächtig angeſchwellen. „Du biſt ein Narr," dachte ich mir im Traum, und im Traum kann man ſich natürlich manches denken, wovon man ſich ſonſt nichts träumen ließe. — Bald darauf war mir, als wänden ſich plötzlich aus der innern Höhlung des Fruchtkernes, in dem ich lag, eine Menge grüner Händchen hervor, welche wie Faſern und wie weit entgegengeſtreckte Ketten ausſahen und mich in meinem Schlafgemach feſthielten, und bis in alle meine Glieder hineinwuchſen. Ich dachte mir wieder im Traum: „Nun, da wäre wieder ein Gimpel gefangen"; und bald darauf kam es mir vor, als würde ich in großen und weiten unterirdiſchen Gängen eine Menge ſchlanker Vögelchen gewahr, welche den Fruchtkern, in dem ich lag, mit den langen ſpitzigen

Schnäbeln hin und her, in die Kreuz und Quer rollten. Endlich träumte ich gar nichts mehr, und mußte alſo ſtill gelegen haben, denn mittlerweile hatte, wie ich entdeckte, der Kern Wurzel geſchlagen, und es war die Rieſenpflanze aus der Erde gewachſen und mit dieſer zugleich ſah auch ich das Sonnenlicht wieder. Das aber merkte ich jedenfalls, daß ich lang geſchlafen haben mochte."

Policinello blickte nach dieſem Schluß ſeiner Erzählung auf den Freiherrn von Mond hernieder, welcher während derſelben eingeſchlafen war. „O, tragiſches Loos!" rief Policinello aus, als er jenen ſanften Schlummer bemerkte und ſich zugleich über die einſchläfernde Kraft jener zwei Tropfen erfreute. „Ich will nicht häßlich ſein," fuhr er leiſer fort, „wenn dieſer Nimrod nicht der dümmſte Jäger iſt, der je einen Bock geſchoſſen hat. Ich kann es zwar nicht gerade von der Bruſt herausſagen (denn dieſes geſtattet mein Höckerchen nicht), daß dieſer verliebte Zauberer nicht alle fünf Sinne beſitzt. Aber holla! ich will durch ſeine Rechnung einen Strich machen wenn auch keinen Gedankenſtrich, weil Tyrannen überhaupt keine Gedanken haben, denn ſonſt müßten ſie bedenken, daß es bedenklich iſt, verliebt zu ſein. Und ſomit Gott befohlen, langweilige Verſtellung und verſtellte Langweiligkeit! Inzwiſchen will ich doch vor allem dieß ſeltſame Haus beſuchen und Acht haben, ob mich dieſer Talisman, dem ich die ſchlafbringenden Tropfen entpreßte, ſchirmen mag."

Indem Policinell den Fuß über die Schwelle ſetzte, grunzte ihm ein wohlgemäſtetes Schwein wehmüthig entgegen, deſſen

Kopf, als ob es bei irgend einem feſtlichen Anlaß auf der Tafel eines Wohlſchmeckers prange, drei allerliebſte Roſen in der Schnauze trug.

Policinello ſtutzte anfangs über die unvermuthete Begegnung, tanzte aber dem ſeltſamen Thürhüter, ſo künſtlich als er konnte, entgegen, drehte ſich endlich eine Zeitlang auf dem rechten Bein, ſchlug in demſelben Augenblick ein höchſt zierliches Rad und entwikelte dann folgende Betrachtungen in einer Anrede:

„Verehrtes, wohlgebornes Schwein! Es iſt noch immer ein bedeutender Unterſchied zwiſchen einem klaſſiſchen Schwein und einem klaſſificirten Schwein; welcher Widerſpruch und Abſtand ſich jedoch aufhebt, wenn man von dem allgemeinen Begriff „Schwein" den beſondern eines Schinkens herauszieht. Was Dich betrifft, gutes, gemüthliches Schwein! ſo möchte ich Dich zu den klaſſificirten rechnen, wenn Deine Bildung mir nicht klaſſiſch ſchiene. Es iſt jedoch immer hiebei zu bedenken, daß ich eigentlich über Dich gar nichts denken ſoll, als daß Du ein Schwein biſt. Und dieſe Beweisart wäre jedenfalls zu empfehlen, wenn es überhaupt nothwendig iſt, etwas zu beweiſen."

„Welche ſchöne Roſen!" dachte Polieinelle nach der Standrede, indem er die Roſen in der Schnauze des gemüthlichen Schweines betrachtete. „Mich reizen dieſe Roſen; es iſt eine zarte Anſpielung in dem Geruch einer Roſe auf mein blühendes Leben und Ausſehen. Ein Schwein ſoll ſie am Ende doch nicht in der Schnauze tragen!" Mit dieſem Entſchluß nahte er ſich, eine Pirouette tanzend, dem Schweine und griff nach den Roſen.

Betroffen fuhr er jedoch zurück, als er ſich beim Griff die Finger verbrannte und nun bei genauerer Betrachtung gewahrte, daß ihn ſeine Sinne getäuſcht haben mußten, denn das Schwein trug jetzt ſtatt der Roſen ein flammendes rothes Herz in der Schnauze. „Willſt du mich ſchrecken, Gaukelei?“ rief er erzürnt aus; „ich zittre nicht ſo leicht vor Angſt als vor Froſt, und wenn mich auch der Talisman nicht mehr ſchützt, ſo ſchirmt mich meine Häßlichkeit noch immer genugſam.“ Mit dieſen Worten ergriff er raſch das Herz, entriß es dem gemüthlichen Ungeheuer und wollte in das Innere des Palaſtes. Als er durch einige lichtloſe Gänge gewandelt und eine Treppe auf- und niedergeſtiegen war, welche ſich unter ſeinen Tritten bald hoben, bald ſenkten, ſtand er endlich vor einem ſchmalen Pförtchen, welches er mit aller Gewalt aufdrückte, während ſich im ſelben Augenblick, als er durch daſſelbe eintrat, die Wölbung der Thüre, welche aus Geweihen erbaut war, mit tauſend Spitzen auf ihn herniederſenkte und ihn tauſendfach zu durchbohren drohte, indem auch aus dem Boden tauſend ſcharfe Geweihe emporwuchſen und von beiden Seiten gleichfalls, ſo daß er plötzlich gefangen war. „Willſt du mich ſchrecken, Zauberei?“ rief jedoch Policinello entſchloſſen. „Mit nichten! Und ſollt' ich im nächſten Augenblick ſterben, was liegt daran? meine Naſe iſt unſterblich, denn ſie iſt länger, als je einem Verliebten eine gedroht wurde. Ich muß hinein; mich drängt eine mächtige Gewalt.“ Zu gleicher Zeit arbeitete er ſich mit einem Druck beider Höcker hindurch, und hielt das flammende Herz in der einen Hand, in der andern ſeinen Talisman;

und ſchnell war er jetzt in den Saal getreten. In der Mitte des Saales aber, welcher von einem ganz ungewöhnlichen Glanz erhellt war (denn er hatte keine Fenſter, durch welche das Tageslicht hereingedrungen wäre), ſaß auf einem goldenen Thronſtuhl, an ein ſammtnes Purpurkiſſen zurückgelehnt, die Prinzeſſin Marekkane im reichſten Gewande, eben von einem leiſen Schlummer erwachend. Um ihre Bruſt hatte ſie einen goldenen Mantel geſchlungen, und ihre Hand fuhr in ſanfter Bewegung gegen das geſchloſſene Auge, gleich als wollte ſie fragen, wie ſie ſo plötzlich erwacht ſei und ob ſie geträumt habe.

„Schönſte Prinzeſſin!“ ſprach Policinello voll Entzücken, „ich grüße Dich in Demuth; denn Dein Antlitz iſt wie das Morgenlicht, und Deine Geſtalt blendet mich, gleich als blickte ich in einen flammenden Talisman.“

„Weh' mir, welche Mißgeſtalt!“ rief die Prinzeſſin entſetzt: „Willſt Du mich tödten, Häßlichſter der Sterblichen! — ſo thue es in Eile, wende Dich von mir.“

„Es nützt nichts, wenn ich mich umdrehe, edle Prinzeſſin!“ antwortete Policinello, „ich habe hinten einen eben ſo unſörmlichen Höcker wie vorne und bin daher auch hinter'm Rücken nicht liebenswürdig.“

„Tödte mich!“ ſeufzte die Prinzeſſin, und blickte ihn, wie vom Pfeil getroffen, halb zärtlich, halb mit Widerwillen an.

„Wer ſpricht von Tod?“ verſetzte Policinello, „ich möchte wohl vergehn in ſüßem Liebestod, denn ich habe ja Dich geſehn, und wenn Du mich, wie billig, verachten mußt, ſo bin ich doch

ſelig geweſen, und begehre alſo nicht mehr zu leben. Du aber mußt blühen und leben. Drum empfange hier eine köſtliche Gabe, den Talisman."

Er näherte ſich der Prinzeſſin Marekkane, als dieſe mit einem Angſtgeſchrei ausrief: „Tritt die Schlange nicht, weh' mir, wenn ſie Dich in die Ferſe ſtäche!"

„Was ſagſt Du?" lispelte Policinelle, in ſüßem Taumel ſchwelgend: „Wo iſt die Schlange?"

„Siehſt Du die ſchwarze Schlange nicht?" verſetzte Marekkane, „wie ſie heimtückiſch um meinen Thron ſich ringelt? Aber ihr iſt widerfahren nach Rechten."

„Du machſt mich ſtaunen, holdeſte Prinzeſſin," erwiederte Policinelle, „was hat es mit dieſer Schlange für eine Bewandtniß?"

„Darüber kann ich Dir nur kargen Beſcheid geben," war die Antwort der Prinzeſſin! — „was ich weiß, beſchränkt ſich auf Folgendes: „Ein böſer Zauberſchlaf überfiel mich urplötzlich in meines Vaters Burg; es war mir, als ſchlöſſe eine gewaltſame Macht mit einemmale meine Augen, und nun zogen wunderbare Geſtalten vor den Blicken meiner Seele vorüber, während ich ohnmächtig gefeſſelt lag und reden wollte, während ein höchſt ſeltſames Weſen ſtets auf bunten Fledermausflügeln vor meinem Antlitz zu ſchwirren ſchien und mir jedes Wort vom Munde nahm, welches ich im Traume ängſtlich aus der Kehle preſſte. Aber vor mir wallte und webte es in allerlei Formen, die ſich bald in rankende Pflanzen endeten, bald in ſtattlicher Schlankheit

vor meinem innern Auge hüpften, jetzt langgeſtreckt, jetzt eng zuſammengekauert, jetzt lang, jetzt übermäßig breit, dann wieder wie zu wirbelnden Fäden mahſehbar geſponnen. Seltſam genug, daß auch Deine Züge, Fremdling! aber in edler Geſtaltung, mir in mancherlei Bildern vorüberſchwebten. — Nach geraumer Weile jedoch war mir's, als dämmerte der Morgen, und als ſängen fröhliche Vöglein:

„Du trauriz Menſchenherz,
Wach' auf im Maienduft!
Um Deinen tiefen Schmerz
Webe den Blütenduft.
Wir, die Dich wohl verſteh'n,
Mögen den Schmerz nicht ſeh'n
Schüttle die Flüglein frei
Im hellen Mai."

„Und es war mir dabei, wie die Vöglein dieß ſangen, als müßte ich zwei Schwingen entfalten und fortfliegen in die weite Welt, denn um's Herz war mir ſo leer und öde, wie im Kerker; da erwachte ich hier in dieſem Saal, und es kam mir vor, als hätte ich (noch halb im Traum) zwei menſchliche Geſtalten geſehn, ein weibliches Weſen, ähnlich der neidiſchen Prinzeſſin des ſchwarzen Berges, und einen mir unbekannten tölpelhaften Fremdling. Als ich mir aber das Auge rieb, war es nichts als eitles Hirngeſpinnſt und ich gewahrte nur dieſe ſchwarze Schlange, welche ſich um den Thron ringelte, auf dem ich ſaß, und in meiner linken Bruſt fühlte ich einen ſtechenden Schmerz, und wie ich

unwillkürlich nach jener Seite griff, fühlte ich mein Herz nicht mehr pochen; — fort iſt es nun, und ich habe nichts als meine namenloſe Sehnſucht, die meinen armen Kopf bethört; — das iſt das Vergebniß mit der Schlange."

„Es iſt gewiß die neidiſche Prinzeſſin geweſen," verſetzte Polichinello nach dieſer Erzählung der Prinzeſſin Marokkane, „keine andere als die neidiſche Prinzeſſin des ſchwarzen Berges war's, welche vermuthlich bereits ſo viele Leute ihr Leben hindurch verſchwärzte, daß ſie zuletzt ſelbſt vor Galle ſchwarz ward und aus Neid zur Schlange ſich verkrümmte. Doch hier iſt ein Talisman, den ich in meiner Wiege fand, und der ſchon einmal ſeine Kraft bewährte. Hieher, Schlange! ringle Dich zum zierlichen Halsband, Dir ſoll Deine Stelle werden. Du aber, ſchönſte Prinzeſſin, empfange hier Dein Herz wieder, welches ich einem unwürdigen Würdeträger noch hellflammend entriſſen. Verachte mich, tödte mich, doch werde ich nie aufhören, Dich zu lieben."

Er überreichte nach dieſen Worten der Prinzeſſin Marokkane das pochende Herz, welches ſchnell als eine ſchneeweiße Taube ſeiner Hand entflog und unter den goldenen Mantel der Prinzeſſin ſchlüpfte. — Die Königstochter aber erhob ſich von ihrem goldnen Sitz und ſprach: „Herzlichen Dank für das wiedergebrachte Herz! werther Fremdling! eile mit mir zu meinem Vater, dem Herzkönig, der dich aus vollem Herzen dafür belohnen wird."

„Den ſüßeſten Lohn vermag er mir doch nicht zu geben!"

lispelte Pelicinelle galant. Die Prinzeſſin aber wandte ſich und ſprach für ſich ganz leiſe: „Wenn der Fremdling nur nicht gar ſo häßlich wäre.“

„Laß uns im Triumphe eilen,“ rief endlich Pelicinelle, „denn in dieſem Schloſſe ſcheint es nicht geheuer, und die Sterne ſind uns günſtig.“

Nach dieſen Worten faßte er die zuſammengeringelte Schlange mit der Linken und bot ſeine rechte Hand der Prinzeſſin, welche vom Thron herabſtieg und mit ihm das Schloß verließ. Vor der Schwelle aber ſaß noch immer feſt ſchlafend der Freiherr von Mond. Pelicinelle trat vor ihn hin und hängte ihm die ſchwarze Schlange wie ein maſſives Halsband um, indem er dazu mit Salbung ſprach: „Gleiches mit Gleichem! Nehmt meinen Segen zu eurer Verbindung!“

In dem Thale zwiſchen den vier Bergen breitet ſich ein großer ſpiegelheller See aus, in welchem der Zwerg wohnt, der den Orakelſpruch gethan hatte. In der Mitte des See's aber, auf welchem die vier Könige gewöhnlich ihre Luſtfahrten unternahmen, ſtanden vier prachtvoll verzierte Schiffe, von denen bei zweien die Maſtbäume mit ſchwarzen Wimpeln geziert waren. Zwiſchen allen vier Schiffen aber waren tragbare Brücken gelegt. „Weh' mir!“ ſprach der Herzkönig, der ſich auf dem einen Schiffe befand, — weh' mir! Ein unglücklicher Vater ruft alle Elemente zu Zeugen ſeines Schmerzes auf. Ihr Wellen, Ver-

wandte meiner Thränen, warum ſtürmt ihr nicht im lauten Schmerz aufheulend? Du, ferne Erde, warum gibſt du deine Todten nicht heraus — und reiſſt nur meine Klagen? Wie ſoll ich dich anklagen, du träge Luft, daß du nicht in Nordſtürmen hinbrauſeſt und alle Bäume des finſtern Forſtes entwurzelſt, und alle Grundfeſten des Zauberſchloſſes, das mein Kind umfängt, wirbelnd zuſammenſchlenderſt? Du aber, Gluth des Blitzes, faz' an, biſt du ſo theuer, daß der Donner dich zu ſparen gedenkt in den Tagen meines Schmerzes?"

„Halt ein!" rief der ſchwarze König ihm von ſeinem Schiffe herüber; „habe ich Dir Dein Glück beneidet, ſo beneide ich Dich auch um Deinen Jammer. Du ſollſt nichts haben zum alleinigen Beſitz. Komm' her, Du ſtolzer Nachbar, und ſchaue, wie ich gleichfalls leide. Auch ich habe mein Kind verloren, auch ich trage ſchwer, ſchwer an meinen Sorgen, aber es iſt eine ſüße Bürde, da Dir die Luſt benommen iſt, Dich mit dem Alleinbeſitz eines Schmerzes zu brüſten."

„Wer wagt es, mir dieß zu ſagen?" erwiederte der Herzkönig entrüſtet; — „bei allen Thränen, die auf Erden vergeſſen werden, warum raubſt Du mir meinen Schmerz, wie mein letztes Gut? Was kann es Dich kümmern, wenn ich traure? Und die Trauer iſt doch meine einzige Wonne."

Da rief der Treffle-König von ſeinem Schiffe aus, worauf er aus väterlicher Beſorgniß ſeine Milchkühe mitgeführt hatte: „Sieh' her! auch ich vergehe in Schmerzen, wenn ich meine alten Kühe betrachte, welche, ſeitdem meine Tochter Verſe macht, den

ſieben magern Kühen in Egypten ähnlich werden. Ach! ſeitdem meine Tochter Verſe macht, ſteht der diamantene Zuber leer, und Niemand hört meine landwirthſchaftlichen Abhandlungen mehr an, wenn ich nach den Mühen des Tages mich damit beſchäftigen will, zur Veredlung des Menſchengeſchlechts meine Ausarbeitungen über die Veredlung der vaterländiſchen Rindviehzucht vorzuleſen! Weh' mir! Weh' mir!"

„Was ſollen alle Deine Klagen gegen die meinen!" ſprach endlich der Carreau-König. Was nützt mir nun meine Bemühung, die weibliche Natur zu erforſchen und zu durchſchauen, wenn meine Tochter jetzt alle Farben ſpielt? O, ihr kurzſichtigen Thoren! Ich habe am meiſten zu klagen, denn durch meine Noth leidet das ganze Menſchengeſchlecht, weil die Aufklärung leidet. Was nützt mich jetzt das Studium Kant's, wenn ich keine Kante im Gehirn meiner Tochter mehr, ohne geblendet zu werden, anblicken kann? Wehe! Wehe! Wehe!" —

Allmählig hatten alle vier Könige ihre Schnupftücher herausgezogen, das roſenfarbene, ſchwarze, grüne und durchſichtige, und weinten alle zuſammen, aber jeder auf ſeine Manier.

Inzwiſchen bot ſich auf dem Spiegel des See's ein ſeltſamer Anblick dar. In weiten Wellenfurchen ſchwamm nämlich eine große Muſchel wie ein Wagen heran, beſpannt mit einem gleichfalls ſchwimmenden Schwein; über der Muſchel aber erhob ſich ein Baldachin, der von glänzenden Korallenſtangen getragen war. In der Muſchel ſaß die Prinzeſſin Marekkane, lebendig und wunderſchön, und zu ihren Füßen lag Policinelle, deſſen

Häßlichkeit neben der überaus herrlichen Anmuth der Prinzeſſin Marokkane noch einmal ſo abſcheulich war. „Meine Tochter!“ rief der Herzkönig, als er ſie von weitem erblickte. Trau' ich meinen Augen? Ja! Du biſt's —“ Er wollte ihr entgegeneilen, ſein getreuer Cavalier aber hielt ihn gerade noch zur rechten Zeit zurück, indem er ihn unterthänigſt erinnerte, daß das Waſſer keine Balken habe. —

„Hier bin ich!“ rief Marokkane, als die Muſchel ganz nahe herangekommen und ſie in das Schiff ihres Vaters geſtiegen war; „und hier iſt auch mein Retter, dem ich mein Herz ſchenkte und, wenn du einwilligſt, geliebter Vater, auch meine Hand!“

„Wo iſt der Retter?“ fragte der Herzkönig, indem ſeine Augen ſuchend bald das gemüthliche Schwein trafen (welches zitternd ſich bemühte, aus den Wellen loszukommen, und wehmüthige Töne von ſich ſtieß), bald wieder den ſcheu zuſammengekauerten Policinelle. „Hier iſt er!“ rief Marokkane und reichte dem Policinello ihre Hand. „Wie? dieſes Scheuſal?“ rief der Herzkönig; „eher ſoll er den Tod umarmen, als Dich.“ — „In der That! eher den Tod, als die Prinzeſſin!“ rief nun auch der Pique-König, den das Glück ſeines Nachbars ſchon gewaltig verdroß, „eher den Tod! wohlgeſprochen, mein weiſer Nachbar. Ehe ich meine Tochter wieder umarme, will ich von nichts wiſſen, als von der Rache!“ Er fällte zugleich ſeine Pike, und auch die andern Könige ſtimmten in dieſes Urtheil ein; die gläſerne und die ökonomiſche Prinzeſſin hohnlächelten, die Ritter aber traten heran, um den unglücklichen Policinelle zu ergreifen und in die Fluthen zu

ſchleudern. „Was beginnt Ihr?“ rief in demſelben Augenblick Marokkane, mit Löwenkraft den Geliebten umfaſſend. „Uns trennt Ihr nicht; er ſoll nicht allein ſterben!“ Im ſelben Moment ſtürzte ſie ſich mit ihm in die Fluthen, welche Beide verſchlangen. „Wehe mir! wehe mir!“ rief wehklagend der Herzkönig, „was habe ich Vereiliger gethan! So wollt' ich doch, daß ich ſelber nicht lebte, und daß mein Auge ſich ſchlöſſe, um nie mehr den Tag zu erblicken. O, meine Tochter! mein Kind! Hätte ich Dich hier in meinen Armen, Du ſollteſt ja die Gattin dieſes Ungeheuers mit den zwei Höckern werden, welches Du in unbegreiflicher Verblendung Deinen Geliebten nanntеſt.“

Kaum hatte der gute König dieſen Wunſch ausgeſprochen, als die Wellen ſich theilten, und der Zwerg emporſtieg, welcher das Orakel verkündigt hatte; mit der einen Hand aber hob er einen rieſigen Hirſch aus der Tiefe empor, um deſſen Bruſt ſich die ſchwarze Schlange wand; auf ſeinem Rücken ſaßen Marokkane und ein ſchöner heiterer Jüngling, gekleidet in buntes Gewand, eine von den bunteſten Edelſteinen ſchimmernde Krone auf dem Haupte, aus welcher eine mit Schellchen behangene purpurne Mütze, wie ein kleines Thürmchen hervorragte. Als ſie auf die Brücke geſtiegen waren, ſprach der Zwerg:

„Der Spruch des Schickſals iſt vollendet; die Sühne iſt vollbracht; König, ihr ſollt befriedet werden, aber haltet ſelbſt den Frieden. Dieſer aber, den die Tiefe der Fluthen geläutert hat und den die Liebe belebte, der ſoll mächtiger ſein, als ihr Alle auf euren fürſtlichen Schlöſſern; denn die Liebe herrſcht mit

der ſtärkſten Gewalt und iſt kräftiger als Weisheit und Waffe und Geſang. Seid, wie Ihr war't, und bleibt, wie Ihr ſeid!"

Nach dieſen Worten ſahen ſich die Könige verwundert an, denn der Hirſch und das Schwein und die Schlange waren verſchwunden, und Pierret, der Freiherr von Mond, ſo wie die ſchwarze Prinzeſſin ſtanden mitten unter ihnen. Pierret erkundigte ſich, ob er ſein neues Amt als Vereſſer noch nicht bald anzutreten habe; der Freiherr von Mond aber machte der Pique-Dame ſein Compliment, indem er ſprach: „Schöne Schlange, wenn Ihr auch an meinem Halſe hingt, ſo glaube ich doch, daß es beſſer ſein dürfte, wenn wir Beide ledig bleiben. Denn hier iſt Jemand, der mächtiger iſt, als ich, und aus freiem Antrieb will ich das erſte Beiſpiel geben, daß Tyrannen auch mild ſein können (wenn es nämlich mit der Tyrannei nicht mehr geht) und daß Zauberer mitunter gutmüthig ſind. Ich bleibe ein Hageſtolz." Der Treffleköniq hatte eine große Freude, als ihn ſeine Tochter wieder in Proſa fragte, ob er auch ihre Kühe in der Angſt ſeines Herzens nicht vergeſſen habe? Die gläſerne Prinzeſſin ſetzte ſich mit ihrem alten Pfleger wieder in eine Ecke des Schiffes und ließ die ganze ſeltſame Begebenheit im Traume noch einmal die Revue paſſiren. Ihr Herr Vater ſtudierte indeſſen an ihrer Seite das Kant'ſche Syſtem. Piqueköniq und Piquedame aber ſtellten ſich etwas abſeite von den Glücklichen und ſchliffen Pike und Pfeil, während der Herzköniq ſeine Tochter und ſeinen neuen Schwiegerſohn in die Arme ſchloß und ſagte: „So mag ich mir es immerhin gefallen laſſen. Wenn man verliebt iſt und ſenti-

mental, ſo muß es auch mit Anſtand ſein. Doch nur eine Frage ſei mir erlaubt: wie iſt Euer Name, mein trefflicher Schweizerſohn?"

„Ich hieß ſonſt Policinello, jetzt aber heiße ich Märchenreich, und nun wollen wir in Freuden leben und tauſend Jahre alt werden und aller Welt Freude machen, den Jungen und Alten, den Braven und Krummen bis an der Welt Ende."

„Das ſoll geſchehen!" rief der Zwerg (welcher, wie es ſich zeigte, niemand anders war, als der Geiſt Confuſius) und nun erhob er ſich über ihren Häuptern auf ſeinen bunten Fledermausflügeln und flog auf und davon.

Proſa.

I.

Der reiche Mann weiſet einen armen Knaben ab.

Des Königs Vogt war ein überaus reicher Mann; der ſaß eines Tages mit verdrießlichem Geſichte an ſeinem Tiſch, der mit Speiſen und Leckerbiſſen aller Art reichlich beſetzt war. Aber bei all ſeinem Reichthum ſchmeckte ihm Eſſen und Trinken nicht recht, und er nahm einen von den koſtbarſten Biſſen nach dem andern und reichte ihn ſeinem großen Zanghund, welcher zu ſeinen Füßen lag und ein gewaltiger Vielfraß war; denn, je mehr ihm der reiche Mann gab, um ſo mehr und immer mehr wollte er haben und betrug ſich dabei ſehr ungezogen und ungeſtüm. — „Du biſt ein ſchöner Hund,“ ſprach der reiche Mann, indem er der wilden Beſtie um die Ohren kraute, „du

biſt auch noch meine einzige Freude auf der Welt, denn die Menſchen ſind mir alle zuwider; — wenn ſie freundlich ſind und ſchmeicheln, ſo weiß ich ſchon, was das heißen ſoll; das ſoll nämlich nichts anders heißen, als: „„wir brauchen Geld, gib uns welches.““ Und ich habe auch Geld“; dabei klimperte er mit Wohlbehagen in ſeinen Taſchen mit dem vielen Geld und Silber; — ja, Gott ſei Dank! ich habe Geld, ich habe mir's mühſam mit Blut und Schweiß erworben; aber eben darum habe ich gar keine Luſt, auch nur einen Kreuzer davon, nur einen rothen Heller davon zu verſchenken oder zu verleihen, das heißt — ohne Zinſen! Ich bin genug betrogen worden von ſchlechten Fremden, betrogen worden von meinem eigenen ungerathenen Sohn, der in die weite Welt gegangen iſt und mir bis jetzt auch noch mit keinem Buchſtaben zu wiſſen gemacht hat, wo er ſich herumtreibt, — bin genug betrogen worden von Verwandten und Fremden, und darum haſſe ich ſie alle; und wenn ich Einem mit einem falſchen Heller oder durch ein Bröckchen ſchimmlichen Brodes, das für meinen Hund zu ſchlecht iſt, vom Tode helfen könnte, ſo würde ich's nicht thun; gewiß und wahrhaftig nicht. — Du biſt noch der einzige Treue, mein lieber Tiras!“ ſagte er zu ſeinem Fanghund, „nein, du wirſt mich gewiß nie betrügen oder verrathen! — Da, Tiras! fang ſchön! — Und dabei warf er dem garſtigen, biſſigen Hunde ein großes Stück ſchönen Braten zu; der Tiras verſchlang es mit Heißhunger, ließ aber das gute weiße Weizenbrod, welches ihm der reiche Mann gleichfalls zugeworfen hatte, unberührt am Boden liegen und

ſchob es, wie ein recht niederträchtiger Wohlſchmecker, den man verdientermaßen ganz und gar faſten laſſen ſollte, mit unſaubern Tatzen von ſich. —

„Schau! Schau!“ ſprach der reiche Mann, „wie du ſo heikel biſt, Tiras! Nun, genire dich nicht, thu' grad ſo, als ob du hier der Herr im Hauſe wäreſt. Glaub's wohl, daß dir das Brod nicht ſchmeckt, wenn du Braten haben kannſt. Ei! du biſt nicht dumm, Freund Tiras!“ —

Inzwiſchen wurde der Hund aufmerkſam, ſpitzte die Stumpen ſeiner abgeſchnittenen Ohren, ſo gut als er ſie zu ſpitzen vermochte, hob ſich aber in ſeiner Faulheit nicht vom Boden auf, ſondern knurrte nur, mit dem Kopf halb gegen die Thüre gewendet, ganz ungezogen und vernehm, als wollte er ſagen: Ich und mein Herr, wir zwei haben jetzt ſehr wichtige Geſchäfte, wir müſſen eſſen und dabei wird männiglich höflichſt erſucht, uns nicht zu ſtören, denn ſonſt werden wir unhöflich, ich nämlich, ich beiße, und mein Herr, der weiſet den Gaſt zur Thüre hinaus und hinab, ohne Komplimente.

Da pochte es recht beſcheiden an der Thüre; der reiche Mann ſagte freilich nicht „herein“, aber doch öffnete ſich die Thüre ein klein wenig und demüthig ſah ein Kind herein, ein ſchöner Knabe, der war ſo blaß, daß es einen Stein hätte erbarmen müſſen, hatte verweinte Augen und abgehärmte Wangen; die ſchönen goldenen Locken fielen ihm in krauſen Ringeln auf die zarte Stirne herab. Er war ärmlich gekleidet, hatte ein knappes Röckchen an, das vielfach geflickt, aber ſehr reinlich

ausgebürstet war, das bedeckte zur Noth seine Blöße. Der Hund knurrte lauter, als der Knabe leise das „Vater unser“ betete; der reiche Mann sah sich um, und anstatt daß er den Knaben gleich abgewiesen hätte, lachte er ihn noch obendrein aus und begleitete jede Bitte des Vaterunsers, wie es das arme Kind betete, mit bösen und freventlichen Worten. — „Gib uns heute unser tägliches Brod“, betete der Knabe; der reiche Mann lachte dabei hell-laut und sprach höhnisch: „Das soll wohl auf mich gehen, aber ich bin nicht Gott Vater, und darum kümmere ich mich nicht drum, sondern der Gott Vater, der die Lilien auf dem Felde kleidet und die Vögel in der Luft speiset, der mag auch dich versorgen. Hier ist nichts für dich zu kriegen. Scher' dich fort, du aufdringlicher Bettelbub'!“

Mit solchen und andern harten Worten begleitete der unbarmherzige reiche Mann die Bitte des Vaterunsers, welches der arme Knabe betete; so sagte er, als er die Bitte: „Führe uns nicht in Versuchung“ hörte — „führe du mich nicht in Versuchung, du Bettelbub', daß ich nicht, wenn meine Geduld reißt, meinen guten Tiras auf dich hetze; denn wenn du mich nicht bald von deiner üblen Gegenwart erlöst, so thue ich's wahrhaftig!“

„O Herr! habt Erbarmen!“ sprach der Betteljunge, der sich dadurch noch nicht abweisen ließ, gar kläglich; „vergönnt mir nur so viel von der schönen Gottesgabe, als Ihr unter den Tisch werft und als selbst Euer Hund davon nicht berührt.“

„Nichts da!“ rief der reiche Mann streng und unbarmherzig — „scheer' dich fort!“

„'S iſt ja aber gar nicht für mich, daß ich bettle," ſprach der Knabe; „ſeht, 's iſt ſo grimmig kalt draußen, und ich habe noch einen Kameraden draußen, den mir ſein Vater ſelig auf dem Todbette anvertraut hat, einen gar lieben Kameraden, den ich auf Erden ſo lange betreuen muß, als er lebt; nun friert er aber gar jämmerlich und kann kaum mehr ein paar Schritte weiter gehen. Erlaubt Ihr denn gar nicht, daß ich das arme Kind in Eure warme Stube bringen darf? Vergönnt Ihr ihm denn nicht das Krümchen Brod, das Euer Hund verſchmäht?"

„Ei ſchau, ſchau! das kommt ja immer beſſer!" ſchrie der reiche Mann, vor Wuth lachend; — ei! ſoll ich am End' noch ganze Bettlerfamilien beherbergen? Iſt mein Haus eine Bettlerkneipe? Pack' dich fort! Was geht's mich an, daß dein Kamerad friert? — Ich mache nicht, daß es kalt oder warm wird draußen. Was kann ich dafür, daß ihr Beide ausgehungert ſeid? Ich habe keine Pflicht, euch zu ſpeiſen; ich bin kein Bettelvogt. Geht zu den Vögeln des Himmels und ſeht zu, ob euch die etwas von ihrem Broſam laſſen."

O! wenn Ihr von Gott im Himmel Erbarmen hofft und Gnade," fuhr der arme Knabe dringend fort und ließ nicht ab zu flehen, „ſo beſchwöre ich Euch, lieber Herr, habt Erbarmen und Mitleid; denkt Euch, mein armer Kamerad ſei mit Euch blutsverwandt. Die Menſchen ſind ja alle Brüder!"

„Hohe!" fiel ihm der reiche Mann in's Wort; „das wär' mir eine ſchöne Geſchichte! Da hätt' ich am Ende wohl gar für die ganze Menſchheit zu ſorgen und könnte dabei aus chriſtlicher

Liebe und Milde ſelbſt verhungern?! — Nichts da! Marſch! Und wenn dein Kamerad mein eigner Sohn wäre — und ich könnte ihn mit einem Krümchen Brod vom Hungertode retten; — ha! mein Sohn, an den will ich nun ſchon gar nicht denken, der war ein undankbares Kind, verließ mich und ging in die weite Welt! — 's ſind nun ſchon gegen dreißig Jahre und darüber noch! — — Nichts da! Marſch! eher wollt' ich — ich hab's einmal geſchworen — Keinem auf Erden mehr Gutes thun und damit Punktum! — Eher wollt' ich ſelbſt betteln gehen müſſen auf der Stelle, und wollte verdammt ſein, ſelbſt von keiner Seele Almoſen und Brod zu bekommen, als ich einem Bettler auch nur einen Judasheller gäbe. Nun weißt du's, das habe ich mir einmal ſelbſt zugeſchworen, und dabei bleibt's, und damit noch einmal Punktum!"

„Aber um des Heilands willen," erwiederte der Knabe noch dringender als vorher; — „hört doch nur, mein Kamerad iſt — — —"

Der Tiras, der immer lauter knurrte, ließ ihn nicht ausreden, und der reiche Mann, deſſen Ungeduld auf's Äußerſte geſtiegen war, rief: „Huß, Tiras, Huß!" So hetzte er den grimmigen Hund auf den armen Knaben. „Ich will verflucht ſein," rief er nochmals, „all mein Hab' und Gut zu verlieren und zu verhungern, eh' als ich einem Bettler was Liebes und Gutes erweiſe; denn ſie haben mich allzuſehr betrogen, und würden's in jedem Augenblick wieder thun, und würden mich auch abweiſen, wenn ich betteln ginge."

Nun ſprang der Hund mit rechter Luſt hinter dem armen Knaben einher, und jagte ihn zur Thüre hinaus und die Treppe hinab und zum Hauſe hinaus.

II.

Von der Haushaltung des armen Mannes, der den armen Knaben aufnimmt und als Sohn behält.

Der arme Mann ſaß in ſeinem engen niedern Kämmerlein und blies in die paar Köhlchen, die er zuſammengebettelt hatte, mit ſchwachem Athem, daß ſie zu kniſtern begannen. Er hatte gar wenig Geräthſchaften in ſeinem Hauſe, und die er hatte, die waren zwar alle ſehr hinfällig, aber doch mit vielem Fleiß reingehalten und auf den Glanz hergeſtellt. Ein Stuhl aus Tannenholz mit einer ſchmalen herzförmigen Lehne, und ein Tiſch auf drei Beinen, gleichfalls von ſauberem Tannenholz, und ein Strohſack auf dem ebenen Boden, daneben eine Schaufel und ein kurzer dicker Hammer an einem langen Stiel, womit er, wenn es gerade Arbeit gab, die großen Steine auf den Heerſtraßen zerklopfte, — und dann noch ein altes Gebetbuch, das unter einem kleinen meſſingenen Cruzifix lag — das war ſein ganzer Hausrath.

Während der arme Mann (den es tüchtig hungerte, weil er wieder bei kaltem Wetter den ganzen Tag über Steine geklopft hatte) nun die Kohlen anblies, und ſich in Gedanken ſchon recht herzlich auf ſein Stück Brod freute, was er ſich für

zwei Groſchen gekauft hatte, und welches noch in ſeiner Taſche ſteckte;— während dieſer Zeit klopfte es beſcheidentlich an ſeiner Thüre. „Ei!“ dachte ſich der arme Mann, „wer kommt denn noch am Abend, um mich zu beſuchen? Mich beſucht ſonſt Keiner, denn ich bin ja arm! Vielleicht iſt es ein ſtrenger Vogt des Königs, der den Zins fordert. Der iſt eigentlich erſt morgen fällig; aber freilich, mit uns armen Leuten macht man nicht viele Umſtände. Oder iſt's vielleicht Einer, der bei mir eine Arbeit beſtellt, wobei ich was Beſſeres verdienen kann, als die paar Groſchen des Tages!— O, du lieber Gott, das wär' ein großes Glück; denn das Brod für die zwei Groſchen iſt ſo ſchmal, und mein Hunger ſo groß!“ —

Er dachte dieß und das in Gedanken, und rief freundlich: „Nur immer herein!“

Da kam der arme Knabe, den der reiche Mann mit dem Hund von Haus und Hof gehetzt, und bat gar ſchön um ein kleines Almoſen.

„O, du lieber Gott!“ ſprach der arme Mann darauf, „ich thät's wohl von Herzen gern; aber ich habe ja ſelbſt keinen Pfennig.“

„Ach Gott!“ ſeufzte der Knabe ſehr traurig; — „nun iſt auch meine letzte Hoffnung hin und verloren, ſo muß denn mein armer Geſell verhungern.“

„Was ſagſt du, gutes Bübchen?“ erwiederte haſtig der arme Mann; — „du haſt noch einen Geſellen?“

„Ja!“ ſprach der Knabe mit ſchwerer Betrübniß, „einen

recht guten, braven Spielgeſellen, der aber noch viel übler d'ran iſt, als ich ſelbſt, denn er iſt noch ſchwächlicher als ich, und wir haben Beide drei Tage lang nichts gegeſſen."

„Herr Jeſus!" rief der arme Mann, von Herzen erſchreckt, und zog ſchnell ſein ſchmales Zweigroſchenbrod aus der Taſche — „da ſei Gott vor, daß ihr Beide verhungert. Nimm mir's nicht übel, daß ich dir nicht mehr gebe, armes Kind; aber ein Schelm gibt halt mehr als er hat; und weiß Gott: ich habe nicht mehr, 's iſt mein einziges Brod, und ihr werdet nicht ſehr ſatt davon werden. Da, nimm es und bring' es deinem Kameraden, du gutes Bübchen; mich freut's von ganzer Seele, daß du ein treues Herz im Leibe haſt. — Nun! ſo nimm doch das Brod; warum zögerſt du denn?"

„Ja! ſagt mir nur um's Himmelswillen," ſprach der Knabe, indem er das Brod mit lüſternen Blicken anſah, es aber durchaus noch nicht annehmen wollte — „das iſt Euer einziges Brod, guter Mann! und von was wollt denn Ihr dieſen Abend ſatt werden, wenn ich das Brod nehme?"

„Ei!" verſetzte ihm der arme Mann in aller Geſchwindigkeit, indem er ſich anſtellte, als wollte er bös werden, — „das geht dich nichts an; nimm du nur das Brod und halt' dich nicht lange auf, ſonſt verſchmachtet am Ende dein Kamerad. Was mich betrifft, wie geſagt, das wird ſich ſchon finden. Nun, und wenn ſich's auch nicht findet, ſo macht's nichts weiter aus, als daß ich nüchtern zu Bette gehe. — So geh' und nimm doch! Nimm!"

„Nun, ſo vergelt's Euch Gott viel tauſendmal," ſprach der arme Knabe, „auf Erden oder im Himmel. Wenn's der liebe Gott vielleicht beſcheert, daß mein Geſell und ich noch zu Glück kommen und vielleicht Tafel halten könnten, dann vergeſſen wir Eurer gewiß nicht."

„Nun! damit hat's wohl gute Wege," erwiederte der arme Mann lachend; — „laßt Euch's nur gut ſchmecken. Gott weiß, ich wollt', 's wäre mehr."

Der Knabe wollte ſich empfehlen, da fiel dem armen Mann plötzlich noch ein Gedanke bei und er rief den Knaben, der ſchon unter der Thüre ſtand, nochmals herbei und ſprach zu ihm: „Höre doch, du guter Junge, ſage mir aufrichtig, haſt du denn mitſammt deinem Kameraden auch ſchon ein Obdach bei dem ſchlechten Wetter?' 's iſt ja bitter kalt draußen und wird in dieſer Nacht wohl noch kälter werden. — Kurzum, weißt du was? bring' deinen Geſellen herein zu mir, das wird das allergeſcheidteſte ſein; ich habe zwar nur ein Bischen Feuer auf meinem Herde, aber es reicht doch eher für uns alle Drei aus, als das Brod. — Wir müſſen uns dann halt alleſammt nach der Decke ſtrecken."

„Ich danke Euch," erwiederte der Knabe; „vergelt's Gott tauſendmal! Ich will jetzt geſchwind meinen Kameraden hereinholen; er ſteht draußen vor der Thüre und friert jämmerlich."

Nun ging der treue Knabe ſchnell hinaus und brachte ſeinen armen, faſt ganz verfrornen Kameraden herein. Wie der arme Mann dieſen ſah, von Elend und Hunger und Froſt und

Müdigkeit faſt ſchon getödtet, die Füße wundgegangen auf dem harten Eis, ein wahres Schattenbild; — da kamen ihm bittre Thränen in die Augen, und er rief voll Mitleid: „O, du guter Gott und Vater droben, ich hab' ſchon oft gemeint, ich ſei unglücklich, — nun aber, da ich dieſe arme Waiſe ſehe, fühle ich von meiner eigenen Noth gar nichts mehr. — Komm', komm', ſetz' dich und wärme dich; — und ich will — — — Ja ſo! — ich habe ja ſelbſt kein Tröpflein Wein, um deine Kehle zu laben und deinen ſiechen Leib zu ſtärken. — Nun wart'! ich will ſchon zuſehen, daß du doch ein paar Tropfen bekommen ſollſt. — Zieh' zuvor meinen Rock an, denn der deine iſt zu verſchliſſen und zu dünn, und wart' nur ein klein wenig. Ich komme gleich wieder." — Er zerdrückte ſich eine Thräne im Auge, nahm dann ſeinen Stuhl mit ſich und ging ſchnell fort. Der arme Kamerad fror recht ſehr und klapperte mit den Zähnen, daß es ein Jammer war. „Sei nur getroſt," ſprach ſein getreuer Begleiter zu ihm, „Gott wird ſchon helfen! Aber ſeinen armen Kameraden hatte das Fieber gewaltig erfaßt und ſchüttelte ihn unbarmherzig; auch drohte die kleine Flamme am Herd bald zu erlöſchen, und es war kein Splitter Holz, noch ein Köhlchen mehr am Herd zu ſehen. — Unterdeſſen kam der arme Mann zurück und zwar ohne den Stuhl, den er mitgenommen, denn er hatte ihn in aller Geſchwindigkeit verkauft und brachte für den Erlös ein Glas guten alten Wein mit für den kranken Knaben.

„Ach, was ich aber doch für einen vergeßlichen Kopf habe!" rief er unmuthig, als er wieder kam, „da hab' ich nun, wie ich

fertigung, ganz vergeſſen, euch zu ſagen, daß ihr Abendmahlzeit halten ſollt, und ihr zwei Knaben thut in eurer Beſcheidenheit auch nichts dergleichen. Nun, ſo eßt und trinkt doch und wärmt euch! — Ja ſo! — das Feuer iſt all und aus, und da wär's eine Kunſt ſich zu wärmen. Na, wartet nur ein klein Bischen, wir wollen's wieder lichterloh anſtecken, denn erfrieren dürft ihr mir nicht. — Herr Jeſus! was iſt dir denn? du haſt gewiß das Fieber!?"

„Ja, lieber Mann!" ſprach der treue Geſelle; — „leider iſt's ſo, und der Froſt ſchmerzt ihn ſehr. — Aber was macht Ihr denn da?"

Der arme Mann ſchlug mit ſeinem Hammer die drei Beine ſeines Tiſches ab, legte ſie auf die erſterbenden Kohlen und blies nun, was er konnte, das Feuer wieder an, das bald wieder luſtig und wohlthätig leuchtete. „Setze dich doch näher an's Feuer," ſprach er dann zu dem Kranken, der kein Wort zu reden vermochte vor Froſt und Fieber. Der treue Geſelle aber ſtellte dem armen Mann bedenklich vor, was er ſo unüberlegt gethan habe.

„Nun!" erwiederte dieſer lachend, — „was weiter, als meinen Tiſch zum Invaliden gemacht. Was ſchadet's? Ich brauche, wenn ihr's genau betrachtet, den Tiſch auch juſt nicht ſo nothwendig, als ihr Beide die Wärme braucht. Nun bitt' ich euch aber, macht euch's auf meiner Streu ſo bequem, als es angeht, und eßt und trinkt."

„Wir wollen zuvor beten und Gott danken, daß er uns ſeine Gabe beſcheert," verſetzte der treue Geſelle und nahm nun

das Brod und legte ſeine gefalteten Hände darauf und betete: „Lieber himmliſcher Vater! wir danken dir für deine Gaben und bitten Dich, Du wolleſt ſie ſegnen, denn an Deinem Segen iſt Alles gelegen.“

Nun nahm er das Brod und theilte es in zwei Stücke und ſagte zu ſeinem kranken Freund und zu dem armen Mann, ſie ſollten doch zulangen. „Gott bewahre,“ erwiederte ihm aber dieſer, „ich bin das Hungern ſchon gewöhnt. Eßt nur ihr Beide allein.“

Aber der treue Geſelle nöthigte ihn und ſagte: „Eßt doch; ich hoffe, ihr werdet Beide ſatt, denn der Herr Gott möge es geſegnen, und ich bitte euch, verſchüttet den Broſam nicht, denn davon muß ich noch andere Hungrige ſpeiſen.“

„Ach, geht und laßt die Schwänke,“ erwiederte ihm der arme Mann.

„Es ſind keine Schwänke, was ich ſage,“ meinte der treue Geſelle und faßte den Broſam ſorgſam und hob ihn auf. Als nun auf ſeine weitern dringenden Bitten der arme Mann und der kranke Knabe von dem Brode aßen, — wunderbar! da wurden ſie ſatt von den kleinen Stücken, und der arme Mann ſchlug mit Erſtaunen die Hände über dem Kopf zuſammen und rief: „Mein Gott! was iſt denn das?“

Darauf gab ihm der treue Geſell keine weitere Antwort, ſondern bat ihn nur, er möge einſtweilen, bis er wiederkomme, ſeines kranken Geſellen pflegen; denn er müſſe fortgehen und mit dem Broſam noch viele Hungrige ſpeiſen. Nun verſprach

ihm's der arme Mann, er wolle des kranken Knaben in Lieb' und Treue pflegen, wie ſeines eigenen Kindes; darauf ging der treue Geſelle mit dem Broſam von hinnen und ſagte beim Scheiden, er wolle wiederkommen, um ſie Beide, den Kranken und den gaſtfreundlichen armen Mann zu holen, wenn's Zeit wäre.

III.

Des armen Mannes Aengſte und Sorgen.

„Nun bin ich auf einmal Vater geworden!“ ſprach mit vielen Freuden der arme Mann, indem er den kranken Knaben betrachtete, der allmälig eingeſchlafen war, und dachte ſich: der muß wunderliche Träume haben, weil er im Schlaf ſeltſame Geberden macht. — „Habe mir's oft ſo ſüß gedacht,“ ſprach der arme Mann weiter, „wie es Einem wohl zu Muth ſein mag, wenn man ein liebes Kind hat, und an ſeinem Lager wacht — und ich ſpüre es jetzt auch ganz ſo, wie ich mir's immer dachte; — ich meine ja wahrhaftig, ich wäre, ſeitdem ich verſprochen habe, Vater zu ſein, — kein armer Mann mehr, ſondern reich wie ein König, viel reicher, als des Königs Vogt, der mich eigentlich durch ſeine Unbarmherzigkeit und Strenge an den Bettelſtab gebracht hat. O, wie viel tauſendmal reicher bin ich jetzt, als der Vogt, der doch keine Freude auf der Welt hat, trotz all ſeinem Gut und Geld; denn ich habe ja jetzt ein Kind,

wenn auch nicht mein Fleiſch und Blut, aber doch mein, denn Gott hat es mir in der höchſten Noth gegeben, und nun will ich es auch nicht laſſen und pflegen treu bis in den Tod; des Königs Vogt aber, der reiche Mann, der hat kein Kind mehr, ſeit langer Zeit, denn ſein Sohn hat ihn einſt heimlich verlaſſen, und ſeitdem iſt er noch viel härter und unbarmherziger geworden, der arme Mann! Verzeih' ihm's Gott! — und ich verzeih' ihm auch all ſeine Schuld an mir."

Der kranke Knabe ſeufzte und ſtöhnte im Schlafe; das kam wohl vom Fieber, und ſchnitt dem armen Mann wie ein zweiſchneidiges Schwert durch's Herz. Es kam ihm dabei ein Gedanke, der ihn ſchwer auf der Seele preßte und immer ſchwerer, je länger er den kranken Knaben anſah; denn deſſen Wangen wurden immer bleicher und bleicher, und dem armen Mann ward dabei immer banger und banger.

„O Gott!" rief er voll Kummer und Sorge aus, — „wenn das der Tod wäre, was ihm die Wange entfärbt! — das würd' ich nicht überleben! — Wenn ich — kaum, daß mir der liebe Gott ein Kind geſchenkt — es auch ſchon wieder verlieren müßte? — Ich thät' mir ein Leid an! — Nein! Nein! Ich mag als ein guter Chriſt gar nicht daran denken; — ach, das wäre ja zu hart, das Kind zu verlieren; und doch, weh' mir! — je mehr ich es anſchaue, je mehr fürchte ich, daß es wirklich ſo kömmt, wie ich's nicht denken mag. — Und ich habe kein Geld, um den Doktor zu holen — — — und ich kann doch auch das arme Kind nicht allein laſſen! — — So muß ich es ſterben ſehen

und kann nicht einmal Arznei kaufen! O weh! ich merk's, ich hab' es halt gar zu lieb, denn mir iſt's, als ſtürb' ich ſelber. — Wenn nur ſein Kamerad da wäre, daß ich ihn ausſchicken könnte. — Ach Gott! wo mag er denn ſo lange bleiben? — Ich will doch ſehen, — ich muß doch — —" Und ſo ging er ungeduldig, unſchlüſſig, was er thun ſollte, in ſeiner kleinen Kammer hin und her und blieb bald vor dem kranken Knaben wie verzaubert ſtehen, den er von nun an wie ſein leibliches Kind betrachtete, das ihm immer feſter und feſter an's Herz wuchs, — bald rannte er auch wieder nach der Thüre und ſchloß ſie auf, um zu ſehen, ob denn der treue Geſelle noch nicht wiederkäme, dann wollte er hinaus und ihn holen, dann aber ſah er ſich wieder nach dem ſchlafenden Kranken um und konnte nun erſt gar nicht fort; und dann war ihm recht weh zu Muth vor lauter Ängſten und Sorgen. Er glaubte, er müßte ſelber ſterben, und wär' auch viel lieber ſelbſt geſtorben

IV.

Wie die Vöglein auf dem Felde geſpeiſet werden.

Als der treue Kamerad des armen kranken Knaben auf das Brachfeld kam, ſo war es auch ſchon wie ein großer Tiſch mit ſchönem friſchen reinen Schnee wie mit weißen Linnen überzogen, daß es eine Luſt anzuſchauen war. Und die Vöglein des Himmels, die den ganzen Tag über gefaſtet hatten, kamen nun, wie ſie des treuen Geſellen anſichtig wurden, von weit und breit alle

herbei, denn ſie wußten es ſchon, daß ſie der liebe Gott nicht würde verhungern laſſen, weil der liebe Gott ja für Alle ſorgt und ſie Alle wie ein Vater betreut; er läßt keinen Sperling vom Dache fallen, ohne daß er ihm auch noch aus dem Unglück etwas Gutes erwachſen läßt, und ſchlug auch noch nie einen Mann, er ſtrich ihm denn wieder ein Sälblein an. Deßhalb kamen die Vögel des Himmels alle gar fröhlich und gläubig und hoffnungsvoll zur Abendmahlzeit, hatten auch ihre Kindlein unter den warmen Flügeln mitgebracht, und die Jungen wieder ihre alten, gebrechlichen Eltern, daß jeder ſein Theil bekäme.

Als nun der treue Geſelle auf das Feld kam, ſetzten ſich die Vöglein alle zu Tiſch, putzten ſich die Schnäbel und ſangen ein Loblied zu Ehren Gottes, der ſie auch im Winter nicht verſchmachten ließe, ſondern ſie durch ſeinen Engel mit dem Broſam ſpeiſe vom Brod des gottesfürchtigen Armen. Denn dabei, wenn der Arme ſein letztes Brod aus Mitleid theilt, iſt Gottes Segen, und der vervielfältigt das letzte Bröslein, daß alle ſatt werden, die da zu Tiſche kommen. — Die Vöglein waren ſchon recht erfreut über die ſchöne Gottesgabe, die ihnen der Herr durch ſeinen treuen Engel auch heute wieder zukommen laſſen, und ſangen aus voller Bruſt und ſpeiſten mit vieler Sorgfalt und Treue alle ihre Lieben und Blutsverwandten. Da wurde über Tiſch kein böſes Wort geredet, und es war kein Zwiſt und keine Feindſchaft; keiner ſtahl ſeinem Nachbar heimlich einen Biſſen, und wurden doch Alle ſatt.

Der treue Geſelle, nachdem er jedem ſein Theil zurecht

genessen, hob seine Blicke dankend gen Himmel, wie er sie alle so in Treue und Eintracht und Freude beisammen sitzen und schmausen sah. Sein Blick war ein Gebet, und jeder Pulsschlag seines Herzens war auch ein Gebet; er kniete nieder, faltete die Hände und sprach voll Andacht und Dankbarkeit:

„Du guter Vater dort oben! du hast doch Alles wohlgemacht; und daß du Alles so trefflich bestellt, das freut mich und labt mich bis in den Grund meiner Seele, denn das Gefühl deiner Liebe, die sich in meinem Herzen wiederspiegelt, — das macht mich selig, wie du in deiner unendlichen Güte es mir als Bedingung meiner Seligkeit in mein ganzes Wesen gelegt hast, daß ich mich über deine Weisheit und Güte von Herzen erfreuen darf. Und auch dafür danke ich dir inbrünstig, guter, väterlicher Gott im Himmel, daß du mir erlaubt hast, ein armes Kind als Schutzgeist zu begleiten auf der rauhen, dornenvollen Bahn des irdischen Lebens durch Noth und Mühsal und Elend hindurch, bis ich es hinführen darf in dein himmlisches Reich! Siehe! ich habe das arme Kind bis heute wie meinen Augapfel bewacht in brüderlicher Liebe und Treue; und werde dir die Seele rein und unbefleckt vor dein Antlitz bringen, Allvater! Allgütiger! Und auch dafür danke ich dir, daß du mich einen Gerechten hast schauen lassen in der Tiefe des Elends und freue mich, daß du ihm alles Elend, das er auf Erden bestanden, reichlich vergelten wirst in deinem himmlischen Reich. — Und auch eine Bitte hab' ich an dich, du Allerbarmer! Dem reichen Vogt, den das irdische Glück so arg verblendet hat, daß er das nicht erkennt, was du

ihm ſelbſt als höchſtes Gut zugeſendet, — rechne ihm ſeine Sünden nicht an, denn die armen Menſchen, ſie fehlen ja nicht deßhalb, weil ſie ſich etwa am Böſen erfreuten, o nein! denn das Böſe peinigt ſie ja doch genug, — ſie fehlen ja nur deßhalb, weil ſie zuweilen wie von ſchlimmen Fieberträumen ſo befangen ſind, daß ſie das Licht der Sonne nicht ſchauen können und dann wähnen, du, Gott des Lichtes, du wohnteſt in der Nacht und dein Weſen ſei die Nacht. Das iſt nur Wahnſinn und ſchlimmes unſeliges Siechthum; darum, du Gott des Erbarmens! vergib ihnen, und vergib auch dem armen bethörten reichen Manne!"

Nachdem der Schutzengel (denn, daß ihr's nur wißt, das und kein andrer war der treue Geſelle des kranken Knaben) alſo zu Gott gebetet, hatten auch die Vöglein ſich alle ſatt geſpeiſt an dem Broſam vom geſegneten Brod des Armen, ſtanden nun vom Tiſche auf und bedankten ſich recht herzlich ſowohl bei dem lieben Herrn und Vater droben im Himmel, dem Geber aller guten Gaben, als auch bei ſeinem treubeſorgten heiligen Engel, der ihnen alltäglich ihr Abendmahl beſtellte und austheilte.

Dann brachten die Ältern ihre Jungen und die Kinder ihre alten ſchwachen Ältern von der großen ſchönen Freitafel nach Hauſe in die warmen, wohlgeſchützten Neſtlein, und der ſchneeweiße Tiſch blieb gedeckt bis zur andern Mahlzeit.

Der treue Schutzengel aber begab ſich wieder nach der Kammer des armen Mannes, um auszurichten, was ihm aufgetragen war.

V.

Der reiche Mann kommt in's Elend und wird endlich zur Tafel geladen.

Der reiche Mann ſchlief nicht weit von ſeinen Kiſten mit Geld, das er ſich ſeit ein paar Jahren als des Königs Vogt durch allerlei Ungerechtigkeiten zuſammengeſcharrt hatte; doch er träumte nicht von dem Geld, ſondern von einem andern Schatz, den er aber verloren hatte — er träumte von ſeinem einzigen Sohn, der ihn vor langen Jahren heimlich verlaſſen hatte; — das ſchmerzte den reichen Mann noch immer und kam ihm im Schlaf und Wachen nicht aus dem Kopf. Dießmal (es war in der Nacht, nachdem er den treuen Geſellen und alſo auch den kranken Knaben ſo unbarmherzig und menſchenfeindlich verſtoßen hatte) träumte ihm wieder von ſeinem Sohne, und gar wunderlich kunterbuntes Zeug. Es kam ihm ſo vor, als ſähe er ſeinen Sohn als einen armen Mann auf fremdem Boden ſterben und verzweiflungsvoll ſich nach ſeinem Vater umblicken; — dann kam's ihm vor, als ob ein ſchöner lichter Engel des Himmels an Sterbebette ſeines Sohnes ſtände und das Teſtament des Sterbenden empfinge und deſſen kleinen unmündigen Sohn, ſeinen armen verwaisten Enkel. Und dann war's ihm wieder im Traume, als ob ſein Enkel an ſeiner Thüre gepocht und gebeten hätte um ein Stücklein Brod, um nicht zu verhungern; aber der böſe Haras knurrte ſo laut, daß er die Stimme ſeines eigenen Fleiſches und Blutes nicht hören konnte. Nun träumte ihm das im Traume

wie arg auf die Seele, und er empfand ſo namenloſe Reue und ſo mächtige Sehnſucht, daß er mehr als einmal ſchwer aufſtöhnte, als wollte das Herz ihm zerſpringen, und meinte, er müſſe gleich allen Reichthum von ſich werfen, um nur leichter zu ſeinem Fleiſch und Blut in die weite Ferne hinfliegen zu können.

Während er ſo träumte, ſtieg draußen über die hohe Vermauer ſeines Hauſes ein Dieb, und zog einen Dietrich aus der Taſche und ſchloß damit behutſam und klüglich das Schloß der Thüre auf. Tiras, der an der Thüre lag, regte ſich zwar, faul und verdroſſen, daß ihn der ungebetene Gaſt im Schlafe ſtöre, und wollte anfangen zu knurren; aber als ihm der ſchlaue Dieb ein ſchönes großes Stück Fleiſch hinköderte, ſo ward der undankbare Hund falſch und treulos, that gar nichts dergleichen und ließ den Dieb ganz ruhig ſchalten und walten, als wäre er der rechtmäßige Hausherr.

Da that denn der Dieb auch, was ihm lieb war, und ſchaffte, während der reiche Mann ſchlief, einen Sack voll Geld nach dem andern aus dem Hauſe und übergab ſie ſeinen Helfershelfern und Geſellen, die draußen Wache hielten. Er konnte recht nach Herzensluſt ſchalten und ſtahl dem reichen Manne ſeinen ganzen Schatz, während dieſer noch in ſchweren Träumen lag und nichts von Allem wußte, was um ihn geſchah. Endlich aber kam es ihm im Schlafe ſo vor, als brenne ihm das Haus über dem Kopfe, und als wankten die Dielen krachend unter ſeinen Füßen; als winkte ihm wie in weiter Ferne ſein Fleiſch und Blut, das er verſchwören im wahnſinnigen Schmerz; betäubend,

hinverwirrend, erſtickend wob es um ſein Haupt, immer enger und dicker, immer heißer, — — Todesangſt ſtieg ihm im Herzen auf, — da griff er mit den Händen, halb erwachend, halb noch ſchlaftrunken aus dem Bette, als wollte er den Schatten ſeines Sohnes erhaſchen in Reue und Milde. — — Schmerzlich brannte es ihm in der Hand; da ward er vor Schrecken plötzlich ganz wach, riß die Augen auf, und ſah mit Entſetzen, daß die Kerze an ſeinem Bett die Verhänge angeſteckt hatte, daß ſein ganzes Haus in lichterlohen Flammen ſtand. Kaum hatte er noch Zeit und Gelegenheit, ſich das nackte Leben zu retten. Doch rannte er in der Eile noch nach ſeinen Kiſten, wo ſeine Schätze lagen, und ſuchte ſie zu retten, aber umſonſt; denn hatte auch der Dieb etwas drinnen übrig gelaſſen — die Wuth der Flamme war ſo arg, daß ſie gewiß und wahrhaftig nichts verſchont hätte. So kam dem harten Vogt des Königs jetzt heim, daß er ſo oft die Stimme der Bitte nicht gehört und ſein Ohr nur der Ungerechtigkeit aufgethan hatte. Unrecht Gut gedeiht nicht. Das iſt gewiß.

So mußte denn jetzt der alte Mann, der noch vor wenigen Stunden ſo reich geweſen, barfuß und halbnackt aus ſeinem feſten Hauſe fortrennen, welches in hellen, hohen Flammen ſtand; mußte eilen, was er konnte, damit ihn der Tod und das Verderben nicht bei jedem Schritte, den er that, zurückhielten. — Sein Hund, den er für ſo getreu gehalten, der war auch im Tode noch getreu, aber nicht freiwillig, ſondern aus Muß; denn er lag an der Kette und konnte daher nicht entfliehen, ſondern mußte

ſchmählich verbrennen und wurde von den Trümmern des Schuttes begraben.

Nun war alſo der reiche Mann plötzlich über Nacht ein ſplitterarmer geworden, wie das in der Welt ſo zu kommen pflegt. Er hatte nichts, als was er eben auf dem Leibe trug, und hatte auch gar nichts zu hoffen, als was ihm etwa die Mildthätigkeit der Leute als Almoſen geben würde. Es kam ihm bitter an zu betteln, und ſo lang er ſich auch dagegen ſträubte, ſo mußte er es am Ende doch thun, wenn er einen Biſſen Brod genießen wollte; denn er hatte von allem ſeinem vielen Gut und Geld jetzt keinen baaren Pfennig mehr.

Aber wo er als Bettler zu den Leuten hinkam, die er früher, da er noch Vogt geweſen, bis auf's Blut gepeinigt hatte, da gedachten ihm's die Leute alle; und wenn er anpochte und bat um ein Almoſen, lachten ihn die Einen aus, und die Andern ſchlugen ihm die Thüre vor der Naſe zu; und wieder Andere bemäntelten ihre unchriſtliche Rachſucht mit einem Sprüchlein, indem ſie ſich mitleidig anſtellten, die Achſeln zuckten und ſprachen: „Das iſt halt Sündenſchuld!“

Alles das ging nun dem weiland reichen Mann nicht über den Hunger, der ihn zu plagen begann. Auch wollte ihn Niemand gerne beherbergen; ſie ſagten: „Er hat früher uns und unſre Freunde von Haus und Hof getrieben; nun iſt's eine Strafe Gottes, daß er ſelber kein Obdach für ſein eisgraues Haupt finden kann. Möge er jetzt nun ſein ernten, wie er ſich's geſät. Wie man ſich bettet, ſo ſchläft man.“

Das alles nun, ſtatt daß es ſeinen Menſchenhaß verſtärkt hätte, brachte ihn vielleicht allgemach zur Erkenntniß und Reue ſeiner vielen und ſchweren Vergehen. Er gedachte immer ſchmerzlicher, je tiefer er in's Elend kam, ſeines Sohnes, dem er einſt um geringer Urſache willen geflucht hatte, und bitter leid that ihm ſeine große Hartherzigkeit, mit der er den armen Knaben von ſich geſtoßen. — „O, könnt' ich's nur wieder gut machen!“ rief er ein über das andre Mal aus, „wie gern thät' ich's jetzt! Hätt' ich nur meinen Sohn wieder, wüßt' ich nur, ob ihm Gott auch Kinder geſchenkt, wie wollt' ich ihn und meine Enkel in Lieb' und Treue pflegen, und wenn ſie noch zehnmal elender wären, als ich jetzt bin! Aber freilich, kann denn ein Menſch noch elender ſein als ich? O, hätte ich doch mein Fleiſch und Blut wieder, ich wäre bei all meinem großen Elend doch viel reicher, als ich je geweſen! Und Recht haben die Menſchen, wenn ſie mich nicht als ihres Gleichen anerkennen wollen, wenn ſie ſich meiner ſchämen; denn auch ich habe ſie ja alle von mir geſtoßen, und lieber mit dem falſchen, treuloſen Hund Gemeinſchaft und Brüderſchaft gemacht. O! — und ſo will ich denn jetzt auch bei den Thieren des Waldes und den Vöglein des Himmels Quartier und Koſt erbetteln; — die werden barmherziger ſein.“

Nun ging der reich geweſene Mann auf ſeiner Bettelfahrt in den Wald und begegnete zuerſt dem Veli, der eben mit Sonntagsbraten beladen nach ſeiner Höhle hinging. „Wollt ihr mir keine Nachtherberge in eurer Höhle vergönnen?“ fragte er den Veli — ich habe euren Vetter Tiras, den Haushund, gar

wohl gepflegt, deßhalb ſtellet ihr's aus Dankbarkeit wohl thun und mich für eine Nacht in Frieden aufnehmen."

Der Wolf aber erwiederte kurzweg: „Bei mir logirt man nicht, außer in meinem Magen. Wenn ihr mir morgen zum Nachtmahl das Vergnügen ſchenken wollt, das heißt, wenn ihr mir das Vergnügen macht, euch zum Nachteſſen von mir ſpeiſen zu laſſen, ſo thutet ein."

Da empfahl ſich der abgebrannte, obdachloſe Mann und ging um ein Haus weiter. Er kam zu einem feinen Dachs, der ganz breit in ſeinem Quartier lag. Als er ſich bei dieſem anmeldete, ſchnauzte ihn der ziemlich grob an. — „Ich bin ein dicker, reicher Mann und werde mich in alle Ewigkeit nicht zwängen und beengen, um einem Bettelmann Herberg zu geben. Mein Wanſt braucht Platz, und ich liebe das Bequeme. Auch ſind mir alle Menſchen fatal, ſo fatal wie die Hunde, und ich wollte lieber auf der Stelle dürr und mager werden, wie der Wind im April, als daß ich von meinem Vorrath da drinnen nur ein Bröcklein an ſo aufdringliches Bettelgeſindel verſchenkte!"

Da dachte der Mann an ſeine eigenen Worte, die er damals geſprochen, als er noch reich geweſen, und ſchämte ſich ſehr. — „Ich will mich in's Waſſer ſtürzen," rief er endlich voll Verzweiflung, „damit all das Elend kurzweg ein Ende nimmt!" Und nun rannte er aus dem Walde heraus gegen den Strom zu. „Ja! in den Strom will ich mich ſtürzen!" ſagte er, denn der Spiegel ſeiner tiefen blauen Flut zeigt mir den Himmel, wo nun gewiß mein armer Sohn wohnt, und ſo will ich ſterbend

wähnen, ich käme wieder zu ihm.“ Wie er aber zu dem Strom kam, ſah er des freundlichen Himmels Angeſicht nicht drinnen geſpiegelt; ernſt und düſter und kahl lag der Strom, denn er war zugefroren faſt bis auf den Grund.

Nun hatte ſein Jammer kein Maß mehr, und er ſchlich wie mit gebrochenen Beinen auf das nächſte Feld; da war ein luſtiges Leben verlauf; denn da ſaßen die Vöglein des Himmels an dem ſchönen großen ſchneeweiß gedeckten Tiſch und aßen ihr Abendbrod. Er traute ſich vor Scham nicht recht nahe hinzuzutreten; als aber die Vöglein ſeiner anſichtig wurden und ſahen ſein bleiches Geſicht, ſeine eingefallenen Wangen und wie er ſo lüſtern den ſchönen Vorrath betrachtete, da luden ſie ihn ein, näher zu kommen, ſich bei ihnen niederzuſetzen und mit zuzugreifen; und gab ihm jedes von ſeinem Antheil. Er ließ ſich auch nicht lange bitten und griff zu; die ſchmalen Biſſen ſchmeckten ihm köſtlich, wie nie ſein leckerſtes Mahl, und er wurde ſatt. Als das Mahl vorbei war, ſtand er mit ſeinen Wirthen auf, verrichtete mit ihnen aus vollem Herzen zum erſtenmal nach langer Zeit wieder ſein Dankgebet und dachte dabei wehmüthig an ſeinen Sohn.

Da kam der treue Geſelle herbei, der die Vöglein auf dem Felde zu verſorgen und zu verköſten hat, nach dem Geheiß des himmliſchen Vaters, und fragte ihn, „ob er ſatt ſei?“

„Ach ja!“ erwiederte der alte Mann ſeufzend, „die irdiſche Speiſe, die ſchöne Gottesgabe, die wohl tauſendfach geſegnet ſein muß, hat mich ſchon ſatt gemacht; aber ich lechze noch nach

anderer Speiſe, ich hungere vor Sehnſucht nach meinem lang verlornen Sohn."

„Sei getroſt und guten Muthes," ſprach der treue Geſelle zu ihm, „und folge mir, wenn du Luſt haſt, zu einem beſſern Gaſtmahl, zu dem dich mein armer Kamerad einladet, den du ungeſehen ſammt mir verſtoßen haſt." —

Dem alten Mann gingen plötzlich die Augen auf; — „Herr Jeſus!" rief er voll Reue; — „weh' mir! warum hab' ich das gethan!"

„Haſt du denn Luſt, das Kind wiederzuſehen?" fragte der treue Geſelle. —

„Ach freilich!" erwiederte der alte Mann; „aber mich ſchmerzt es nur um ſo tiefer, daß ich jetzt arm bin und meine Hartherzigkeit nicht wieder gut machen kann."

„Komm' nur mit mir," ſprach der treue Geſelle, „wenn du keine weitern Bedenklichkeiten haſt; aber merke wohl: der Weg, den wir gehen, iſt rauh und finſter, und du mußt nicht verzagen, wenn dir die Sinne zu vergehen drohen. Werde auch nicht ſchwindlich, wenn du meinſt, daß dir der Boden unter den Füßen ſchwinde. Halte dich alsdann nur feſt an mich, und wir werden ſicher zum Ziele kommen."

Nun begannen ſie die Reiſe; dem alten Mann wurde es bang und bänger, und doch auch wieder ſo freudig und ſo voll im Herzen, daß er allmälig glaubte, es müſſe ihm brechen vor Übermaß der Sehnſucht, und daß er ſtürbe — —

„Halte dich nur feſt an mich," ſprach der treue Geſelle und

umklammerte ihn innig, wie ein Kind ſeinen Vater, und ſchwang ihn ſamt mit ſich empor. —

Der Tiſch war gedeckt in der duftigen grünen Laube, wo in den Zweigen heilige Lieder webten. Das war im ewigen Leben. Da ſaßen nun an dem Tiſche mit verklärten ſeligen Angeſichtern der arme Mann und der Sohn des reichen Mannes, der nach langen Irrfahrten in Indien endlich hier in der unvergänglichen Welt ſeinen Hafen gefunden hatte und nun nichts betete, als daß er ſeinen Vater wieder ſchauen dürfe, der ihm einſt geflucht. Auch hatte der arme Mann ſich's erbeten, daß er den reichen, der ihm ſo lang auf Erden ein Todfeind geweſen, zu Gaſte bitten dürfte, und der arme kranke Knabe, der hier für immer geneſen iſt, hatte mit darum gebeten. So ſaß der kranke Knabe neben ſeinem Vater, dem Sohn des reichen Mannes, und eilte nun auf den Großvater zu, der voll Sehnſucht die Arme nach Allen ausſtreckte. Da beben ſie ihn, wie er ganz übermannt zuſammenſinken wollte, liebreich auf, ſchließen ihn feſt und innig an ihre Herzen und luden ihn ein, immerdar bei ihnen zu bleiben und ſich zu laben an der nie verſiegenden Tafel der göttlichen Liebe und Gnade.

Storch und Eule.

I.

Wie der Storch nach Welschland reist.

Der alte Storch, der sein schönes sauberes Quartier auf dem Spittelthor hatte, wiegte an einem anmuthigen Sommerabend seinen Sohn, den jungen Storch, in der zierlichen, luftigen Wiege, die er von Epheu künstlich geflochten und an dem Wetterhahn aufgehangen hatte. Der alte Storch war schon oft gewandert von Nürnberg nach Rom, allemal, wenn die Blätter anfingen gelb zu werden, und von Rom wieder nach Nürnberg, wenn der Frühling andächtig, wie ein frommer Christ, die Oelzweige und Palmkätzchen in der Petruskirche weihen ließ; der Storch, wiewohl ein sehr rechtschaffener Hausvater, wurde aber mit der Zeit etwas blöde in den Augen, denn

vor Alter und Mühseligkeiten und gar vielen Sorgen um seine Kinder, hatte er auf dem einen Auge den grünen Staar, und auf dem andern wuchs ihm ein Fell, so daß er kaum mehr gut unterscheiden konnte, was Tag und Nacht sei, und sich's von seinen Gevatterinnen, den Schwalben, immer getreulich ansagen lassen mußte, wann die Blätter gelb wurden; das war ihm, wie gesagt, nicht mehr recht deutlich, weil es ihm vor Sorgen um seine Kinder wie oft grün und gelb vor den Augen geworden war.

Nun an jenem schönen Sommertag (ich glaub' es war am Johannis-Enthauptungs-Tag), da stand er, trotz seinem Augenübel, ganz lustig und wohlgemuth vor seinem Quartier auf der Zinne des Spittelthores, schaukelte die lustige Wiege, worin sein unmündiges Söhnlein lag, in seine junge Weinblätter eingewindelt, und sang sein Kind mit folgendem Liede in den Schlaf:

„Eia Popeia! lieb' Söhnlein, schlaf' ein!
Die Sonne geht unter; grüß' Gott, Sternenschein!
Die Luft kommt von Welschland und sagt nur: komm' bald,
Sonst wird's deinem Bübchen in Nürnberg zu kalt.

Eia Popeia! Bald ziehen wir aus,
In der heiligen Stadt hab' ich auch noch ein Haus,
Da kriegt mein lieb' Bübchen so viel es nur mag,
Rosinen und Mandeln vollauf alle Tag'.

Eia Popeia! schlaf' süß mein lieb' Kind!
Dein Vater ist alt und bald wird er gar blind;
Doch wenn er auch blind wird, stets über dir wacht
Ein ewiges Vaterauge. Kind, gute Nacht!“

Mit dieſem Liede wiegte der alte halbblinde Sterch ſein Söhnlein und dachte dabei mit gar vieler Sehnſucht an die ſchöne heilige Stadt Rom und an den luſtigen Faſching allhier, an die milden Lüfte, die für ſeine ſchwachen Augen ein wahrer Balſam waren, an die ſüßen Gewürze und Leckereien, an die Mandeln und Makarenen, womit er ſeinem herzlieben Kinde ſtatt mit den ſalzigen Nürnberger Bretzeln und ſtatt mit den Fröſchen und Blindſchleichen unter den Weiden an der Pegnitz füttern würde. Und doch aber, wenn er bei aller ſeiner Freude, in die heilige Stadt Rom zu reiſen, wieder an die gaſtfreundliche Stadt Nürnberg gedachte, die ſo viele ſchöne Häuſer hat, — ſo ward ihm ganz eigen ſchmerzlich zu Muth, daß er ſie verlaſſen ſollte, denn er war ja von Nürnberg gebürtig und ein Stadtkind vom Spitzlberg; und es wird einem doch immer wehmüthig, wenn man auch zu allen Herrlichkeiten der Welt gelangen will, und ſoll für lange Zeit doch von der lieben Heimath fort. — „Ich will doch einmal zu meiner Muhme, der Schwalbe, nach Sankt Lorenzen hingehen," dachte der alte Sterch, — „das iſt eine kluge Gevatterin, und die kann mir aufrichtigen, genauen Beſcheid geben, wann die Blätter am Entenſteich wirklich gelb werden, das heißt, nicht die Nadeln im Reichswald, denn die bleiben ja gar lange grün. — Behüt' dich indeſſen Gott! du, mein liebes Söhnlein; ich komme bald wieder heim, wie ein ordentlicher Hausvater; denn bei Nacht lange ausbleiben, ſchickt ſich nicht! Schlaf' ſanft indeſſen, — ich bring' dir auch was Leckeres mit."

Nun ſchüttelte ſich der alte Storch ſehr bedächtig und bürſtete ſich mit Meiſig den Pelz und begab ſich ſehr behutſam, damit er bei ſeinem blöden Geſicht über ſeine langen mageren Beine nicht ſtolpere, zu ſeiner Winkme, der Schwalbe.

Während er nun Schritt für Schritt weiter ging, ſie bei St. Lorenzen heimzufinden (er kannte den Weg blind zuden, ſo oft war er ihn gegangen), — da kam eine Mutter mit ihrem Söhnlein zu ſeinem Neſt, wo der Abendwind die Wiege des jungen Storches wiegte, das war die gar gelehrte und kluge Frau Eule mit ihrem verſteckten Scheim von Sohn, dem durchaus nichts in den Kopf wollte, und das ging ſeiner Frau Mutter, die ſich der Ungelahrtheit ihres Bengels ſehr ſchämte, gar bitterlich zu Herzen; denn ſie hatte ihn doch von Grund des Herzens lieb, mehr als er der Scheim verdiente. — „In deiner Heimath wirſt du nun einmal nichts lernen!“ ſprach ſie zu ihrem Sohne, „du mißrathenes Kind; — wenn du ewig hier bleibſt, ſo machſt du mir nichts als Schande und Verdruß durch deine Ungeſchlachtheit und durch dein müſſiges Weſen. Das heißt: du weißt zwar viel mehr als alle deine leichtſinnigen Bekannten und Vettern, und haſt freilich durch meinen Unterricht Alles ſtudirt und auswendig gelernt, was in dieſer ungelehrten Stadt zu finden iſt; aber doch mußt du, um deine Kenntniſſe zu erweitern und Ruhm zu kriegen, gelehrte Reiſen machen nach gelehrten Ländern. Du mußt nach Italien gehen und dort in den alten Trümmern herumſtudiren. Ich will dir einen Gruß an meine Frau Baſe, die Nachteule in der großen Rotunda, mitgeben,

die ſoll deine Hofmeiſterin ſein und dich überall hinführen, wo es etwas zu ſehen und zu ſtudiren gibt. Und damit dir die Reiſe wohlfeiler kömmt, und du in Geſellſchaft gehſt, ſo mußt du ſie anſtatt des jungen Storches hier mitmachen; der alte iſt blödſichtig und wird dich wohl für ſeinen Sohn halten; den jungen da will ich einſtweilen in meiner Einſiedelei bei mir behalten, bis du wiederkömmſt. Du mußt dich, um als Storch zu gelten, eben nur beſonders befleißigen, deinen Kopf nicht ſo zwiſchen die Schultern zu ſtecken, wie ich, ſondern ihn verwitzig hoch zu tragen, und mußt auch deine Stimme höher und ſpitziger herauslaſſen, nicht ſo rauh, wie die meinige; dann werden ſie dich wohl für einen Storch halten, und du kannſt was Erkleckliches lernen, und ich werde, wenn du wiederkommſt, meine Freude d'ran haben, wie viel klüger du geworden biſt. Nun leb' wohl und verſäume keine Gelegenheit zum Studiren."

„Ich danke ſchön, Frau Mutter! erwiederte der Kauz ſehr verdrießlich, — „es iſt mir nur fatal, daß ich die Strapazen einer ſo langen Reiſe aushalten muß. Frau Mutter! ich verſpüre einen Hang in mir, lieber hier zu bleiben, damit ich mich mit dem Wandern nicht zu bemühen brauche."

„O, du fauler Kauz!" verſetzte ihm die Frau Eule zürnend, „du ſollſt aber nun 'mal reiſen, damit du was Tüchtiges lernſt, ſonſt wird mein Vertrage nichts Tüchtiges aus dir. — Habe übrigens keine Sorge; denn wenn du dich nur recht geſchickt als einen jungen Storch anſtellſt, ſo wird dich der blinde Alte ſo viel tragen und hätſcheln, als es angeht, denn er ſieht nichts auf der

Welt je sehn als sein Kind. Nun mache deine Sachen klug und säuberlich. Lebe wohl, hoffnungsvoller Kauz, und werde in Italien eine Stütze der Kunst und Wissenschaft."

Während dieser Worte nahm die Eule den schlafenden jungen Storch behutsam aus seiner Wiege heraus, und legte ihren weltweisen Kauz hinein, den sie gar sorgsam in die Windeln von grünem Nesselkraut einwickelte, daß man ihn nicht kennen sollte. Dann begab sie sich eilig mit dem jungen Storch nach Hause und in den dunkeln Wald, wo sie bei Nacht gar eifrig in geheimen Wissenschaften studirte. —

„Grüß dich Gott!" sprach der alte Storch, als er von seinem Besuch bei der Muhme Schwalbe wiederkam, — „grüß dich Gott! und freue dich, mein herzliebes Kind! Ich hab's von der Muhme: am künftigen Frauentag, zu Mariä Geburt, gehen wir nach Welschland; nun, mein Kind! wenn du den schönen ewig blauen Himmel dort wirst sehen, und die goldene Sonne, die in Welschland gar nie mit einem Schleier auf die Straße geht, wie zuweilen hier, wo du geboren bist — ach! der schöne Himmel, ach! die helle Sonne, — die ich freilich nicht mehr sehen werde, — — nun, du wirst Augen machen!"

Wie der alte blinde Storch mit so viel Freude von der lieben Sonne sprach, da wurde aber der junge Kauz im Nest ganz unwillig und fing abscheulich, denn er hatte von seiner Mutter, der Frau Eule, gelernt, die Sonne sei durchaus widerwärtig und die Nacht allein der wahre Tag.

„Warum wimmerst du denn so abscheulich?" fragte der

arglose Storch ganz besorgt. „Hungert dich etwa? Schau'! ich habe dir noch ein schönes Weißbrödchen mitgebracht! Hast du Hunger?" —

Der junge Kauz schnappte statt der Antwort sehr begierig nach dem Weißbrödchen und verschlang es murrend. „Du bist aber heute recht unartig," sprach der alte Storch; „sonst hast du des Nachts keinen Appetit, wenn du schläfst."

„Ich habe immer Appetit," erwiderte, eines jungen Storches Stimme nachahmend, der Kauz, „und im Schlaf am meisten."

Nun, als der Frauentag Mariä Geburt kam, das war ein gar freundlicher lieblicher Morgen; — ach! und dem alten Storch wurde das Herz so schwer, daß er von Nürnberg wirklich fort müßte, als sollte er sein liebstes Kleinod, sein Leben selbst, allda zurücklassen. „Ach!" sprach er dann, „bin ich nicht aber ein thörichter Alter!? — Wie ist ja so zu Muth, als müßt' ich dich, mein Söhnlein, hier zurücklassen! und du gehst ja doch mit. — Nun! Gott behüt' dich treu, mein altes Haus, vor Noth und Gram und Schelmerei. Gott behüte dich, du sauberes Nest! der Herr Gott walt'! Er thut das Best'."

Und nun kamen die Vettern und Basen alle, reisefertig, mit kleinen Bündeln auf dem Rücken, und weinten sehr (obwohl sie sich auf Welschland freuten), daß sie das schöne alte Nürnberg verlassen mußten, und befahlen ihre Häuser und Wiegen allesammt dem lieben Gott und treuen Menschen, sie vor Unglimpf und Mutwillen und allem Schaden zu bewahren. Als

sie das Morgenlied zur Reise in frommem Gesang anstimmen wollten, standen unten am Spittelthor, bei dem sie sich versammelt hatten, des Thorwärters zwei Kinder, der kleine Sebald und seine Schwester Antonie, und weinten bitterlich, daß nun die treuen Schwalben und Störche fortzögen in die Fremde. Das sahen die Schwalben und trösteten sie, und der alte blinde Storch sagte: „Seid nur getrost! Wir kommen ja nach Ostern wieder und bringen euch von Welschland ein schönes Geschenk mit; ich bin freilich schwach an Augen und kann nichts aufsuchen für euch; aber mein Sohn, der bis dahin gewachsen sein wird, der soll mit frischen Augen das Schönste und Beste für euch auswählen; das bringen wir euch dann mit. Und nun machten sich die Schwalben und der Storch auf die Reise, indem sie das Lied anstimmten:

„Adje! Adje! Adje!
Scheiden, ja! Scheiden thut weh'!
Thut weh'!
Wir wallfahrten jetzt nach dem heiligen Rom.
In Weihnachten sind wir am Peterstrom;
Das ist unser Wähnen
Und Sehnen.

Adje! Adje! Adje!
Scheiden, ja! Scheiden thut weh'!
Thut weh'!
Doch der liebe Gott, der waltet das Best';
So kommen wir wieder nach Osterfest.
Mit Segen auf Wegen
Und Stegen."

II.

Wie es dem jungen Storch ergeht.

„O weh! was für ein trauriges Leben muß ich jetzt führen in dem finstern Wald, wo mich so bitterlich friert, daß mir alle Glieder knacken und klappern! Und dieser traurige Kerker, in dem ich eingefangen bin, dieser modernde hohle Baum, wo ich Tag und Nacht Dinge lernen und anhören soll, von denen keines in meinen armen Kopf hinein will! Nein, es ist nicht zum Aushalten! Ach! ich möchte so gern den schönen blauen Himmel nur ein einziges Mal, nur so ein klein bischen wiedersehen, wie würde mich das freuen! Aber, o Gott! ich darf ja nicht! darf nur zu Nacht bisweilen heraus; und dann seh' ich nicht einmal die freundlichen Sternlein, die ich im warmen Sommer so hell flimmern sah; das ist nun ein wahrer Jammer! und noch dazu obendrein die vielen rauhen und unverschliffenen Worte, die ich von meiner Pflegemutter hören muß. Ach! ich kann's immer noch nicht recht glauben, daß mein Vater, der doch immer so mild und gut war, mich wirklich und in Wahrheit der häßlichen dicken alten Eule zur Bildung und Erziehung anvertraut habe, wie sie mir an jedem Tage wenigstens zwanzig Mal versichert, wenn sie mir all das Liebe und Gute verrechnet, was sie mir erweist. Ja! schön Liebes und Gutes! daß ich so erbärmlich frieren muß, was mich gewiß noch unter die Erde bringen wird. O weh! was für ein Sturm durch den Wald heult, daß die Eichzacken von

den Blumen fallen! Die Bäume ſelbſt ſind freilich noch grün, aber — ich weiß nicht — mir bangt heimlich vor dieſem Grün, das ſo dunkel und traurig iſt. „Ich halt' es nicht aus, ich ſterbe wahrhaftig in dieſem kalten nächtlichen Hauſe, wohin mich mein Vater in die Koſt gegeben!"

So jammerte der junge Storch während einer bitterkalten Novembernacht in dem hohlen Baume, worin er bei der Eule lebte. Die Hausfrau ſelbſt, die beinahe in jeder Nacht ausflog, war auch dießmal nicht zu Hauſe. Da kam dem jungen Storch der Gedanke: „Ei! wenn deine Hausfrau bei Nacht aus dem Hauſe geht — warum ſollteſt du ſelbſt, wenn du nur willſt, denn nicht auch fort und auf und davon gehen können? — Es muß doch überall in der weiten Welt freundlicher ſein, als allhier?" — Aber dann wurde ihm wieder gleich ganz troſtlos zu Muthe; denn er fühlte, daß ſeine Beine von dem langen Stubenhocken ganz kraftlos waren, und auch im Kopfe wurde es ihm ganz wirblich und vor den Augen ganz trüb; denn, dachte er, wenn ich mich auch heimlich auf und davon mache aus dem kalten unfreundlichen Hauſe, ſo weiß ich dann ja noch immer nicht Weg und Steg, nicht wanns und wenn. — Aber es wühlte ihm eben eine große Sehnſucht im Herzen, er wußte ſelber nicht, wonach; er dachte viel an ſeinen alten blinden Vater und an das ſchöne Haus und an die anmuthige Wiege, worin er gelegen auf der Dame des Spitaltheres in Nürnberg. Nun dachte er ſich freilich die Stadt Nürnberg meilenweit fern, oder wohl gar dort, wo die Welt mit Brettern verſchlagen iſt und ein Ende hat. —

Während deſſen war die Hausfrau, die kluge Eule, mit einem gar verdrießlichen Geſichte nach Hauſe gekommen und ſprach ſehr unfreundlich zu dem jungen Storch: „Du vernagelter Geſelle! was ſchaffſt du hier? ich leſe dir's von den Augen ab, daß du wieder allerlei Böſes im Schilde führſt!“

Da erſchrak der junge Storch gar ſehr, indem er ſich dachte: „Ei, ei, ei, was doch die gelehrte Hausfrau ſo ſchnell mein unlauteres Gewiſſen merkt! Weh' mir! wenn ſie in meinem Kopfe geleſen hat, daß ich gar zu gerne aus dieſem traurigen Aufenthalt auf und davon ginge; — o je, wenn ſie das errathen hat, dann kerkert ſie mich gewiß noch viel ſtrenger und unbarmherziger ein, als ſie es bisher ſchon gethan hat.“ — Mit Zittern und Zagen ſprach er dann leiſe zur Eule: „Aber wie iſt es denn nur möglich, geſtrenge Frau! daß ihr bei ſo rabenfinſtrer Nacht leſen könnt, und noch obendrein in meinen kleinen Augen? Verzeihet, ich bitte euch gar ſchönſtens.“ —

„Schweig', du ungelehriger Tropf!“ unterbrach ihn die Eule, „und merke wohl auf, was ich dir auftragen werde. Um klug zu werden, biſt du viel zu dumm.“ —

„Iſt das Alles, was ich mir merken ſoll?“ unterbrach ſie der junge Storch, „nun, das will ich ſchnell behalten.“

„Du biſt ein wahrer Eulenſpiegel!“ erwiederte die Eule, „das iſt nicht Alles, das iſt blos die Einleitung; die Hauptſache beſteht darin, daß du von nun an (weil hauptſächlich durch deine Gefräßigkeit mein ganzer Wintervorrath aufgezehrt iſt, und ich im Walde keine Nahrung für uns Beide auffinden kann —) daß

du alſo von nun an jeden Tag hinausgehen mußt in die Welt, das heißt, in die alte Stadt Nürnberg, um Brod und Käſe für uns zu holen."

„Nach Nürnberg, in die alte ſchöne Stadt?" unterbrach ſie der Storch; — die Eule aber erwiederte verdrießlich: „Nun freilich! was gibt's da noch lange zu fragen? oder meinſt du vielleicht, ich ſollte, um dich zu füttern, meine gelehrten Betrachtungen in geheimen Wiſſenſchaften unterbrechen?" —

„Ja, aber, geſtrenge Frau," begann der junge Storch auf's Neue — „Nürnberg liegt wohl recht weit, ſo daß ich am Ende jeden Tag wochenlang gehen müßte, um Brod und Käſe zu kaufen?! Preſ't Mahlzeit! — Das ſcheint mir ein ſchönes Geſchäft, d'rauf abgeſehen, daß ich mir meine ſtattlichen langen Beine dran kurz laufen ſoll. —"

„Hans Narr!" rief die Eule unwillig, „haſt du denn keine Flügel? und dann — ja, ſo geht's, wenn man nicht gelahrt iſt. Nürnberg liegt ja kaum eine Stunde Wegs von hier!" —

„Was?" ſchrie der Storch freudig; „das iſt ja prächtig! Und freilich: ja, mein Seel! ich hab auch ein Paar tüchtige Flügel. Nun, gebt Geld her, Hausfrau, damit ich Brod und Käſe kaufen kann."

„Warum nicht gar! Geld? Kaufen?" erwiederte die Eule. Höre 'mal, ich glaube, du biſt nicht recht geſcheidt; es iſt nicht davon die Rede, daß du Brod und Käſe *kaufen* ſollſt, es handelt ſich darum: — du mußt — du ſollſt — und kurz mit einem Wort: du mußt es *ſtehlen*." —

„Stehlen? ja, was iſt denn das?“ fragte der Storch.

„O, du Einfaltspinſel!“ erwiederte die Eule, „da merkt man's gleich, daß du noch gar nichts gelernt haſt. Stehlen, das heißt: wohlfeil kaufen; da handelt man nicht lang, ſondern macht blos lange Finger, und mir nichts, dir nichts, auf hui und pfui, ſteckt man die Waare hübſch unter die Flügel und empfiehlt ſich nicht, ſondern geht geſchwind auf und davon!“

„Aha!“ ſprach der junge Storch, „jetzt verſteh' ichs, aber — mit Verlaub! — mir, in meinen dummen Gedanken, mir kommt halt das Stehlen wie eine verbotene, abſcheuliche Spitzbüberei vor; doch, ich will mein Glück probiren. Aber wie finde ich denn aus dem Wald heraus? ohne Laterne und ohne Sonne, Mond und Sterne?“ —

„Hätteſt du ſo gute Augen, wie ich,“ verſetzte die Eule, „ſo würdeſt du bei Nacht keine Laterne brauchen; aber ich will dir einen alten Käfer mit einem Span Faulholz mitgeben, der ſoll dich begleiten und dir damit leuchten. Und dann nimm dir auch etwelche von dieſen bunten Steinen mit, die laſſe unterwegs von Zeit zu Zeit fallen, damit du dich bei der Zurückkunft wieder zurechtfinden kannſt. Nun gehe, beſtelle deine Sachen fein klug, ſiehe zu, daß dich Keiner bemerkt, und bringe mir einen guten Mundvorrath nach Hauſe.“

„Empfehle mich ſchönſtens, geſtrenge Hausfrau,“ erwiederte der Storch, indem er einen Kratzfuß machte, und huſchte aus dem hohlen Baum recht ſeelenvergnügt heraus. Der alte Käfer ging mit dem Span Faulholz vor ihm her und leuchtete; der

junge Storch machte ſich mit den bunten Steinen, welche ihm die Eule mitgegeben hatte, ein ganzes Vergnügen und achtete nicht ſehr darauf, als ihm die Eule, die ihm mit Brillen auf der Naſe beſorgt nachſah, ängſtlich zurief: „Vergiß nicht beim Nachhausgehn die Steine wieder aufzuleſen; denn es ſind ja lauter Edelſteine, Karfunkeln, du Hans-Narr!“ Aber, wie geſagt, der junge Storch kehrte ſich nicht viel daran, ſondern warf ganz luſtig die Edelſteine bald rechts, bald links, und fing ſie dann mit den Beinen wieder auf, und trieb ſo ſein Kurzweil damit. Endlich kamen ſie weiter, der Storch und der alte Käfer, an den Saum des Waldes; da brummte der alte Käfer und machte linkum und ſchlich wieder nach Hauſe. Dem Storch aber, als er wieder nach langer Zeit den ſchönen freien Gotteshimmel über ſich ſah — und vor ſich offenes Feld, und droben den hellen Mond, der ſich eben anſchickte, vor dem goldenen Morgen Reißaus zu nehmen — und auf der Erde die ſchöne alte Stadt Nürnberg, mit ihren vielen Thürmen und Thoren, — dem Storch wurde es dabei ganz wunderlich zu Muthe; es war ihm, als müßte er die Flügel ausſpreiten, um ihre Schwingkraft zu probiren, und wie er dieß that, ſo bemerkte er auch gleich, daß ſie ihn über der Erde höben und trügen. Das freute ihn nun unbeſchreiblich; denn es kam ihm vor, als ob er wieder, wie vormals, in einer luſtigen Wiege geſchaukelt würde; er probirte es nochmal und wieder einmal, und immer ging's beſſer; — da wußte er vor Freude nicht mehr, was er anſtellen ſollte, er fühlte die bittere Kälte gar nicht mehr, die ihn doch im Walde, im finſtern Hauſe der Frau

Eule, ſo arg geſchmerzt hatte, und hob ſich nun von der Erde auf, ſchlug einen Purzelbaum über den andern und geberdete ſich recht ausgelaſſen. Dabei fiel ihm ein altes Lied ein, das er, als er noch über'm Spitzelthor in der Wiege lag, wie oft von reiſenden Handwerksburſchen gehört hatte, die am frühen Morgen zum Thor herauszogen; das ſang er nun auch jetzt:

„Juheiſſa! ich habe mein Bündel geſchnürt,
Wie's einem jungen Geſellen gebührt;
Wohlauf in die Welt, in die Kreuz und die Quer!
Die Stubenhockerei gefällt mir nicht mehr.
Ich will mein Glück probiren,
Marſchiren!! —

Behüt' dich Gott viel tauſendmal, du finſtrer Wald!
Jetzt ſiehſt du mich noch und nicht mehr ſo bald; —
Meine Beine, die ſind gar ſtattlich und lang,
Drum kann ich auch gehen meinen ordentlichen Gang:
Drum will ich mein Glück auch probiren,
Marſchiren!! —

Und für was ſcheint denn die liebe Sonne ſo ſchön,
Als daß man kann auf die Wanderſchaft gehn?
Frau Sonne geht ſelbſt ohne Unterlaß,
Drum wollen wir gehen zuſammen fürbaß,
Und woll'n unſer Glück probiren,
Marſchiren!! —"

Mit dieſem Lied war der junge Storch immer weiter gekommen und endlich, da ſchon der Morgen völlig über den

Geſichtskreis heraufgeſtiegen, auch bis an's Spitlerthor der ſchönen alten Stadt Nürnberg. Das war nun kaum aufgeſchloſſen worden, ſo ſchritt auch der Storch ganz luſtig, aber dabei doch ſehr gravitätiſch hindurch, und war recht guter Dinge, als ihm plötzlich der Thorwärter den Paß verſperrte, und ihn ſchlaftrunken alſo anrief: „Heda! den Therpfennig, guter Freund!“

„Was, Therpfennig!“ erwiederte der Storch, „ſeid Ihr ſo ein Thor, daß Ihr meint, ich hätte einen Pfennig Geld bei mir? Gott bewahre! nicht einmal Nägel an den Stiefeln, geſchweige erſt Kupfer oder gar ein andres edles Metall im Sacke. Wenn Ihr Kupfer wollt, ſo greift Euch nur getroſt an Eure eigene Naſe, da habt Ihr ſchon genug dran. Ich gehe fechten und denke in dieſer edlen Kunſt noch Meiſter zu werden. Alſo, wenn Ihr mir einen Therpfennig geben wollt, — her damit! — aber von mir — ja, ſchaut, da kriegt Ihr nichts!“

„Der Kerl iſt grob,“ brummte der verſchlafene Thorwächter. „Wenn Er kein Geld hat, ſo heißt's: marſch! linksum kehrt euch! — Kann Er nicht leſen?“

„Nein,“ erwiederte der Storch, „leſen kann ich nicht!“

„Nun!“ fuhr der Thorwärter fort, „ſo leſe Er, was da auf dem Thore geſchrieben ſteht: „„Das Betteln oder Fechten iſt verboten.““ Weiß Er's jetzt? Nun, wenn Er kein Geld hat, ſo halt' Er mich nicht auf und gehe Er ſeine Wege wieder zurück; — was will Er denn noch?“ —

„Ja, ſehet“ — antwortete der Storch, „ich habe noch einen

wichtigen Auftrag zu beſtellen; wißt! ich muß nämlich in die Stadt hinein, um Brod und Käſe zu ſtehlen."

„Was? ſtehlen?" eiferte der Thorwärter, „nun, das nenne ich doch Unverſchämtheit! Heda! Leute! Wache! Hunde! faßt mir den Kerl da an! Feuer! Diebe! Mörder!" — ſo ſchrie der Thorwärter in Einem fort, bis endlich ſein ganzes Haus wach und lebendig wurde; friſch, wie der Wind, ſprangen ſeine Kinder, Sebald und Antonia, heraus und fragten, was es denn gebe. „Ein Dieb! Ein Dieb!" ſchrie der Thorwärter, und wickelte ſich, — denn es war ein kalter November-Morgen — dichter in ſeinen Pelz und rieb ſich die Hände im Muff. Sebald aber geberdete ſich, als wär' er außer ſich vor Freuden, tanzte und hüpfte wie närriſch, und rief ein über das andre Mal aus: „Ei, Herr Jemine! der Storch! der Storch! Grüß dich Gott, kleiner Storch! ſchau! ſchau! wie groß du geworden biſt! — nun, das iſt ein Leben; der Storch iſt wieder da! Wie kommt's denn, daß du dießmal ſo früh wieder zurückkehrſt?"

„Haſt du uns auch hübſch was mitgebracht?" fragte Antonia, „gelt', ein Paar Palmkätzchen von Rom und ein ſchönes Oſterei?" —

„Dummes Zeug," unterbrach ſie Sebald mit vieler Klugheit, „wie ſoll er uns denn ein Oſterei mitbringen? wir haben ja noch nicht einmal Sankt Nikolaus-Tag und Weihnachten. — Wie geht's denn deinem alten Vater? — Ei, es iſt doch nicht hübſch von dir, daß du den blinden Alten, der dich ſo lieb hat, im Stiche läßt, und ganz mutterſeelenallein von Rom wiederkömmſt."

„Iſt denn mein Vater nicht hier? nicht mehr in Nürnberg?“ fragte der Storch ganz verwundert. —

„O Gott bewahre!“ erwiederte ihm der junge Sebald, „wie kömmſt du mir denn vor? du biſt ja mit ihm fortgezogen in die weite Welt, nach Welſchland. Ach! weißt du's denn nicht mehr? Es war ſo ein ſchöner Morgen, am Tage Mariä Geburt, wie ihr und die Schwalben auf die Wallfahrt fortgezogen ſeid, und wir haben ſo bitterlich um euch geweint!“

Dem Storch wurde ganz ſonderbar zu Muth, wie er dieß Alles hörte; denn er wußte von Allem nichts, und endlich rief er recht kläglich: „Ach, was bin ich doch für ein armer geſchlagener Geſell! Nein, das iſt doch gar jämmerlich! nun ſind Alle fort, und ich bin ganz allein und weiß nicht wo aus und wo ein. Aber zu meinem Vater muß ich, das nutzt nun 'mal nichts; ich muß zu ihm hin, denn er iſt alt und blind, und nun ſehe ich, daß mich die gelehrte Hausfrau recht abſcheulich betrogen hat. — Nun, behüt' dich Gott, mein guter Kamerad Sebald, ich merke aus deinen Reden, daß mein Vater nach Welſchland gereiſt iſt, und nun muß ich ihm nachwandern und ihn aufſuchen, denn, wenn ihm in der Ferne ein Leid geſchähe — die Angſt um ihn brächte mich um.“

„Du haſt wahrhaftig Recht! Biſt ein braver Burſche!“ ſprach Sebald, „nun, behüt' dich Gott, daß du deinen Vater findeſt!“ — „Behüt' dich Gott viel tauſendmal, du guter Storch!“ fügte Antonia hinzu, die recht herzlich weinte, „und komm' auch fein wieder: wir wollen dir dein Haus ſchön treu und redlich

bewachen. Und nimm auch da mein Frühſtückbrödchen mit dir; das kannſt du deinem Vater nach Rom bringen, und ſag' ihm: ich laſſ' ihn ſchön grüßen und er möcht' an mich denken." — Nun nahm der Storch ſchnell Urlaub, daß die Kinder nicht ſehen ſollten, wie ſchwer es ihm um's Herz wurde. Der Thorwärter war ganz verdutzt und wußte nicht, woran er ſei. Der Storch aber nahm ſchnell den Weg zwiſchen die Beine.

III.

Von den ſaubern Streichen des jungen Kaus.

Es iſt ein gar herrlicher Ort, die alte heilige Stadt Rom. Da herrſcht kein Winter, es iſt auf jedem Angeſicht, wie in allem Erdreich der Gärten und Auen ein ewiger Frühling zu ſchauen. Die liebe Sonne, wenn ſie einmal über den ſieben Hügeln emporgeſtiegen iſt, möchte dann gar nicht mehr herabſinken und ſcheiden, ſo wohl gefällt es ihr bei den wundervollen alten Tempeln, in welchen die heiligſte Jungfrau Maria und die Heiligen Gottes verehrt werden; ſo anmuthig ſind die prachtvollen Triumphbögen und Säulengänge, die köſtlich verzierten Thore und Hallen, in denen in unvergänglich friſchen Farben bunte Schildereien prangen.

In dieſer heiligen Stadt hatten nun die frommen Schwalben, die mit den Störchen dahin gewallfahrtet waren, den lieben langen Tag vollauf zu ſchaffen; denn ſie flogen von einem

Tempel zum andern, und ſprachen bald bei jenem Kloſter zu, wo ihnen die mildthätigen Ordensbrüder Broſamen gaben zur Atzung für ihre Kinder, und in den einſamen Gärten der heiligen Convente verſtatteten, von den Oelbäumen friſche grüne Blätter zu pflücken zur Beuſtren und Roſen von Jericho als Wetterzeichen. — — Aber wer bei allem dem Schönen, was in der heiligen Stadt zu finden ſein mag, am traurigſten herumwandelte, das war der alte Storch; denn der böſe Kauz, den er in ſeiner Blindheit ſtatt ſeines Sohnes mitgenommen hatte, machte ihm gar zu viel Verdruß. O, du lieber Gott!" rief der alte Storch wie oft ein über's andre Mal recht ſeelenbetrübt aus, — „o, du lieber Gott! du haſt mich doch für meine Sünden ſo ſchwer beſtraft, daß alle meine Hoffnungen, die ich auf mein Kind ſetzte, ſo gänzlich zu Schanden werden; denn mein ungerathener Sohn macht mir ſchrecklich viel Kummer. — Ich weiß gar nicht, wie das ſo plötzlich gekommen iſt; er hat gar nicht die Art und Sitte, als ob er mein Fleiſch und Blut wäre; nein, recht wie ein frevenlicher ungeſchliffener Bengel thut er mir Alles zum Trotz, wenn er weiß, daß mir etwas zuwider iſt. Statt daß er nach dem letzten Ave-Maria-Läuten am Abend fein ſäuberlich zu Hauſe wäre und mich alten armen Blinden pflegte, geht er um dieſe ſpäte Stunde erſt aus, — wohin? — ja, das weiß Gott, — ſo daß ich vor Sorgen die ganze Nacht gar kein Auge zuthun kann, — da geht er denn die ganze Nacht umher. Und was thut er den ganzen Tag über? da liegt er zu Hauſe auf der faulen Haut und ſchläft!"

Während der alte Storch dieß ſprach, ſaß er auf einem Mauerſtück des verwunderungswürdigen Rieſengebäudes Coliſee, in welchem die alten Heiden vor langen Zeiten grauſame und blutige Spiele abgehalten haben. Er ſaß in ſeiner Betrübniß recht wie ein verlorner und verlaſſener Einſiedler da und wußte nicht, wo aufzuhören in Klagen; — da hörte er, daß zwei Geſellen in ſeiner Nähe ganz leiſe zuſammenflüſterten; vermuthlich glaubten ſie, daß ſie allein wären. Es waren eine Fledermaus und ein Schuhu, die ſprachen zuſammen:

„Es iſt eben ein ſauberer Kauz, daß er uns ſo ungebührlich lange warten läßt.“

„Ja!“ ſprach der andre Geſelle; — „er hat einen Alten zu Hauſe, der gar fromm und umſtändlich iſt, und der darf bei Leibe nichts davon wiſſen.“

„Was ſind mir das für kurioſe Geſellen?“ dachte ſich der alte Storch. „Was haben denn die für Heimlichkeiten miteinander? — Sie wiſſen gewiß nicht, daß jemand in der Nähe iſt, der ſie hört; — und ſo will ich ſie denn auch beherchen; denn mir ſcheint's, das ſind gar nicht ſehr erbauliche Abſichten, die ſie da in der Stille ausbrüten.“ —

„Wie geſagt,“ fuhr die Fledermaus zum Schuhu fort: — „die Nachtigall iſt einmal meine Todfeindin, denn ſie hat mich auch einmal geſehen, wie ich aus einer Kirchenlampe heiliges Oel ſtahl, um auf Walpurgis meine Flügel damit zu ſalben; — drum, auf daß ſie mich nicht an den Küſter oder Herrn Pfarrer verrathe, müſſen wir ſie tödten. Und, was die Hauptſache iſt,

wenn wir ſie heute tödten in der Allerſeelennacht und ihr die größte und kleinſte Feder aus den Flügeln ziehen, ſo erben wir ihren Geſang, der vor aller Welt ſo vielen Beifall findet und ſo reichen Lohn. In jeder andern Nacht des Jahres hat ihr Geſang die Kraft, daß er ihre Feinde überwältigt, nur in der Allerſeelennacht nicht, drum müſſen wir ſie heute tödten."

„Ja, das ſag' ich auch," erwiederte der Schuhu, „und mein Vetter, der junge Kauz, der ſagte daſſelbe, und ich glaube, er hat auch nicht übel Luſt, ihren Geſang allein zu erben; aber das leid' ich nicht."

„Wann gehen wir denn dran, um ihr das Lebenslicht auszublaſen?" — fragte die Fledermaus weiter. „Ich glaube, es iſt am allergeſcheidteſten je eher je beſſer! Wenn wir nur erſt die zwei Federn haben, ſind wir gemachte Leute."

Inzwiſchen kam der junge Kauz daher mit vielen Spießgeſellen und grüßte die Fledermaus und den Schuhu, und ſprach: „Nun, meine lieben Freunde, ſeid ihr alleſammt fertig und bereit, daß wir der heilloſen Nachtigall den Garaus machen?"

„O, Herr Jemine!" ſprach der alte Storch, wie er ihn ſo reden hörte, „das kommt mir ja vor, wie die Stimme meines Sohnes; nein, das iſt ja zu arg; — ſo iſt er alſo ein Spitzbube und Straßenräuber! O weh! die Schande und den Kummer überlebe ich nicht."

Nun flog der junge Kauz mit ſeinen Geſellen von dannen; der alte blinde Storch aber jammerte noch in einem fort und verlangte nichts als zu ſterben, damit die Schande nicht mehr

auf ſein altes Haupt käme. — Nun hatte in jener Nacht — es war in der des Allerſeelentages — die Nachtigall auf dem Grabe ihrer Mutter ein Lichtchen angeſteckt im Kelch einer Sternblume und ſchwang ſich und ſang, während der Nachtthau in ſchweren Thränentropfen alle Augenblicke das flackernde Lichtchen auszulöſchen drohte, — ſang in gar beweglichen Weiſen, und alle die Blumen, die ringsumher auf den Gräbern blühten, nickten dazu, wie vor Mitleid und Andacht. Wie ſie nun in ihrem Schmerz und in ihrer Andacht ſich gar keines Andern verſah, da kamen plötzlich der Kauz und der Schuhu, ſein Vetter, und die abſcheuliche Fledermaus, und fielen meuchleriſch, hinterrücks die arme Nachtigall an, tödteten ſie und riefen ihr höhniſch zu: „Nun, du fromme Sängerin, nicht wahr, jetzt hat ſich's wohl ausgeſungen?! mußt uns aus deinem Fittig die längſte und kürzeſte Feder laſſen, denn darin liegt die Zauberkraft deines Geſanges."

„Mir die Zauberfedern!" rief der wilde Kauz, „ich will fürderhin ſo zauberiſch ſingen können, wie die Nachtigall. Ich muß die Federn haben. — „Ohe, das geſchieht nimmermehr!" ſchrie der Schuhu, „die Federn ſind mein, ich will ſie ihr ausreißen, auf daß der Zauber von nun und für immer mein ſei!" — „Warum nicht gar?" belferte die Fledermaus dazwiſchen, „ihr ſtreitet alle zwei um des Kaiſers Bart. Ich will die Federn, ich will jetzt Frau Nachtigall ſein. Was? bin ich nicht ſo zierlich und fein gebaut, daß ich immerhin Nachtigall ſein könnte, wenn ich nicht Fledermaus wäre?!"

Während ſie nun ſo ſtritten, wer den Preis des Mordes davon tragen und der Nachtigall die zwei Zauberfedern aus dem Flügel reißen ſollte, da war die Seele der Nachtigall unterdeſſen heimlich in den Kelch der ſchönen Sternblume gehüpft, in welcher das Allerſeelenlichtchen erloſch. Nun zankten ſich die drei Räuber noch lange um die zauberkräftigen Federn aus dem Schwungfittig der Nachtigall, bis endlich der Kauz ſeine beiden Helfershelfer zu unterſt kriegte und nun raſch die Zauberfedern ſtahl, die er ſich gar prunkhaft in ſeine eigenen Flügel einſetzte, wobei er voll Aufgeblaſenheit ſprach: „Nun habe ich die Stimme der Nachtigall, nun will ich mich als Sänger weit und breit hören laſſen, und meine Kunſt ſoll mir Ruhm und Geld einbringen, daß ich ein luſtiges Leben führen kann.

Gegen Morgen kam er nach Hauſe zu dem alten Storch. Wiewohl nun der ſeines vermeintlichen Sohnes üble Aufführung kennen gelernt hatte, und ſich heimlich darüber ſorgte und kreuzte, ſo fragte er ihn doch voll Güte und Milde, wo er denn die lange Nacht über geweſen ſei, ob er keinen Schaden gelitten, wie es ihm ergange, und ob er denn ſeines alten Vaters ſo ganz vergeſſe, daß er ihn in dieſen Sorgen bei Nacht allein ließe?

Der ruchloſe Kauz aber lachte den alten Storch ſtatt der Antwort aus und ſprach blos mit vornehmer Geberde: „Ich habe viele Künſte gelernt, von denen Ihr gar keinen Begriff habt. Nun aber lebt wohl für immerdar; denn ich will fürderhin Anſehen und Geld gewinnen durch meine Kunſt und habe nicht Luſt, Euch noch länger umſonſt zu füttern."

„Ach, du mein lieber Gott!“ rief der alte Storch jammernd und verzweiflungsvoll, „du ungerathenes Kind! was für ruchlose Worte sprichst du aus?! Habe denn ich dich nicht so lange mit meinen besten und letzten Bissen genährt, und nun handelst du so an mir altem blinden Manne?“

„Was geht mich Eure Blindheit an?“ erwiederte der Kauz, „ich wollte, Ihr wäret da, wo der Pfeffer wächst!“

„O Gott!“ rief der blinde Storch, „Gott! rechne ihm seine Sünde nicht an. Lasse mich solche Worte nicht wieder hören, du ruchloses Kind! tödte mich lieber gleich!“ —

„Geschieht euch damit ein Gefallen, wenn ich euch tödte?“ entgegnete der Kauz, „so will ich euch tödten.“ —

Nach diesen Worten fiel er über den wehrlosen alten Blinden mörderisch her und tödtete ihn, indem er noch spottend ausrief: „Soll ich mir denn immerdar den Tadel dieses mürrischen Alten gefallen lassen? Ja! hat sich was! Da liegt er jetzt und wird mich nimmermehr auszanken.“

Unterdessen war die Frau Muhme des alten Storches, die gottesfürchtige Schwalbe, gekommen, um ihren alten Vetter zu besuchen. Wie sie nun sah, daß er ermordet in seinem Blute da lag, so jammerte sie sehr und sprach: „Wehe! Wehe! was habt Ihr gethan?“

Der Kauz aber erwiederte sehr frech: „Geht Euch das etwas an? ich kann thun, was ich will! denn ich habe einen kräftigen Zauber gewonnen, der mich vor aller Welt sehr reich und angesehen machen wird. Lebt wohl!“

Die Schwalbe aber wollte ſich über den Tod des guten alten Storches gar nicht tröſten; ſie ließ ihm ein ſchönes Grab graben und ihn feierlich darin beſtatten. Und als er nun in der kühlen Erde lag, ſo ſang ſie mit allen ihren Schweſtern, die zu dem Leichenbegängniß gekommen waren, ein ſehr klägliches Lied zu ſeinem Angedenken.

Mittlerweile war der Kanz in die Komödie gegangen zu dem Impreſario (ſo nennen ſie in Welſchland den Komödianten-Direktor), begrüßte ihn ſehr vornehm und nannte ihm ſeinen Namen. Der Impreſario neigte ſich ſehr höflich, verſicherte, es ſei ihm eine große Ehre, und fragte, was ihm zu Dienſten ſtände? Darauf warf der Kanz ſtolz den Kopf in die Höhe, und ſprach: „Signor Impreſario! ich will Euer Glück begründen, denn ich weiß, Ihr ſeid ein armer Mann und habt eine ſchlechte Oper. Da ich aber die vortrefflichſte Stimme von der Welt beſitze, ſo will ich Euch damit aufhelfen, denn wenn ich in Eurer Komödie ſinge, werden die Leute wie beſeſſen herbeirennen und Euch ihr Geld bringen. Alſo gut, das will ich thun, wenn Ihr mir für die Woche ſieben Goldgulden gebt."

„O Herr!" erwiederte der Impreſario, „ich bin ein armer Mann, und kann Euch für die Woche nicht mehr geben, als ſieben Bajocchi."

„Signor!" ſprach der Kanz zornig, „Ihr ſeid unverſchämt; iſt denn das ein Gebot auf mein Anerbieten? Ich ſage Euch, das iſt nichts, und ſomit Addio!"

Der Impreſario ſtutzte über die vornehme Miene und den

ſtolzen Ton, mit welchem der Mann dieſe Worte ſprach, und dachte ſich: „Hella! ich habe dem Manne vielleicht Unrecht gethan, und er iſt am Ende wirklich ein großer Sänger, weil er ſtolz und frei ſeine Forderung ausſpricht und ſich nichts davon abhandeln laſſen will. — „Wißt Ihr was?“ ſprach er dann viel artiger zu dem Mann, „Signor, Ihr ſollt morgen in meiner Oper ſingen, und wenn Ihr dem Publikum gefallt, ſo will ich Euch die verlangten ſieben Goldgulden ohne weiteres geben.“ — Am andern Abend war nun das Publikum ſehr zahlreich verſammelt, um den berühmten Sänger, von welchem der Impreſario indeſſen bei ſeinen Bekannten und in der ganzen Stadt ſehr viel Weſens gemacht hatte, zu hören. Als nun die Eingangsmuſik zu Ende war und der Vorhang in die Höhe gezogen wurde, trat der neue Sänger, gar wunderſam geſchmückt, und in ganz abſonderlichen Kleidern auf, welche ihm aber nirgends recht paſſen wollten, denn das Wamms war ihm etwas zu eng; auch ſchien er den Kopf zu ſehr zwiſchen den Schultern zu tragen und einen Höcker zu haben; die Hoſen aber waren ihm viel zu weit, denn er hatte nicht etwa blos ſchlechte Waden, ſondern überhaupt gar keine Waden. Doch ſtellte er ſich recht trotzig und herausfordernd gerade vor die Lampen hin, wie die andern Komödianten, drehte die Bruſt heraus, blies den Hals auf, warf den Kopf bald links und bald rechts und ſetzte nun an und bemühte ſich, ſeine Stimme erſchallen zu laſſen. Endlich, nachdem er ſich lange umſonſt bemüht hatte, gelang es ihm einen Ton hervorzubringen; aber ſo wie er ihn unter abſcheulichem Geſichterſchneiden aus der Kehle

heraus hatte, ſo fingen auch ſchon Alle, die in der Komödie waren und für ein paar Groſchen etwas ganz außerordentlich Schönes geſungen hören wollten, an zu ſchreien und zu poltern und zu lärmen, zu lachen und zu ziſchen, zu pochen und zu fluchen: „Herunter mit dem jämmerlichen Sänger, deſſen Stimme noch viel ſchlechter iſt als ſaurer Wein oder faule Citronen! Herunter mit ihm, denn das iſt ja ein wahrer Eulengeſang, den dieſer ſaubre Kauz hier zu Markte bringt. Herunter mit ihm, der uns um unſere paar ſchöne Groſchen betrogen hat, herunter! oder wir kommen hinauf und zerreißen ihn in Stücke.“ Und nun flogen anſtatt der Lorbeerkränze und Lobgedichte, die ſich der eitle Kauz verheißen hatte, Steine und faule Citronen auf die Bühne hinauf und dem Kauz an den Kopf, der immer noch wähnte, er beſitze wirklich durch die zwei Zauberfedern die Stimme der Nachtigall, und ſo bemühte er ſich auch noch in einem fort, neue Töne hervorzuquäken, die noch abſcheulicher waren, als die frühern. Die Zuhörer pochten noch viel ärger, und es wurde ein entſetzlicher Tumult in der Komödie, bis endlich der Impreſario, der auf den prahleriſchen Kauz eine fürchterliche Wuth hatte, genöthigt war auf die Bühne herauszutreten, den Kauz am Schlagfittig zu ergreifen und fortzuführen. — Der Kauz aber meinte, es geſchähe ihm himmelſchreiendes Unrecht und die Zuhörer hätten nur einen ſchlechten Geſchmack und wüßten gar nicht zu beurtheilen, was eigentlich ſchön ſei. Als ihn der Impreſario hereinführen wollte, sträubte er ſich gewaltig, ſchimpfte auf die Dummheit der Zuhörer und ſchrie, ſo laut er

ſchreien konnte: „O, ihr albernes Volk! hört ihr denn nicht, daß ich eine Nachtigallenſtimme beſitze? Deßhalb, daß ich die ſchöne Stimme bekam, habe ich ſie ja am Allerſeelentage erſchlagen! Ich habe eine Nachtigallenſtimme! potz Element! ihr müßt mich hören, denn ſo eine Stimme hört man nicht alle Tage."

„Werft ihn hinaus! zerreißt den Prahlhans in Stücke!" ſchrien die geprellten Zuhörer zürnend durcheinander und drohten das Theater zu ſtürmen. Da machte ſich der böſe Kauz eilig auf die Beine, um ſein Leben und ſeine ſchöne Stimme in Sicherheit zu bringen.

IV.

Der junge Storch kommt nach Rom.

Der junge Storch hatte, als er in Nürnberg erfuhr, daß ſein Vater in Rom ſei, ſeitdem er ſich auf den Weg gemacht hatte, um ihn zu ſuchen und zu finden, kein ruhiges Stündlein mehr, und vergönnte ſich auch auf ſeiner Wanderſchaft gar keine Raſt, bis daß er endlich glücklich an's Ziel kam, und durch die Porta del popolo in Rom einzog. Es war ſchon Abend, beinahe Nacht, als er ankam. Und zwar war's der heilige Abend, der die Chriſtnacht herbeigebracht hatte, darum flimmerten auch an allen Fenſtern helle Lichtchen, und droben am Himmel ſchimmerten die lieben Sterne ſo klar und rein, daß in jedem zu leſen war: Gloria in excelsis Deo!

Dem Sterch war gar eigens wehmüthig zu Muth. „Ach!“ — rief er ſeufzend, „wo werde ich nun in der großen fremden Stadt meinen guten alten blinden Vater finden! Bekannt wird er freilich allüberall ſein; denn er iſt ja ein Ehrenmann und thut gerne Gutes, wo er nur immer kann; drum will ich den nächſten Beſten, der mir jetzt begegnet, fragen, ob er nicht weiß, wo meines Vaters Haus iſt, und bitten, daß er mir's weiſe. — Während er nun in dieſen Gedanken weiter ging, kam er auf einen grünen Plan, wo allerlei liebliche Blumen emporgewachſen waren, in deren Kelchen es funkelte, wie von Sternenſchein, gleich als ob die Blüthen darin alle zur Feier der heiligen Chriſtnacht angeſteckt werden wären. Und wunderbare Stimmen klangen aus den Kelchen der Blumen hervor in den lieblichſten Liederweiſen. Unter einem alten Säulenknauf aber ſchall dumpf und heiſer eine Stimme, als ob ſie einen Zauberſpruch murmelte. Der junge Sterch, obwohl es ihm ganz grauſig zu Muth wurde, faßte ſich doch ein Herz und ſchritt, halb aus Neugier, halb aus Hoffnung, jemand zu finden, der ihm von ſeinem Vater Nachricht geben könnte, näher zu dem Orte hin, der ihm ſchier wie ein verrufener vorkam. Da ſah er denn den Manz, der ſich tief in die Erde hinabgewühlt hatte und ein geheimnißvolles Beſchwörungswerk unternahm. Er ſtand unter altem Gemäuer verborgen, in einem Zauberkreiſe, mitten unter Todtengebeinen und Schädelfurchen, umgeben von Schlangen, Blindſchleichen, Kröten, Molchen und andern ſcheuslichen Gewürmen, und ſcharrte in die Erde und murmelte Zauberſprüche, um einen Schatz zu heben

Aus dem tiefen Grunde der Erde zuckte es empor von bläulichen Flammen, und schell es herauf, wie wenn schweres Geld in großen Schalen und eisernen Kisten mit vielem Geklimper durcheinander gewühlt wird. Der Storch, dem es vor dem verbotenen Werke graute, stand eben auf dem grünen Plan und guckte blos hinab, denn, daß er selbst hinuntergestiegen wäre, das traute er sich nicht und es kam ihm wie ein Frevel vor.

„Könnt ihr mir nicht sagen," rief er in die Tiefe hinab, „wo mein Vater, der blinde Storch, sein Haus hat?"

Durch diese Rede hatte er nun, ohne daß er's wußte, das geheimnißvolle mächtige Beschwörungswerk des Kauzes gestört, welcher einen großen Schatz heben wollte; und darum — kaum daß er die Worte gesprochen hatte, so — wankte die unterhöhlte Erde, so krachten die Steine des alten Mauerwerks aus ihren Fugen, höher schlugen die Flämmchen empor, die Blindschleichen knäuelten sich enger zusammen, die Todtenschädel und Gebeine zersplitterten, und der Säulenknauf und das alte Mauerwerk stürzte zusammen und begrub den frevelhaften Kauz unter den Trümmern. Da klangen auf's neue aus den Kelchen der Blumen und Blüthen liebliche Klänge; der Storch aber wurde gar traurig und sprach: „Wer soll mir doch jetzt treulich und rechtschaffen Auskunft geben, wo ich meinen Vater finden kann, da doch die Nacht so dunkel ist, und ich, ein Fremdling, im Finstern nicht weiß, wohin ich meinen Fuß setzen soll?"

Aus einer Blume Kelch aber klang es nun auf einmal:

„Weißt, warum aus jedem Stern
Dir ein Lichtlein blinket?
'S kommt von einem milden Herrn,
Der dir droben winket.

Der mit seinem Vaterblick
Treu herunterschauet,
Ob du auch dein Erdenglück
Fest auf ihn gebauet?!

Oft beim hellen Sonnenschein
Blickst du nicht nach oben;
Denkst nicht an die Sternlein
Und den Vater droben.

Und dein Auge blendet schier
All das Sonnenfunkeln, —
Darum winkt er treulich dir,
Väterlich im Dunkeln.“

Aus einer andern Blüthe, aus dem Kelch einer Sternblume, der den Blätterkreis aufschloß, in welchem ein funkelnder Stern zu schimmern schien, klang es in einer andern Liederweise:

„Christus ist zur Welt geboren,
Heller funkelt jeder Stern;
Und kein Leben geht verloren,
Weil die Welt lebt in dem Herrn.

Was gestorben, blüht auf's neue,
Und die Welt wird wieder jung,
Denn uns winkt die ew'ge Treue
Selige Vereinigung.

Was auch stark, geht nicht verloren,
Mütterchen trägt in selbst das Grab;
Denn das Kind ward heut geboren,
Das der Welt den Frühling gab.

Alles wird zum Heiligthume
Und zum Tempel jedes Herz;
Liebe blüht in jeder Blume,
Und ihr Kelch geht himmelwärts.

Kinderlieb' geht nicht verloren
Und verstäubt nicht wie der Wind;
Denn die Lieb' ward neugeboren
Heut' als Gottes ewig Kind. —

Als der junge Sterch diese Lieder hörte, da ward ihm, obwohl ihm die Sehnsucht nach seinem Vater, dem er bis nach Rom nachgereist war, und den er noch nicht fand, das Herz zerſprengen wollte, da ward ihm doch auch wieder so tröſtlich zu Muthe, als hätte er ihn ſchon gefunden. Da bemerkte er, daß auf dem grünen Plan eine fromme Gemeinde verſammelt war, welche voll gläubiger Inbrunſt das Weihnachtslied, das er ſo eben gehört, im vollen Chor wiederholte. Er ſtimmte fromm in den Geſang ein und ſah nunmehr, daß er ſich in der Mitte ſeiner

Blumen, der Schwalben, befand, welche auf dem Friedhof, wo die Nachtigall und der alte Storch begraben lagen und nun in Blumen verwandelt waren, mit frommen Gesängen das heilige Abendmahl Christi feierten. Er selber aber stand auf dem Grabe seines Vaters, auf welchem gleichfalls eine schöne Blume gewachsen war, eine Passionsblume, und das Lied vom Sternenheim, das also schloß:

„Und kein Auge blendet schier
Mit das Sonnenfunkeln —
Darum winkt es traulich dir
Väterlich im Dunkeln."

Dieß Lied war aus dem Grabe seines Vaters gekommen. — Da weinte er bitterlich, der gute junge Storch! —

V.

Der junge Storch kommt wieder nach Nürnberg.

Als der junge Storch nicht wieder zur Eule gekommen war in ihr finsteres Haus, wußte diese vor Ärger und Verdruß nicht, was sie anfangen sollte; denn nun mußte sie, wenn sie anders nicht verhungern wollte, wieder selbst in die Stadt fliegen, um sich Lebensmittel zu holen. — Sie hatte zwar zwei Dienstleute, den alten Käfer und die Schnecke; aber der erstere war zu schwach, und die andere zu langsam, als daß sie zu diesem Zweck

hätten können verwendet werden. — Deßhalb mußte alte, wie geſagt, die kluge Frau Eule ſehr häufig in die Stadt Nürnberg, und bei dieſer Gelegenheit pflegte ſie ſich immer den Spaß zu machen, daß ſie ſich, wenn irgendwo jemand in der Krankenſtube lag, vor's Fenſter auf das Geſimſe ſetzte und an die Glasſcheiben klopfte; denn es ärgerte ſie, ſo oft ſie nach Nürnberg kam, daß ſie ſo viele blühende, kräftige, luſtige, geſunde Geſichter ſah, während ſie ſelbſt das ganze Jahr hindurch, ſogar an den hohen Feſttagen, mißſüchtig und ſauertöpfiſch gelaunt war. — Nun, wenn ſie ſo zu den Fenſtern der Kranken hineinſah, entſetzten ſich gemeiniglich die armen Siechen drinnen über ihr gräuliches, ſchadenfrohes Geſicht dermaßen, daß ſie alle meinten, ſie müſſen ſterben, ſo weh' ward ihnen vor Grauen. Das machte nun der gelehrten Frau Eule vielen Spaß. — Es war an einem ſchönen Abend des Chriſtihimmelfahrtstages, da ſaßen Sebald und Antonia traurig vor dem Häuschen ihrer Eltern am Spittelther und beteten recht herzlich zum lieben Gott, daß er ihre Mutter, die drinnen krank lag, wieder geneſen laſſen möge. Es waren gar gute Kinder und liebten ihre Eltern über alles in der Welt, beſonders die Mutter. „So eine Mutter kann's gar nicht wieder geben auf der Welt," — ſagte Antonia, und Sebald nickte weinend mit dem Kopfe und ſprach zu ſeiner Schweſter, ſchwer ſeufzend: „Ach, meine liebe Schweſter! wenn uns nun die Mutter ſtürbe, — ich thäte mir ein Leids an; denn wenn die Mutter todt würde, — ſag' ſelbſt, was hätten wir dann noch auf der Welt? — O, wenn ich nur von einem weiſen Doktor ein Mittel

erfahren könnte, und gält' es mein Leben, — wie gern wollt' ich sterben, wenn mein Tod ein Mittel wäre, daß unsre Mutter am Leben bliebe."

Während Sebald dieß sprach, schien es sich in ihrer Nähe zu regen und zu rauschen, wie von schweren Flügelschlägen, daß der kleinen Antonia ganz bange wurde. Sie flüchtete sich in das Haus. Sebald aber war verwegener und sah sich unerschrocken nach dem bösen Störenfried um, der da vor dem Fenster der kranken Mutter sein Wesen trieb. Da gewahrte er die Eule, welche ihn mit funkelnden Augen schadenfroh anglotzte.

„Was willst denn du hier, du abscheulicher Gast!" sprach Sebald, „mache, daß du fortkommst, denn sonst hole ich des Vaters langen Spieß und vertreibe dich damit. Fort! fort!" Da lachte die Eule überlaut, daß es Sebald über den Rücken gruselte. „Schweig' doch still!" sprach er ärgerlich; „ich mag nicht lachen hören, bevor nicht mein liebes Mütterlein genesen ist."

„Sie wird auch nicht genesen," brummte die Eule; „deßhalb bin ich hergekommen, und ich will mich an's Fenster setzen und warten."

„Ach," sprach Sebald seufzend leise, „nun merk' ich's, es ist Alles aus und vorbei und kein Mittel hilft mehr. Ach! und wie gerne wollt' ich doch sterben, wenn ich mit meinem Blute der Mutter ihr Leben erhalten könnte!"

„Das kannst du," erwiderte die Eule, „aber du wirst's wohl nicht thun, wenn du klug bist! Nun höre nur einmal, wie du es verrichten kannst."

Während die Zwei ſo ſprachen, ſchritt ein langbeiniger Geſelle durch das Thor, und weil der Vater drinnen in der Krankenſtube war, um die Mutter zu pflegen, ſo trat Sebald zu dem Geſellen und ferderte voll Betrübniß — denn er dachte an ſeine liebe Mutter drinnen, ohne vor ſich zu ſehen — den Thorpfennig. Als er aber näher trat und dem Wanderer feſter in's Auge blickte, rief er: „Ei, was der Tauſend! das biſt ja du, Freund Storch! Nun, es freut mich, daß du wieder hier biſt; aber meine Betrübniß iſt größer als meine Freude, denn ſtelle dir nur vor: nun liegt mein liebes Mütterlein da drinnen krank, und die böſe Eule hier, die vor dem Fenſter ſitzt, ſagt, ſie müſſe ſterben. Schau'! das bricht mir das Herz. Aber, lieber Storch! ſei ſo gut und laß mich jetzt allein mit der Eule. — Du kannſt immerhin dein ſchönes Quartier droben auf dem Thore wieder beziehen. — Aber wo haſt du denn deinen Vater gelaſſen? — Thu' mir's zu Lieb' und laß mich jetzt mit der Eule allein, denn ſie ſagt, daß ſie mir ein untrügliches Mittel wiſſe, wenn — — Nun, Freund Storch! wenn wir uns nicht wiederſehen ſollten, ſo behüte dich Gott viel tauſendmal!"

Er weinte ſehr; der Storch aber, der ihm aufmerkſam zugehört hatte, rief nun ſehr eifrig: „Ich bitte dich um Gottes willen! traue nur ja der falſchen Eule nicht, ich kenne ſie, und ſie meint es mit dir gewiß eben ſo arg, als mit mir. Hoffe auf den lieben Gott! der verläßt keine Kreatur, die auf ihn vertraut. Aber die Eule, die ſich da vor dem Fenſter ſo breit macht, um euch glauben zu machen, die Mutter müſſe ſterben, die Eule will

ich jetzt auch um ein Wörtchen fragen; denn wir beide, ſie und ich, haben gar mancherlei miteinander zu reden."

Statt daß nun aber der Storch mit der Eule zu reden begann, fing er an, ſie mit einem großen Prügel, den er am Thore fand, tüchtig abzuwalken, bis ſie endlich Reißaus nahm, die lange Gaſſe entlang, bis zu eines alten Wucherers Haus, der keine Kinder hatte und auf ſeinen Geldkiſten in letzten Zügen lag. Dorthin flüchtete ſie ſich, von dem erbitterten Storch verfolgt, der immerdar rief: „Ich ſchlage dich todt, du abſcheuliche Eule, dein Sohn hat ja meinen Vater erſchlagen, ich ſchlag' dich todt gewiß und wahrhaftig, wenn du mir nicht ſchwörſt, daß du nun und nimmermehr das Haus beunruhigſt und in Schrecken ſetzeſt durch deine verlogenen Todesprophezeihungen, das liebe ſchöne Haus, in deſſen Schutz ich geboren ward, und worin ſie mich ſo gaſtfreundlich beherbergen." —

Da ſchwur die Eule mit Zittern und Zagen, ſo wie der Storch es ihr verſagte und haben wollte, denn ſie fürchtete ſich gottesjämmerlich vor dem robuſten Storch. Der aber ging nun ruhig und zufrieden wieder zum Hauſe des Thorwärters an's Spitelthor, wo ihn Sebald und Antonia erwarteten, beſorgt, wie es ihm bei dem Streit mit der Eule gegangen ſein möchte. Er aber ſchob ſich zwiſchen ihnen beiden durch und ging ohne Weiteres, als wenn er der Doktor wäre, in die Krankenſtube hinein. Da ſah er nun, daß das Fieber ſich wirklich gelegt hatte; zu allem Überfluß aber zog er aus ſeinem Schnappſacke noch ein Fläſchchen hervor, auf welchem ein Zettel angeklebt war mit

folgendem Titel: „Hierosolimitanische Lebensessenz“ „Das bring' ich euch von der heiligen Stadt Rom mit,“ sprach er, „und noch etwas, ein schönes Püppchen.“ —

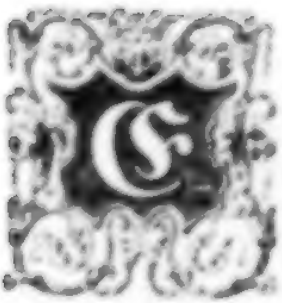
Nun, wie die Kinder draußen merkten, daß die Mutter sich wieder erhole, so konnten sie's nicht länger mehr aushalten und gingen hinein und freuten sich über die Maßen.

Der Storch aber, wie er sah, daß sie so glücklich waren, schlich sich stille zur Kammer hinaus, damit sie nicht sehen sollten, daß er weine. — — Als er sein Quartier wieder bezog und auch die lustige Wiege, in welcher er einst gelegen, wieder sah, sprach er wehmüthig für sich hin: „Die guten Kinder brauchen sich nicht mehr zu sorgen, daß ihnen die Mutter sterbe, und ich will auch Wache halten, daß die garstige Eule ihr geschwornes Wort nicht vergißt. — Aber ach! mein armer Vater ist todt und darf blos in der Christnacht noch seine Stimme aus der Blume erschallen lassen! Ach! wer gibt mir einen Vater wieder? Niemand auf der Welt, und kein größer Glück auf Erden, als wenn man bei Vater und Mutter lebt; ich will auch alljährlich nach Rom wallfahrten, damit ich in der heiligen Christnacht auf meines Vaters Grabe beten kann.“

Der ſchlechte Niemand

oder

Das goldne Ei.



Es war einmal ein alter Geizhals, der hatte einen Vetter, der hexen konnte. Zu dem ging der Geizhals eines Tages und ſprach: „Herr Vetter! er iſt ein ganzer Mann, ein kluger Mann, der mehr kann als Rüben eſſen. Ich aber bin ein armer Schelm, plage mich im Schweiße meines Angeſichts um mein tägliches Brod und komme doch zu gar nichts; es iſt ein wahrer Jammer, Noth und Elend mit mir. Drum, Herr Vetter, ſei er ſo gut und gebe er mir etwas, daß ich reich werden kann."

Der Herr Vetter bedachte ſich ein Wochen und ſprach: „Da hab' ich drei Vögel: einen Hahn, einen Wiedehopf und eine Taube. Wenn du die Vögel nach Hauſe bringſt und läſſeſt der Taube und dem Wiedehopf ein Neſt machen, ſo wird die Taube

ein goldnes Ei hineinlegen, und der Wiedehopf in ſeinem Neſt einen bunten ſchillernden Stein. Das goldne Ei, wenn du es bei dir trägſt, macht dich unverwundbar, und der bunte Stein, wenn du ihn am Halſe trägſt, der macht dich unſichtbar."

Das iſt Alles recht ſchön und vortrefflich," ſprach der Geizhals, „aber, Herr Vetter, ich ſehe gar nicht ein, wie ich dadurch zu Geld komme, es müßte denn ſein, daß ich die drei Vögel verkaufte. Und was iſt's denn vollends mit dem Hahn?"

„Das darf ich dir nicht ſo ganz gerade herausſagen," erwiederte der Herr Vetter, „denn mein Meiſter hat mir's gar ſtreng verboten, alle Zauberkräfte auszuplaudern; und du muſt daher ſelbſt ſehen, wie du dich dabei zurechtfindeſt. Ich darf dir blos das Eine ſagen, daß du, wenn du den Hahn ſchlachten und braten läſſeſt, und ein gewiſſes Stück, was ich dir aber nicht nennen darf, davon verzehrſt, ſo wirſt du an jedem Abend, wenn du dich niederlegſt, und alſo an jedem Morgen, wenn du wieder aufſtehſt, ſieben blanke, funkelnagelneue Kremnitzer Dukaten unter deinem Kopfkiſſen finden. — Da haſt du jetzt die drei Vögel; komme mir aber in deinem Leben nicht wieder, denn das iſt das Erſte und Letzte, was ich dir zu Gefallen thue und ſchenken darf." Damit gab er dem geizigen Vetter Urlaub, und dieſer empfahl ſich, ohne „Gelt's Gott" zu ſagen, denn er war ein rauher, ungeſchlachter Mann, und nahm die Vögel mit ſich nach Hauſe. —

Wie er nach Hauſe kam, begegnete ihm ſein kleiner Knabe, den er als arme Waiſe angenommen hatte, damit er ihm den

Lumpf im Hause thue. Er behandelte aber den Knaben ganz hart und abscheulich, gab ihm oft drei Tage lang nichts zu essen, kaufte ihm nie ein neues Kleid oder irgend ein Spielzeug; das Einzige, was er ihm zuweilen zukommen ließ, waren Schläge, und die schmeckten dem armen Knaben auch nicht; denn Schläge gehen nicht für Hunger und Durst.

„Ei, der Tausend!" rief der Knabe, als er die drei Vögel sah, „Herr, was bringst ihr denn da für drei Vögel nach Hause!"

„Das geht dich nichts an," erwiderte der Geizhals; „gehe geschwind in des Nachbars Wald und hole Holz, bring' es nach Haus und baue einen Stall daraus."

„Was!" sprach der Knabe weinerlich, „Herr, ich soll stehlen! Nein, das thu' ich nicht, wahrhaftig nicht, das ist schlecht, und wenn ihr mich noch so sehr schlagt, so thu' ich's nicht."

Nun schlug ihn auch der böse Geizhals ganz erbärmlich; aber das nützte Alles nichts, und konnte den Knaben durchaus nicht bewegen, daß er in den fremden Wald ginge und Holz stehle.

„Wart', du Bengel," sprach der Geizhals zornig, „ich will es dir schon noch öfter gedenken. Bleibe jetzt zu Hause, denn ich will selbst in den Wald gehen und Holz stehlen; unterdessen aber schlachte den Hahn, brate ihn, unterstehe dich jedoch nicht, irgend ein Stückchen davon zu essen, damit ich Alles sauber und gar recht finde, wenn ich wiederkomme. Und ich sage dir's, wenn dir dein Leben lieb ist, so habe wohl Acht, daß die beiden Vögel dir nicht auskommen und davonfliegen; denn sonst schlachte ich

euch selbst ab, und was dann weiter geschieht, das sollt ihr schon sehen."

Nun ging der Geißbub in des Nachbars Wald hinaus, suchte sich die schönsten Stämme aus, hieb sie ab und schnitzelte gleich drauflos, so wie es ihm für den Stall zu taugen schien.—

Unterdessen machte sich der arme Knabe zu Hause zu schaffen, daß er den Hahn abschlachtete, rupfte, an den Spieß steckte und briet. Während er den Bratspieß wendete, und ihm der Duft recht verlockend in die Nase stieg, weil ihn sein Herr, der Geißbub, schon drei Tage hatte hungern lassen, dachte er sich heimlich: „Ach, Herr Je! wenn ich doch nur ein ganz kleinwinziges Stückchen von diesem Hahn verzehren dürfte, etwa ein Stückchen, was mein Herr doch nicht ißt, mir würde es besser schmecken, als die herrlichsten Schnittchen, nach denen er wahrscheinlich langen wird; aber es ist ein wahrer Jammer mit mir, habe drei Tage nichts in den Leib bekommen und muß nun den Hahn braten, der mir köstlich in die Nase duftet, und darf keinen Bissen davon genießen." Er betrachtete, während er den Spieß drehte, den Hahn gar wehmüthig, und sprach endlich heimlich bei sich: „Ach was! wenn ich blos das Zünglein des Hahns verspeise, das wird er doch nicht essen und auch nicht merken, und mich labt es."

Als er sich das gedacht, schnitt er auch schnell dem Hahn das gebratene Zünglein aus dem Schnabel, und beruhigte sich, als wenn er ein vortreffliches Mahl zu sich genommen hätte, mit der einfachen Kost.

Kaum hatte er es aber zu sich genommen, und den letzten

Bissen verschluckt, als er plötzlich neben sich am Herde etwas zu Boden klimpern hörte. „Was ist denn das?“ dachte er, und bückte sich, um nachzusehen; — da sah er denn, daß die Taube ein goldenes Ei gelegt hatte, und wie er es betrachtete, und voll Verwunderung in der Hand wog, fing die Taube plötzlich zu sprechen an: „Behalte das Ei, es ist für dich, ich schenk' es dir, zeig' es aber ja nicht deinem Herrn, denn sonst würde er es dir wegnehmen wollen, und dann kostet's dir dein Leben; da hast du übrigens auch noch etwas von mir. — Rupfe mir aus meinem Schöpfchen eine Feder aus, und stecke sie zu dir, und wenn du je in Gefahr kommen solltest, so reiße aus dem Bart dieses Federchens ein Häxchen aus, und dann werde ich dir helfen.“ Der Knabe that, wie ihm die Taube sagte, steckte das goldene Ei geschwinde zu sich und rupfte dann aus dem Schöpfchen der Taube das Federchen aus, welches er an seiner Brust verbarg. Kaum hatte er dieß gethan, als er zu seiner größten Verwunderung die Taube nicht mehr erblickte; aber vor ihm stand eine wunderschöne Frau, und redete ihn also an: „Ich danke dir, du guter Knabe, daß du mich aus meiner Verzauberung erlöst hast; denn wisse, ich bin eine mächtige Fee, welche einstmals durch die Feindschaft des Wiedehopfs hier, der auch eigentlich nur verzaubert ist, verwünscht worden ist.“

„O, ich unglückseliges Kind!“ jammerte der arme Knabe; „nun wird mein Herr, wenn er nach Hause kömmt, die Taube suchen und nicht mehr finden, und wird mich nun gar todtschlagen, und weiß Gott, was noch; das ist nun eine schöne Bescheerung!“

„Tröste dich nur,“ sprach die Fee zu ihm, „ich weiß die keinen andern Rath zu geben, als daß du dich geschwind auf und davon machst, bevor dein Herr nach Hause kömmt; denn sonst dürfte es dir freilich schlecht ergehen. Und gib auch auf das goldne Ei Acht, daß du es nicht aus den Händen läßest; denn es ist auch verzaubert, und macht dich unverwundbar, und kann nur dadurch entzaubert werden, wenn du Einem den Kopf abschlägst, den du gar nicht siehst.“

„Ach Gott! wie ist das möglich!“ jammerte der Knabe, „und wie soll ich denn in der weiten Welt fortkommen? denn ich habe ja keinen Kreuzer Geld.“

„Mache nur, daß du fortkommst,“ sprach die Fee beseßt, „denn mein kleiner Finger sagt mir, daß der alte Geizhals schon auf dem Heimwege ist. Schlüpfe nur verne hinaus, denn der Alte will sich durch die Hinterthür hereinschleichen, um dich zu betauschen. Nun, leb' wohl! leb' wohl!“

Sie drängte sich rasch hinaus und folgte ihm selbst und verschwand dann in einer lieblichen Weise.

„Nun, hast du Alles besorgt, wie ich dir's aufgetragen habe?“ fragte brummend der alte Geizhals, als er mit dem gestohlenen Holz unter'm Arm zur Küchenthür hereintrat. Aber er erstarrte wie eine Salzsäule, als er zwar den Hahn am Spieße fand, und zwar auf der einen Seite schon ganz verbrannt, aber unsern armen Knaben und die Laube nirgends erblicken konnte. „Ha! was ist das?“ schrie er zornig, „wart', Bube, du hast mich betrogen, und das soll dir vergolten werden. Aber, ich will nur

geſchwinde dem Wiedehopf ſein Neſt kauen und ſeinen Stall, damit ich den Stein bekomme, der unſichtbar macht, und dann muß ich auch den Hahn verzehren, damit ich Reiſegeld bekomme."

Geſagt, gethan! Er kaute dem Wiedehopf den Stall (das Neſt), verſperrte ihn darein, zog dann den Hahn vom Bratſpieß, zerſchnitt ihn, und aß ihn, nicht ohne viele Beſchwerden ganz bis auf die Knochen, die konnte er nicht zerbeißen, daher ließ er ſie liegen; aber das Mark, das ſaugte er aus den Knochen, wie ein Wucherer. Dann legte er ſich nieder, voll Wuth, daß der Knabe und die Taube ausgeflogen waren, voll von Verſätzen, wie er ihnen unſichtbar nachwandern wolle, um das goldne Ei von dem Knaben wiederzugewinnen, und voll Hoffnung, am andern Morgen, wenn er vom Schlafe erwachen würde, ſieben ſchöne, funkelnagelneue Kremnitzer Dukaten unter ſeinem Kopfkiſſen zu finden. Am andern Morgen, als er aufwachte, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als ſein Kopfkiſſen aufzuheben, und ſich nach den ſieben ſchönen, funkelnagelneuen Kremnitzer Dukaten umzuſehen. Aber, wer nichts fand, das war er. Und wer nun mit immer wachſendem Eifer das ganze Bett durchwühlte, und das Unterſte zuoberſt kehrte, und allüberall nach den ſieben ſchönen, funkelnagelneuen Kremnitzer Dukaten ſuchte, das war auch er. Und wer ſie aber doch nicht fand, das war wieder er. „Nun, ſo ſchlage doch gleich das Teufelwetter drein!" rief er ganz wüthend; „ich habe mir doch geſtern Abend, trotz meinem vom Faſten ganz zuſammengeſchrumpften Magen, alle mögliche Mühe gegeben, den Hahn ganz aufzuſpeiſen, habe auch wahr-

haftig kein Bischen übrig gelassen, habe ja die Flügel verzehrt." — Nun rechnete er alle Bissen zusammen, und dachte in seiner Ökonomie, daß er von dem Hahn hätte vierzehn Tage leben können. — „Alſo die Flügel zwei Stück, die Schenkelchen und Waden zwei Stück, die Brust und der Bauch à zwei Stück — zweimal zwei thut vier — macht vier Stück, die Seitenschnitzchen vier Stück, Herz, Magen, Lunge und Leber — in Summa vier Stück — Summa Summarum siebenzehn Stück; — siebenzehn Stück? Halt! siebenzehn ist eine ungerade Zahl, es werden doch wohl achtzehn gewesen sein, oder zwanzig; richtig, ich hab' noch drei Dinge vergessen: das Hirn, den Steiß und die Zunge — Element noch einmal! die Zunge habe ich ja gar nicht auf die Zunge bekommen. Und der Hahn, der so jämmerlich krähte, daß ich's bis in den Wald hinein hörte, als er abgemurkt wurde, der Hahn wird doch eine Zunge gehabt haben? Ja, es ist klar und gewiß, das Rabenkind hat wirklich das Verbrechen begangen und die Zunge verspeist. Nun bin ich ein geschlagener Mann! Nun bin ich ein Bettler! Was fang' ich jetzt an? Das Ei, welches mich unverwundbar machen sollte, hat er mir allem Anschein nach auch gestohlen; aber ich will ihm doch nach, wenn ich anders den Stein im Nest des Wiedehopfs finde, den Stein, der mich unsichtbar macht, dann will ich ihm nach, und ihm das Ei, wenn er schläft, wieder abnehmen und ihm so eine Tracht unsichtbarer Schläge aufmessen, daß er sie besser spüren soll, als wenn er blos zugesehen hätte, wie ein Anderer sichtbare Schläge bekommt."

Nun ging er geſchwind zu dem Stall des Wiedehopfs und fand zu ſeiner größten Freude wirklich den bunten Stein, der unſichtbar macht. Den hing er ſich nun um, war unſichtbar und reiſte dem armen Knaben nach.

Der arme Knabe war am andern Tage, nachdem er vierzehn Stunden gegangen, endlich in einem Wirthshauſe eingekehrt und hatte dort gebeten, man möchte ihm um Gotteswillen doch nur ein Stückchen Brod geben, damit er nicht vor Hunger ſterben müßte. Da fragte ihn nun die Wirthin, ob er denn auch Geld habe, denn ohne Geld iſt nichts auf der Welt zu kriegen; und wer kein Geld hat, meinte ſie, der könne ſich nur geſchwind hinlegen und ſterben, es bekümmere ſich keine Seele darum.

„Geld?“ ſprach der Knabe ſehr betrübt, „ja, ſehet, liebe Frau, Geld hab' ich leider keines; ich bin eine arme Waiſe und lange Zeit bei einem Geizhals in Dienſten geweſen, der mir für alle die harte Arbeit, die ich verrichten mußte, nicht einmal genug zu eſſen gab, geſchweige erſt, daß er mir meinen Liedlohn gezahlt hätte.“ —

„Ja, wenn du kein Geld haſt,“ meinte die Wirthin achſelzuckend, „ſo kann ich dir auch kein Brod geben, das nützt nun einmal nichts, denn wir ſind ſelber arme Leute.“

„Nun, wenn's nicht anders geht,“ ſprach der Knabe herzbetrübt, „ſo muß ich eben mit leerem Magen ſchlafen gehen; das iſt mir ſchon öfter begegnet, und thut freilich weh', aber wenn's

ſein muß, ſo muß es ſein. Habt nur die Barmherzigkeit und vergönnt mir ein Schlafplätzchen in eurer Stube hier, damit ich nicht auf freiem Felde übernachten muß, und nehmt den Gotteslohn für eure Güte."

„Das kann ich ja thun," erwiederte die Wirthin, indem ſie ihm ein Plätzchen auf der Ofenbank zurecht machte; „ſchau', da iſt's hübſch warm, da kannſt du dich hinbetten. Nun, gut' Nacht!"

„Gut' Nacht!" wünſchte auch der Knabe, legte ſich hin auf die Ofenbank, ſtreckte ſich behaglich aus und ſchlief ein.

Als er am andern Morgen erwachte, kam ihm die Wirthin ſehr freundlich entgegen und brachte ihm eine große Suppenſchaale voll Kaffee, dazu zwei ſchöne Butterbrode und ein mürbes Brezel. — Der arme Knabe rieb ſich verwundert die Augen, und, obwohl er großen Hunger hatte, ihm auch der Geruch des Kaffees ſehr lieblich und lockend in die Naſe duftete, traute er ſich doch nicht recht, die dargebotene Taſſe und die ſchönen Brode anzunehmen; denn er dachte, die Wirthin, welche ihm am vorigen Abend das Stückchen trocken Brod abgeſchlagen hatte, mache ſich jetzt nur einen Spaß mit ihm und wolle ihn aushöhnen. Die Wirthin aber hob freundlich drohend die Finger und ſprach: „Ach, geſtrenger Junker! Ihr waret aber doch geſtern Abend ein rechter Schelm, als Ihr Euch für einen Betteljungen ausgabt! — Nun, wendet nur nichts dagegen ein, wir haben das ſchöne Geld ſchon gefunden, welches Ihr heimlich unter eurem Kopfkiſſen verſtecktet. Ach, was ſind das für bildſaubere, funkelnagelneue Kremnitzer Dukaten! Und vergebt mir

auch, daß ich vielleicht unhöflich geweſen bin; es geſchah nicht mit böſem Willen; unſere Magd, die Amelieſe, hatte mir an dem Tag einen ſchönen Topf zerbrochen, darum war ich noch am Abend übler Laune."

Der Knabe wußte noch immer nicht, wie ihm geſchah und blickte lüſtern, aber doch zaghaft auf den Kaffee und auf die ſchneeweißen Butterſchnitten, und auf das verführeriſche mürbe Bretzel.

„Sträubt Euch doch nicht länger," ſprach die Wirthin einladend, „und verſtellt Euch nicht; ich weiß ja doch, trotz aller Eurer Reden und Geberden, mit wem ich es zu thun habe, und daß Ihr ein heimlicher vornehmer Junker ſeid. Eßt und trinkt, was Euch beliebt, denn wir haben ja Alle geſehen, daß Ihr ſchönes neues Geld bei Euch führt, und blos nur Euren gnädigen Scherz mit uns treiben wolltet, geſtrenges Junkerlein."

Der Knabe wußte zwar noch immer nicht, wie das Alles zuſammenhing; aber da man ihm ſo zuſprach, ſo ſträubte er ſich endlich länger nicht und aß und trank nach Herzensluſt, bezahlte auch ordentlich ſeine Zeche, die ihm mit doppelter Kreide angeſchrieben wurde, von dem Gelde, welches ihm die Wirthin als ſein nannte. „Das iſt recht gut," dachte er ſich; „wenn das Geld alles mein iſt, was mir die Leute ſchenken, ſo will ich's nicht zurückweiſen."

Nun ſteckte er den Reſt ſeines Geldes zu ſich, empfahl ſich und wanderte ſeines Weges weiter.

Er kam an einen dunklen, wilden Wald, und ſchritt mit ganz eigenen Gedanken fürbaß. Da ſprangen plötzlich drei Räuber hervor, fielen ihn an und wollten durchaus, daß er ihnen ſein Geld gebe. Sie zogen auch ihre Meſſer, als er ſie verſicherte, daß er nur ein armer, heimathſeſer Waiſenknabe ſei, und ſprachen: „Das wollen wir einmal ſehen!“

Der Knabe aber beſann ſich, daß er ja das goldne Ei habe, von dem ihm die Fee geſagt hatte, daß es ihn unverwundbar mache, und nun wurde er ganz herzhaft, und rief: „Stoßt nur zu, ihr Mutzapfer; mir werdet ihr mit aller Gewalt nichts anhaben können; denn ich bin der Sohn eines mächtigen Zauberers, der euch, ſobald ihr mir ein Leid anthun wollt, ſchnurſtracks in lauter wilde Thiere verwandelt!“ — Wie nun die Räuber mit ihren Meſſern auf ihn eindrangen, vermochten ſie ihm nicht einmal die Haut zu ritzen; darüber bekamen ſie alleſammt einen großen Schrecken und riefen in ihrer thörichten Furcht: „'s iſt wahrhaftig wahr und ausgemacht, was der Knabe ſagte; nun werden wir Alle in wilde Thiere verwandelt.“ Und in ihrer Angſt glaubten ſie wirklich, daß ſie ſchon verwandelt wären, und ſahen einer den andern für ein wildes Thier an; meinten auch, der habe den Kopf eines Waldeſels, und der die Schnauze eines Bären, und der dritte das Gebiß eines Wildſchweins. Da rannten ſie in ihrer Angſt davon, und der geſcheidte Knabe ging ruhig und unangefochten ſeines Weges weiter.

Indeß war der alte Geizhals unſichtbar in das Wirthshaus gekommen, wo der arme Knabe übernachtet hatte, ſetzte ſich ohne

weitere Umſtände an den Tiſch, an welchem die Wirthin und ihre Mägde ſaßen, und griff in die Schüſſel tüchtig zu, ſo daß Alle ſich wunderten, wie das Sauerkraut heute ſo ſchnell zu Ende ginge, und das geräucherte Fleiſch verſchlungen ſei und fort, als ob die Katze es geſtohlen hätte.

„Wer muß denn das ſein, der mit uns ißt?“ ſprach die Wirthin verwundert. Amelieſe aber erwiederte: „Es wird halt der ſchlechte Niemand ſein.“

„Ja!“ erwiederte die Wirthin, „'s iſt immer ſo mit euch, wenn mir ein Topf zerbrochen wird, oder ein Milchhafen heimlich ausgetrunken, und ich frage im ganzen Hauſe, wer das gethan habe, ſo will Niemand etwas davon wiſſen, ſo ſagt jeder von euch: „„Ich hab's nicht gethan!““ — Ja, wer denn? da muß es denn immer der ſchlechte Niemand gethan haben. O, ich kenn' euch ſchon, ihr ſeid ein gottloſes Volk, habt wahre Straußenmagen, wenn ihr den ganzen Tag auch faul im Hauſe umherſchlendert; — kommt ihr zum Eſſen, da bringt ihr einen Wolfshunger mit.“

Indeſſen war die Kanne mit Apfelwein nun auf den Tiſch geſtellt worden, und als nun die Wirthin davon trinken wollte, fand ſie die Kanne leer. „Hans Michel!“ rief ſie ganz zornig, „du biſt doch ein recht abſcheulicher Schlingel, haſt wieder die ganze Kanne ausgetrunken, bevor ich nur einen Schluck zu mir nahm.“

„Wer? ich?“ ſprach Hans Michel, der Hansknecht, indem er betheuernd die Hand auf's Herz legte.

Nun erhob der alte Geizhals, nachdem er sich an fremder Leute Tisch, ungeladen und ohne zu bezahlen, sattgegessen und sattgetrunken hatte, seine Stimme und schrie: „Hört einmal, ihr Leute! habt ihr den Dieb nicht gesehen? Könnt ihr denn nicht sagen, ob er hier war und wohin er gegangen ist? —"

Entsetzt sprangen Alle vom Tische auf und kreuzten sich, denn sie glaubten, der leidige Satan habe sein böses Spiel mit ihnen getrieben, weil sie reden hörten, ohne einen fremden Menschen unter sich zu sehen. Die Wirthin, eine herzhafte Frau, fasste zuerst wieder Muth und sprach mit Zittern und Zagen: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn! Wer hat hier gesprochen?"

„Der schlechte Niemand, wer sonst?" brummte Hans Michel leise vor sich hin.

„Seht ihr mich denn nicht?" schrie jetzt der alte Geizhals mit aller Gewalt; aber es sah ihn keine Seele, denn, seit er den Stein aus des Wiedehopfs Nest am Halse trug, konnte er durchaus nicht mehr bewirken, daß er wieder irgend sichtbar wurde, außer, er hätte den Stein gänzlich und für immer von sich geworfen; — das hatte ihm der Wiedehopf als Bedingung gesagt, als er den Stein fand, und hatte ihn auch treulich vor allen Verdrießlichkeiten gewarnt, die ihm allenfalls aus seiner Unsichtbarkeit erwachsen könnten. — Aber der habsüchtige Geizhals hatte nicht darauf geachtet, und wollte auch jetzt, um einer so geringfügigen Ursache willen, sich des kostbaren Steines nicht für immer entäußern, sondern schlich sich still aus dem Wirthshause fort, natürlich ohne seine Zeche zu bezahlen und dachte:

„Haſt mich nicht geſehen, wirſt mich auch nicht ſehen.“ Er beſchloß, auf gut Glück die Straße zu verfolgen, um den Knaben ohne Gnade und Barmherzigkeit aufzufinden. —

Allmälig merkte der Knabe nun auf ſeiner Wanderſchaft, daß, wo er auch immer Nachtquartier hielt, alle Morgen unter ſeinem Kopfkiſſen ſieben funkelnagelneue Kremnitzer Dukaten lagen, und obwohl er ſich das nicht erklären konnte, ſo machte er ſich doch den Umſtand ſelbſt zu Nutzen, gab, wie ein kluger Hauswirth, wenig aus, und hob das Erſparte ſorgfältig auf, um es bei irgend einer Gelegenheit als runde Summe nützlich anwenden zu können. Er hatte auf dieſe Art bereits fünfzig ſchöne Kremnitzer Dukaten zuſammengeſpart, als er, noch immer in denſelben ſchlechten Kleidern, in denen er aus dem Hauſe des Geizhalſes fortgegangen war, in eine hübſche kleine Stadt kam und in dem Wirthshauſe um Nachtquartier bat. Der Kellner, der ſo ſtattlich gekleidet war, wie ſich nur irgend ein Graf oder Baron tragen kann, ſah ihn vom Kopf bis zu Fuß an, und ſagte ihm dann: „Solches Bettelgeſindel wird bei uns nicht angenommen.“ Der Knabe lachte heimlich und ging um ein Haus weiter. Dort war wieder ein Wirthshaus, und er erhielt wieder dieſelbe Antwort. So ging er wieder um ein Haus weiter. Und ſo mußte er die Runde durch das ganze Städtchen machen, bis er endlich in eine kleine ärmliche Schenke kam, wo man ihn mit ſehr betrübten Geſichtern aufnahm; denn der Hausvater ſollte am

andern Morgen ausgepfändet werden, weil er seine vielen Schulden nicht bezahlen konnte. Daraus machte er und sein Weib gegen den Knaben kein Geheimniß; der aber fragte, wie hoch sich denn die ganze Schuld belaufe, und war innerlich sehr erfreut, als er hörte, daß sie nur siebenundfünfzig Dukaten betrage. Er beschloß bei sich, wenn er am andern Morgen aufstände, die sieben Dukaten, die er dann unter seinem Kopfkissen finden würde, zu den fünfzig dazu zu legen, die er schon erspart hatte, um die guten Leute am andern Morgen mit dem Frühesten durch die ganze Summe zu überraschen, die er ihnen alsdann zum Geschenk machen wollte.

Er legte sich frühzeitig zu Bette und schlief ein. Es träumte ihm gar viel Schönes und Wunderbares von dem goldnen Ei, das er noch immer besaß, und wie ein Heiligthum auf der Brust trug, so bunt und wirre durcheinander, daß es ihm bald vorkam, als ob er selbst wie ein winzig kleines Kind in dem Ei darinnen läge, bald auch wieder sich nur wie im Spiegel darin erblickte, im Spiegel zweier heller blauen Augen, in welchen er den Himmel zu sehen vermeinte. Da kam eine nie gefühlte Sehnsucht über ihn, und das Herz, auf welchem er das Ei trug, pochte ihm so mächtig und glühend, daß er im Traum nicht anders glaubte, als — die goldne Rinde, die gewiß ein köstliches Kleinod umschließe, müsse zerschmelzen, — er wußte nur nicht recht, ob durch die Glut, die in seinem Herzen brannte, oder ob im Kern des goldenen Eies nicht vielleicht ein geheimnißvolles Feuer eingeschlossen sei, welches mächtige Strahlen, wie Pfeile aussandte,

die ihm in's Herz drangen, und alle Pulſe ſeines Körpers wie Blutſtröme durchbrauſten.

Inzwiſchen war es längſt dunkel geworden und Nacht, da pochte es draußen an der Thüre des Wirthshauſes, und der Hausvater und die Hausmutter fuhren vom Schlafe auf und ſprachen zueinander voll Angſt: „Frau, haſt du's gehört? — Mann, haſt du's gehört? — das iſt am Ende gewiß unſer arger Gläubiger, der uns ſchon vor drei Wochen in einem Brief ſo arg mahnte, der alte Geizhals, der ſieben Tagereiſen von hier wohnt und uns auf morgen früh mit der Pfändung gedroht hat. Was machen wir nun? Was können wir nur Vernünftiges anſtellen? Wir müſſen ihm am Ende doch das Thor aufthun und ihn noch ſo ſpät hereinlaſſen, ſonſt ſpielt er uns morgen noch ſchlimmer mit." Nun ſtanden denn die guten Leute auf, gingen zur Thür und fragten durch's Schlüſſelloch hinaus: „Wer iſt draußen?"

„Ich bin's, macht nur auf, ihr werdet mich ſchon kennen!" erwiederte draußen eine rauhe, abſcheuliche Stimme.

„Ja, er iſt's wahrhaftig!" riefen mit Sorgen und Entſetzen die beiden armen Eheleute, „aber was iſt zu thun? Wir müſſen ihm doch aufmachen."

Nun ſchloſſen ſie die Thüre auf und leuchteten mit der Laterne hinaus, ſahen aber nichts.

„Ei, was iſt denn das?" ſprachen der Mann und die Frau unter ſich, „wir haben den alten Geizhals ja ganz deutlich an der Stimme erkannt, und doch ſehen wir ihn jetzt nirgends! Er

treibt doch ſonſt keinen Spaß, weil er überhaupt nicht Spaß verſteht, beſonders was den Zahlungstermin betrifft; auch iſt hier kein Platz, wo er ſich etwa verſtecken könnte. Iſt denn Niemand hier?" riefen ſie laut hinaus, und es antwortete ihnen, aber hinter ihrem Rücken — ſchon im Hauſe drinnen, die Stimme des unſichtbaren alten Geizhalſes: „Freilich bin ich da, ſchließt nur immer die Thüre zu, bin ſchon drinnen."

„Wo denn?" fragten die beiden Eheleute, denen es anfing zu kruſeln.

„Hier!" erwiederte in der Stube der alte unſichtbare Geizhals, „wenn ihr mich auch nicht ſehet, ihr werdet mich ſchon fühlen."

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu, ſprach der Mann, „wer kann denn hier geſprochen haben?"

„Ach, Poſſen!" erwiederte die Frau, „wer wird's anders geweſen ſein, als der ſchlechte Niemand; wir haben uns eben viel geſorgt den ganzen Tag über, und darum wird es uns blos ſo vorgekommen ſein."

„Der ſchlechte Niemand? der ſchlechte Niemand? — brummte der unſichtbare alte Geizhals. „Nun, wartet, ihr vergantetes nichtsnützige Geſindel! Die Beleidigung, daß ihr mich den ſchlechten Niemand heißt, die ſchreib' ich euch zu euren übrigen Schulden auf eine Rechnung. Es iſt, um die Kränke zu kriegen; überall, wo ich hinkomme, heißen mich die blinden Heſſen den ſchlechten Niemand, und ich muß dieſe Beleidigung ſo mir nichts dir nichts einſtecken. Na, wartet nur! Ihr ſollt

den ſchlechten Niemand noch kennen lernen. Donnerwetter noch einmal! mich den ſchlechten Niemand zu heißen! Die Ohren gellen mir ordentlich, weil ich überall, wo ich nur hinkomme, mit dieſem ſaubern Titel empfangen werde, und wie ein Sündenbock muß ich alle Schlechtigkeiten auf mich nehmen. Mich den ſchlechten Niemand zu heißen! Nein, es iſt wirklich nicht zum Aushalten! Ich bin nicht der ſchlechte Niemand, ich will nicht der ſchlechte Niemand ſein, ich will euch ſchon zeigen, daß ich Jemand bin und nicht der Niemand. So geht's, wenn man ſein Geld mit zehn billigen Prozenten wieder fordert, gleich heißt man ſchlecht, und der Niemand noch obendrein."

So polterte er noch lange Zeit fort, und die guten armen Eheleute wußten wahrhaftig nicht mehr, wo ihnen der Kopf ſtände; ſie glaubten, es ſei wenigſtens das jüngſte Gericht gekommen, und faßten ſich wechſelſeitig an der Naſe, und da ſagte der Mann: „Liebe Frau, iſt das wirklich deine Stumpfnaſe?" — Und da ſagte die Frau: „Ja freilich iſt ſie's, lieber Mann; aber ich bitte dich, drücke nicht ſo ſtark daran und ſage mir, ob das Ding da, mitten in deinem Geſichte, auch wirklich deine Naſe iſt, meines lieben Mannes erkleckliche Naſe?" — Und da ſagte der Mann: „Ja, liebe Frau, es iſt dieſelbe Naſe, an der du mich ſo oft geführt haſt; aber, Gott ſei Dank! ich erkenne daran, daß wir Beide noch leben, und das iſt ein großes Glück für uns, — nein, ein großes Unglück wollt' ich ſagen, denn, wenn wir Beide geſtorben wären, ſo brauchten wir uns jetzt nicht ſo zu ſorgen."

Während ſie noch dieß und das untereinander ſprachen, war der unſichtbare alte Geizhals, der nicht blos gekommen war, um den andern Tag ſeine Schuld einzukaſſiren, ſondern auch deßhalb, weil er erfahren hatte, daß der Knabe ſich in dieſem Wirthshaus befinde — in die Stube des Knaben hinaufgegangen, wo dieſer ſchlief, und die wunderbarſten Träume hatte.

„Nun hab' ich ihn endlich erreicht!“ ſprach der alte Geizhals mit beshafter Schadenfreude; „nun will ich ihm auch ſchnell, ſo lang er noch ſchläft, das goldne Ei wegnehmen, und ihm dann, weil er ohne das Ei eben ſo verwundbar iſt, wie jeder Andere, ohne viel Federleſens die Gurgel abſchneiden.“

Er zog nun ein ſcharfes Meſſer hervor und legte es auf den Tiſch, der neben dem Bette ſtand; dann griff er ſchnell nach dem Knaben, ſuchte in deſſen Kleidern und fand wirklich das goldene Ei.

Der Knabe aber fühlte mit Grauſen und Entſetzen die eiskalte Hand des Böſewichts, der ihm das goldne Ei ſtehlen wollte, welches ihm doch die gute Fee geſchenkt hatte, und der ebendrein geſonnen war, des armen Knaben unſchuldiges Blut zu vergießen. Auch dachte er in demſelben Augenblick, da er erwachte und die Hand des alten Geizhalſes erfaßte, daran, daß, wenn er ſterben müßte, die armen Leute das Geld gewiß nicht bekämen, und erinnerte ſich zugleich daran, daß ihm ja die Fee die rettende Feder geſchenkt habe. Alſo rupfte er ſehr gewandt, ohne die Hand des alten Böſewichts loszulaſſen, ein Härchen aus dem Bart der Taubenfeder, und in demſelben Augenblicke,

als er es gethan, erſchien auch die Fee in einem lichten Wolkenglanze, der die ganze Stube erfüllte.

Die ſchöne gute Fee ſah kaum die Gefahr des armen Knaben, den ſie gar liebgewonnen hatte, als ſie auch ſich nicht lange beſann, und mit den Worten: „Eh' daß ich zugebe, daß dir ein Leid geſchieht, ſoll lieber meine Tochter ſterben, die in das goldne Ei verzaubert iſt," — das ſcharfe Meſſer vom Tiſche nahm, und das Ei mitten durchſchnitt.

Als ſie dieß gethan, lag ein wunderſchönes Mägdlein mit einem blutigen Streif um den Hals, mit einem ſilbernen Bogen und ſilbernen Pfeilen im Arme, todt zu den Füßen des Knaben, und zwei Schlangen ringelten ſich drohend gegen die Fee empor, welche ſich der Thränen um ihr getödtetes Töchterlein doch nicht erwehren konnte.

Da brach dem armen Knaben vor Mitleid ſchier das Herz, er fühlte ſich ſtark wie ein Mann, rief: „So lang' ich lebe, ſollen dir die Schlangen kein Leid anthun, du gute Frau," und ergriff raſch beide Schlangen und erdrückte ſie wie mit Rieſenkraft. Als er aber dieß gethan, ſo richtete ſich plötzlich das getödtete Mägdlein wieder auf, wurde lebendig und reichte dem Knaben ihren ſilbernen Bogen mit den Pfeilen. Dann ſprach ſie: „Jetzt ſchieße dem alten Geizhals mitten in's Herz hinein."

„Nein, das thu' ich nicht," ſprach der Knabe; – „auch ſehe ich ihn nirgends mehr; er wird wohl, bevor deine Mutter kam, und der Rieſenglanz mein dunkles Kämmerlein erleuchtete, gewiß

die Flucht ergriffen haben.“ Es iſt ja nur der ſchlechte Niemand,“ erwiederte das Mädchen lächelnd.

„Ja ſo!“ ſprach der Knabe beruhigt, „den ſchlechten Niemand will ich wohl erſchießen, und überhaupt Alles thun, was du verlangſt, du holdes Mädchen, denn ich bin dein eigen für immerdar. Nur muß dem alten Geizhals, ſo ſchlecht er iſt, nie von euch Beiden ein Leid geſchehen, denn, wenn er mich auch hart gehalten hat, ich will's ihm von Herzen verzeihen. Aber wo iſt der ſchlechte Niemand?“

„Hier bin ich!“ rief kläglich der unſichtbare alte Geizhals, „ſchieße nicht, du goldner Knabe, du tödteſt mich ja ſonſt.“

„Nein, das will ich wahrhaftig nicht,“ ſprach der Knabe, indem er den ſilbernen Bogen ſinken ließ, „tödten will ich dich nicht.“

„Sei kein Thor, Alter!“ rief das Mädchen mit lieblicher Stimme, wenn der Knabe dich trifft, ſo erlangſt du ja deine Geſtalt wieder, und biſt allen Leuten ſichtbar.“

„So? wirklich?“ erwiederte halb freudig, halb kläglich der unſichtbare Geizhals, „das wäre ja herrlich, und dann ſchimpft mich gewiß auch Niemand mehr den ſchlechten Niemand? Und dann würden mich ja die Leute wieder erkennen, wenn ich komme, meine Schulden einzukaſſiren — aber, halt, da fällt mir etwas bei! Das mit dem Schießen iſt noch ſo eine Sache! Der ſilberne Pfeil könnte doch gewiſſermaßen etwas tief in's Fleiſch gehen! Und dann hat mir ja auch der Wiedehopf verſichert, daß ich wieder ſichtbar würde, wenn ich nur den Stein auf immerdar von mir wärfe.“

„Ganz recht!“ fiel ihm die Fee in's Wort, „ſo lang' das goldne Ei nicht zerſchnitten war, aber jetzt, da das Ei zerſchnitten iſt, an welches ſich auch die Zauberkraft des Steines knüpfte, der nunmehr von deiner Bruſt verſchwunden iſt, jetzt gibt es kein anderes Mittel mehr, damit du wieder ſichtbar werdeſt, als daß der Knabe dich mit dem ſilbernen Pfeile treffe.“

Der alte Geizhals fühlte ſich ängſtlich an die Bruſt und entdeckte wirklich, daß der Stein an ſeinem Halſe verſchwunden war; da kniete er denn in Todesangſt nieder, was der Knabe freilich nicht ſehen konnte, und bat kläglich: „Süßer, goldner Knabe! ach, ſei doch ſo gut und ſchieß nur zu, aber mach's nicht zu arg!“

Nun ſchoß der Knabe wirklich, und in demſelben Augenblick ſprang auch der alte Geizhals, in ſeiner vollkommen ſichtbaren, nichts weniger als liebenswürdigen Geſtalt, von den Knien auf und hatte den ſilbernen Pfeil noch im Herzen. „Ach!“ rief er, „nun bin ich doch nicht mehr der ſchlechte Niemand, und will auch alſogleich die Wirthsleute wecken, daß ſie mich bezahlen, ſonſt —“

„Gemach! gemach!“ unterbrach ihn der Knabe, „hier ſind die ſiebenundfünfzig Dukaten, aber ich bitt' euch, macht ſchnell, daß ihr wieder nach Hauſe kommt, und ſtört die Wirthsleute nicht aus dem Schlafe.“

Der alte Geizhals ſackte das Geld ſchnell ein und rannte, was er konnte, fort mit den Worten: „Das iſt Alles Teufelsſpuck, und in meinem Leben will ich von meinem Vetter keine

Verengaben mehr verlangen. „Ich bin nur froh, daß ich nicht mehr der ſchlechte Niemand bin.“ Er machte ſich aus dem Staube, und vergaß, der liſtige Geizhals, recht mit Vorbedacht, der Fee den ſilbernen Pfeil wieder zurückzuſtellen. „So hab' ich doch noch etwas,“ dachte er im Nachhauſegehen; aber, als er in der nächſten großen Stadt den Pfeil zu einem Silberarbeiter tragen wollte, um ihn für baar Geld zu verhandeln, da lachte ihn der Silberarbeiter tüchtig aus und fragte ihn, ob er verrückt ſei, daß er ihm eine Lilie als einen ſilbernen Pfeil verkaufen wolle? Und nun ſah er auch wirklich zu ſeinem großen Schrecken, daß er ſtatt des Pfeils blos eine ſchneeweiße wunderſchöne Lilie in der Hand hatte. Er warf ſie voll Wuth zu Boden, ſchimpfte in Gedanken tüchtig auf die Fee, ſchämte ſich und ging nach Hauſe.

Die Fee aber nahm die beiden goldenen Hälften des Eies, welche ſich auf den Häuptern der Schlangen in ſchöne funkelnde Krönlein verwandelt hatten, und ſetzte ſie, ſowohl dem Knaben als ihrer Tochter auf's Haupt. „Komm' mit mir, du guter Knabe,“ ſprach ſie zu ihm, „und herrſche von nun an mit meiner Tochter, Hand in Hand, in meinem Reiche.“

Nun ſetzten ſich Alle in die ſchimmernde roſige Wolke und fuhren davon. Und als der Knabe groß geworden war, heirathete er das Mädchen und ward König, und wenn er nicht geſtorben iſt, ſo lebt er noch.

Vom kleinen Käthchen.

Klein Käthchen irrt im Wald umher; ſie weiß nicht mehr, wo aus, wo ein; kein Sternenſchein, kein Mondenlicht, keine Menſchenſeele, die mit ihr ſpricht; ſie — mutterſeelenallein! „O, du armer Vater!“ ſo denkt das Kind (der alte Mann war ſeit Kurzem blind), du wirſt mich ſuchen; wer pflegt dich heut? biſt allein, wie ich; ach, die Mutter iſt weit, wohl ſchon bei dem Dokter in der Stadt. Sie glaubt, ich ſei zurückgegangen, und weiß nicht, daß ſie mich verloren hat. Nun wird's Nacht, und da kommen die Schlangen, die Eidexen und die Hexen, die raſcheln durch die Äſte ohne Blätter und machen Wetter, und wenn ſie mich finden, machen ſie mich am Ende auch erblinden. Da hört das Kind ein Rauſchen, — dem muß es unwillkürlich lauſchen — ein Regen und Bewegen, ein leiſes Klingen und Säuſeln und Singen, wie Glockengeläut' zum Oſterfeſt.

Aus einem Neſt guckt mit ſeinen großen Augen ein Rothkehlchen hervor: „Was geht da vor?“ — „Ach, Gott!“ ſagt das kleine Käthchen, — „ich bin ein armes Mädchen, das den Weg verlor; meine Mutter iſt weit fort und mein Vater iſt blind.“ — „Biſt auch fromm?“ fragte drauf das Vögelein; „dann komm' näher an den Strauch, denn nur die Frommen ſind hier willkommen und können auch die Dinge ſehn, die in dieſer Nacht geſchehn. Nun, meinetwegen — bleib', aber vergiß nicht den Abendſegen!“ — „Ei, beileib'!“ ſprach das Kind, „den vergeſſ' ich nie;“ und dann betete es laut: „Lieber Gott, o, ſieh' auf Vater und Mutter treu herab, und laß die Mutter den Weg zum Doktor finden, und meinen blinden Vater mach' wieder ſehen, Amen! Dein Wille ſoll geſchehen.“ Da ſah's, in ſich gebückt, an den Strauch gedrückt, auf einmal einen Silberſtrahl, der durch die Zweige drang, und bunten Geſang von den vieltauſend Vögelein hörte es zu allen den Knospen erſchallen: „Willkommen im Leben, du junges Grün! der Winter iſt hin, kommſt eben zurecht, denn Oſtern iſt nah'. Wir harrten ſo lang; doch nun biſt du da!“ Und der weite, weite Wald ward jetzt wie von tauſend Kinderſtimmen durchſchallt; es war das luſtige junge Laub, das aus den geöffneten Knospen drang und ſang; und Laub und Vögelein zuſammen ſtimmten dann ein einziges großes Loblied an. Und nun war's dem Kinde, als ſtünde der Wald in lichten Flammen; erſchrocken ſah's zum Rothkehlchen hinauf; das ſprach: „Sei getroſt; die Sonne geht auf; das iſt der Morgen. Nun biſt du bald geborgen. Ich will dir den Weg getreulich

weiſen; ich kenne ja hier herum jeden Weg und Steg. Darum ſag' mir: wo ſteht deiner Eltern Haus? „Ich will's ſchon finden!" — „Unter den drei Linden," ſagte das Kind, „und wenn die Störche nicht gar zu laut klappern, hört man die Mühlenräder klappern; der Müller iſt mein Pathe." — „Ob ich's jetzt errathe," rief das Vöglein vergnügt, „wo dein Elternhaus liegt! Das kenn' ich beſſer, wie du, und deine Eltern dazu. Sie haben mich ja vom Neſt aus auferzogen; bin ihnen aber doch davon geflogen, juſt wie deine Schweſter, die Marie!" — „Was? kennſt du auch die?" fragte das kleine Käthchen. — „Verſteht ſich," ſchwatzt Rothkehlchen; „die hielt mich ja in der Reſt und gab mir manchen Treſt, wenn ich die Flügel dehnte und mich in den Wald hinausſehnte." — „Ich habe die Schweſter nie geſeh'n," ſpricht das Kind; „erzähle mir geſchwind beim Geh'n von ihr, lieb' Rothkehlchen! die Eltern weinen noch oft um ſie und ſprechen immer von der frommen Marie." — „Sie iſt in einen Orden getreten und barmherzige Schweſter geworden" — erzählte das Vöglein und lachte klug in ſich hinein beim Flug, während klein Käthchen weiter ging, — „ich weiß ein Ding, doch behalt' ich's für mich, und ſage dir's nicht. Aber freuen werden ſie ſich!" — Es konnte aber doch für die Zeit das Schwatzen nicht laſſen, denn der Weg war weit und es freute ſich doch auch über die Maßen. „Du haſt mir geſagt, dein Vater ſei blind," ſprach's zu dem Kind, „nun will ich dir's unter uns nur geſteh'n: die Marie macht ihn wieder ſeh'n. Ich komme oft in den Garten des Hoſpitals, wo die barmherzigen Schweſtern, heute ſo treu wie

geſtern, und morgen wie heut', mit derſelben Treu' und Frömmigkeit der Kranken warten. Da hat mir's eine Baſe vertraut, die in dem Garten ihr Neſt gebaut und die Marie genau kennt. Es kommt noch Alles zum guten End'!" Klein Käthchen ſprach dazu ein Amen, und unter ſolchen Geſprächen kamen die Beiden vor's wohlbekannte Haus. Der Vater neigte ſich weit zum Fenſter heraus; denn er meinte aus alter Gewohnheit noch immer (a'rad als hätte ſein Aug' den alten Schimmer), er müßte Kind und Mutter von weitem erſpäh'n — und ſehn! „Nun gib Acht!" ſprach Rothkehlchen zum Mädchen, „bis heut' Abend, Käthchen, iſt Alles glücklich vollbracht." — Und richtig! es dauerte gar nicht lang', ſo hielt ein Wagen vor dem Haus; und wer ſprang heraus? die Mutter mit der Marie. Der Vater durft' es nicht wiſſen, daß die eigentlich der Dokter ſei, und Marie ſprach kein Wort, ſondern kam ihm mit ihrer treuen Hand an die blinden Augen gewandt; da ſchrie er auf einmal: „Ich ſeh' einen Strahl!" und der böſe Staar flog fort und er ſah. Das geſchah am heiligen Oſtertag, wo alle Welt ſich freuen mag, Laub, Gras und Thier, Mann, Weib und Kind, daß Tod und Nacht überwunden ſind. „Hab' ich's nicht prophezeiht?" rief das Vögelein froh, „es kommt richtig ſo! Und 's iſt auch eingetroffen. Man muß nur treulich hoffen auf Den, der über Alle wacht! Doch, die Schweſter Marie muß jetzt wieder nach Haus, und ich auch in den ſchönen Wald hinaus; lebt wohl, ich hab' viel zu beſtellen. Ich rufe alle Geſellen, die ganze Verwandtſchaft ruf' ich auf: kommt mit zu Hauf'; wir wollen die Schweſter Marie begleiten,

ein Dutzend Vögelein ihr zu Seiten, ein Dutzend voran, ein Dutzend hinter ihr her, ſo fliegen wir Alle und ſtimmen an und ſchmettern's hinaus, und bringen die Schweſter glücklich nach Haus. Die Lieb' iſt der Frühling, die Lieb' iſt das Leben; gleich reichlich will Allen der Frühling ſich geben; ein vollhältig Herz, das für Alle ſich gibt, das iſt's, das in Allen den Ewigen liebt. Die Lieb' iſt der Tag, und der Tag gibt das Licht; o, wer freut ſich am Licht und vergönnt' es doch nicht den anderen all', die's entbehren? den Frühling der Liebe in Ehren!"

Schmalhanns, Küchenmeiſter.

Es war einmal ein König, der hatte einen Küchenmeiſter und der hieß Schmalhanns. Nun wollte der König, der ein guter alter Mann war und einen großen runden Bauch hatte, lauter gute Biſſen eſſen; „denn wozu hätte ich mich denn mein ganzes langes Leben mit Regieren und Kriegführen geplagt, wenn ich jetzt nicht gute Tage haben ſollte?“ das war immer ſein Reden. Sein Küchenmeiſter aber, der Schmalhanns, der dachte: „Wozu ſoll ich mich denn ein langes Leben hindurch plagen, wenn ich nicht auch ſo einen großen runden Bauch bekomme, wie der König? Der iſt ein alter Mann, und dem kann's am Ende noch ſchlecht bekommen, wenn er immer ſo zunimmt; aber ich bin mager wie ein Häring und mir könnt' es am Ende noch übel bekommen, wenn ich immer an ſo abnähme.“ So dachte

Schmalhans, der Küchenmeiſter, und da ſchnitt er denn dem König immer ſchmälere Biſſen, und ſich ſelbſt immer breitere; der König aber war ein guter Mann, der an gar nichts Arges dachte, ſondern blos: „das iſt aber doch ſeltſam, wie ich in meinen alten Tagen immer beſſeren Appetit bekomme.“ Das Ding wurde ihm aber doch gar zu arg und bedenklich, und ſo fragte er denn eines Tages ſeinen Leibarzt, woher es denn komme. Der Leibarzt, der ein guter Freund des Küchenmeiſters war, fühlte ihm den Puls, zog gar lang die Augenbraunen in die Höhe und ſprach dann: „Durchlauchtigſter Herr! das will ich Euch in Wahrheit ſagen: das kommt daher, weil Euer Küchenmeiſter Euch von einem Tag zum andern immer größere Portionen aufträgt; Ihr merkt das aber nicht und eſſt alles miteinander im guten Glauben hinein, als wär's noch ſo wenig und für einen Spatzen genug. Nun ſeht: das iſt ein beſonderes Zeichen der menſchlichen Natur, was ich verkündigen will. Der größte Schelm, den Ihr habt und der Euch betrügt, iſt Euer Magen. Je mehr Ihr ihm gebt, um ſo mehr ſtellt er ſich an, als hätt' er zu wenig bekommen, und da gebt Ihr ihm denn immer noch mehr, und werdet's ſo lange treiben, bis er Euch unter die Erde gebracht hat.“ — „Schau', ſchau',“ ſagte der König verwundert, „das hätt' ich von meinem Magen nicht gedacht, ich hätte ihn eher für einen ehrlichen Kerl gehalten; aber was glaubt Ihr denn, daß ich jetzt anfangen ſoll?“ — „Ja, das wird eine langwierige Kur werden,“ verſetzte der Leibarzt, „und ich weiß nicht, ob Ihr genug Geduld habt, um ſie auszuhalten?“ — „O, warum

denn nicht?" ſprach der König, „ich will's probiren" — „Nun, gut," ſagte drauf der Leibarzt, „ſo ſteht mir ja darauf, daß Ihr von Allem, was auf Eure Tafel geſetzt wird, bei Leibe nur die Hälfte eßt!" — „Ja, wie ſoll ich denn das ſo genau berechnen?" fragte der König. „Es iſt freilich ſchwer," meinte der Leibarzt, „aber da fällt mir juſt ein gutes Mittel ein. Wißt Ihr was, gnädiger Herr, Ihr müßt einen weiſen und aufrichtigen Mann jeden Tag mit Euch eſſen laſſen, der auf Eure Geſundheit Acht gibt!" — „Ja, wo find' ich den?" fragte der König. „Es iſt freilich ſchwer," meinte der Leibarzt; „aber da fällt mir juſt Einer ein. Weil ich nämlich Euer Leibarzt bin, ſo kann das Niemand ſo gut beſorgen, wie ich, und einen treueren Mann könnt Ihr im ganzen Lande nicht finden." „Topp!" ſagte der König; „das iſt ſehr ſchön von Euch, und das will ich Euch nie vergeſſen." So aßen nun der König und der Leibarzt jeden dritten Tag ſelbander, und der Küchenmeiſter, der für Drei kochte, nämlich für ſich ſelber auch, trug jeden Tag die beſten Biſſen auf, die dem Leibarzt am liebſten waren; der Leibarzt aber aß aus lauter Beſorgniß für den König, damit der den Appetit verlöre, nocheinmal ſo viel, als ſein Theil war. Was geſchah nun aber? Denkt euch: der König bekam noch mehr Appetit, der Leibarzt aber, dem er das klagte, ſagte: die Schuld müſſe lediglich an Schmalhanns, dem Küchenmeiſter, liegen, daß der noch mehr koche, als vorher. Alſo ließ der König den Küchenmeiſter kommen und fragte ihn ſtreng aus; der verſicherte aber: er koche nicht mehr als vordem. „Ja, wenn das iſt," meinte jetzt der

Leibarzt, „dann hat Eure Krankheit zugenommen, gnädigſter Herr, und dann habt Ihr das Übel, was wir Gelehrte den Weltſhunger nennen. Dafür weiß ich wieder keinen Rath, als daß Ihr Schmalhanns, den Küchenmeiſter mit uns Beiden miteſſen laßt.“ „Gut!“ ſagte der König, — „der Schmalhanns ſoll miteſſen,“ und befahl es ihm alſogleich an. Als nun Schmalhanns, der Küchenmeiſter, dieſen Befehl vernahm, that er einen Fußfall vor dem König und ſprach: „Großmächtigſter König! zürnet mir nicht, wenn ich Euch ſage, daß ich das gar nicht thun kann; denn mein Magen verträgt gar nichts, als einen Löffel Suppe ohne Gewürz für den ganzen Tag, nicht mehr und nicht weniger, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann und Euer Majeſtät allergetreueſter Diener bin, und es würde mir ſehr ſchaden, wenn ich mehr äße.“ Nun wurde aber der König ernſtlich böſe und ließ ihn alſo hart an: „Was? du Schelm, du wagſt es, dich meinen allergetreueſten Diener zu nennen, und willſt nicht einmal für mich eſſen? Iſt das dein Patriotismus, daß du dich für meinen Magen aufopfern willſt? Sieh', wenn ich ein Tyrann wäre, ſo wollt' ich dich ſchon zwingen, daß du meinen Befehl erfüllteſt; aber ich hab' ein gar zu gutes Herz und will's mit dir auf eine andere Art verſuchen. Ich geb' dir eine Zulage von hundert Gulden jährlich, wenn du mit mir und dem Leibarzt eſſeſt; wenn das nicht benett iſt, ſo weiß ich nicht, was benett iſt.“ Darauf ging nun Schmalhanns der Küchenmeiſter ein, und alſo hatte er hundert Gulden jährlich als Zulage zu ſeinem Gehalt, lebte wie vor und eh', daß ſich bei dem König ſatt, und ſchickte

alle die guten Biſſen, wie er ſelbſt früher ſie in der Küche
hatte ſchmecken laſſen, ſeiner Frau heim. Das war gut; a
über eine Weile wurde des Königs Krankheit immer ärger
der Leibarzt, den er wieder fragte, meinte, der Küchenmeiſter
zu wenig an der Tafel des Königs. Da ihn nun dieſer deſſh
zur Rede ſtellte, betheuerte Schmalhans, der Küchenmeiſter,
ſeiner armen Seele: „Er könne nicht mehr eſſen, als er wirk
eſſe; denn, äße er einen Biſſen mehr, ſo würde es ihn umbringe
„Nein, das verlang' ich nicht," ſagte der König, aber was mac
wir?" Darauf ſprach nun der Leibarzt: „Gnädiger Herr!
wahr ich ein ehrlicher Mann bin, kann ich Euch verſichern,
Schmalhans der Küchenmeiſter Alles thut, was er kann,
daß Eure Krankheit ſo über alle Begriffe im Zunehmen iſt,
ſie Euch unter die Erde bringen kann, wenn Ihr nicht noch
manden an Eurer Tafel miteſſen laßt." „Ja, aber wen den
fragte der König; „es muß ein robuſtes Menſchenkind ſein."
„Freilich," ſagte der Arzt, „aber ehrlich dabei, wie wir Zu
ich und der Küchenmeiſter!" „Nun, ſo ſchafft mir einen ſolche
befahl ihm jetzt der König; „da habt Ihr Geld; ich muß ei
Miteſſer haben, koſte es, was es wolle." „Ich will mir alle
denkliche Mühe geben," verſetzte der Leibarzt, „um eine ſo
Perſon zu finden." Und wirklich kam er alſobald mit ein
jungen Menſchen wieder, der ganz das Ausſehen hatte, als
es ihm nicht drauf ankäme, für ſich ſelber und noch für
Menſchen zu eſſen. „Das iſt der junge Menſch, ſagte der Le
arzt zum König, — „aber es hat eine eigene Bewandtniß

ihm.“ „Was? Will er nicht miteſſen?“ fragte der König bekümmert. „Ja und nein, Euer Majeſtät,“ verſetzte der Leibarzt; „das Ding hängt ſo zuſammen. Es iſt ein Vetter von Euer Majeſtät getreuem Küchenmeiſter, dem Schmalhanns, aber Ihr müßt wiſſen, daß er für höhere Dinge geboren iſt. Er hat ſtudirt und kann nächſtens ſein Glück machen im Staatsdienſt; aber, wenn er bei Euer Majeſtät zu viel ißt, ſo ſchießt ihm das in den Kopf, wie wir Gelehrten ſagen, und dann iſt's aus.“ „O, wenn's weiter nichts iſt,“ erwiederte der König, „dann weiß ich ſchon guten Rath. Sagt einmal, Leibarzt, was will denn der junge Menſch eigentlich werden?“ „Er hat ſich dem Finanzfach gewidmet,“ verſetzte der Leibarzt, „und möchte es einmal bis zum Finanzdirektor bringen.“ „Gut,“ ſagte der König, „wenn er ſich unter ſo bewandten Umſtänden für ſeinen Herrn aufopfern will, ſo mach' ich ihn jetzt gleich zum Finanzdirektor, aber miteſſen muß er.“ Alſo geſchah's denn auch, und der junge Menſch war nun Finanzdirektor und aß herzhaft mit; aber der König ward von Tag zu Tag hungriger.— „Leibarzt,“ ſprach er eines Tages zu dieſem, „das nützt Alles nichts. Was machen wir jetzt?“ — Was war zu machen? Der neue Finanzdirektor brachte einige Brüder und Neffen und Vettern und Schwäger zum Miteſſen, um das Übel mit Einem Schlag radikal zu kuriren,— ſo meinte der Leibarzt. Und ſie aßen Alle ganz prächtig auf des Königs Wohl; der aber ward immer hungriger und am End' auch immer matter, daß es ein wahrer Jammer war, ihn anzuſehen. Endlich wurde er dabei ungeduldig und ſagte: „Ich will auch

Land reiſen, und zuſehen, ob mich draußen Einer kuriren kann.“ Da bekamen der Leibarzt, Schmalhanns der Küchenmeiſter, und ſeine Verwandten keinen geringen Schrecken und ſuchten es ihm auszureden. Aber der König, der jetzt ſchon an die zwanzig Miteſſer oder drüber an ſeiner Tafel hatte, ließ ſich's nicht ausreden, und ſo mußten ſie ihn denn gewähren laſſen, ob ſie wollten oder nicht. Er ſetzte ſich in einen Wagen, ganz allein, fuhr aus der Stadt und kam in einen großen, himmelgroßen Wald, der gar kein Ende nahm. Es war ſchon Nacht, und der Kutſcher wußte nicht mehr, wo aus und ein. Da ſtieg der König aus und ſagte ihm: „Weißt du was? Haſt du ein Stück Brod, ſo gib mir's, und wenns mein Tod wäre. Ich habe da drinnen im Wald ein Licht geſehen, und will hinein in's dichte Gehölz, wo du doch nicht fahren kannſt, dem Lichte zugehen, um ein Nachtquartier zu finden. Und du bleib' derweil bei den Pferden.“ Das war gut; der König ging alſo dem Lichte zu, und kam endlich zu einer Zelle, worin ein alter Einſiedler war, der ihn gleich aufnahm, ihm zu eſſen und zu trinken gab und ihm eine Streu zurecht machte. Dem klagte er nun ſeine Noth, und fragte ihn, ob er, als ein alter Mann, nicht Rath wiſſe, wie er ſeines Übels ledig werden könnte? Der Einſiedler beſann ſich eine Weile, und ſprach dann: „Wißt Ihr was, ich will Euch zu einem Mann führen, bei dem wir was Rechtes erfahren können, aber zuvor müßt Ihr Euer Kleid abthun, und da hinten hab' ich noch ein altes von mir, das zieht an.“ — „Ei, warum denn?“ fragte der König verwundert, und der Einſiedler erwiederte ihm darauf

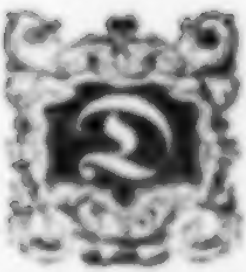
„Lebewohl, lieber Herr, weil Kleider Leute machen.“ Am andern Morgen, nachdem alle Beide ſich ausgeſchlafen hatten, gingen ſie fort, lange, lange durch den Wald und kamen endlich in eine Stadt, und in der Stadt in eine enge finſtre Gaſſe in ein armſeliges Haus, wo die Fenſter mit Papier zugeklebt waren; da gingen ſie hinein und kamen in eine dunkle räucherige Kammer, worin ein armer Mann ſaß, der eben einen Span angezündet hatte. „Was wollt Ihr?“ ſahe er die Beiden, den Einſiedler und den König, an, den er nicht kannte. Da ſagte der Einſiedler: „Wir ſind hungrig und möchten um Gotteswillen ein Stück Brod.“ Der arme Mann lachte darauf ſo grauſig, daß es dem König durch Mark und Bein fuhr, nahm ihn dann bei der Hand, und führte ihn an die Schwelle einer Nebenkammer, in die er hinein leuchtete. „Seht,“ ſprach er, „da habt Ihr ein Stück von Schmalhans, dem Küchenmeiſter.“ Und wie der König hineinſah, gewahrte er, daß ein todtes Kind in der Kammer lag. „Ja, was iſt denn das?“ fragte er, „und wie ſoll denn der Schmalhans gethan haben?“ Der arme Mann aber verſetzte drauf: „Seht, Herr, das iſt mein Kind, und das Kind iſt verhungert! Und wenn Ihr wiſſen wollt, warum es verhungert iſt, ſo will ich Euch nur ſagen, weil ſie mich um den letzten Laib Brod und um mein Arbeitszeug gepfändet haben; und warum ſie mich gepfändet haben, das will ich Euch auch ſagen, nämlich, weil ich die neue Steuer nicht habe bezahlen können. Und warum ſie die neue Steuer zu den alten ausgeſchrieben haben, das will ich Euch wieder ſagen, weil Schmalhans der Küchenmeiſter und

ſeine Verwandten, von Tag zu Tag mehr verſchlingen; nun aber verſchlingen ſie's im Namen des Königs, und alle müſſen wir's bezahlen, und alle verhungert man, lieber Herr. Und nun geht zu Schmalhanns Küchenmeiſter und laßt Euch von dem ſpeiſen, wenn Ihr hungrig ſeid!" „Was? mein Meiſter?" rief der König, „das wäre ja ganz erſchrecklich, wenn der am Ende das ganze Land für mich aufräße und ich müßte dabei doch verhungern?" Der alte Einſiedler aber drückte ihm den Finger auf die Lippen, und zog ihn fort aus der Kammer und aus dem armſeligen Hauſe. Als ſie aber draußen waren — es war ſchon Abenddunkel — ſprach er zu dem König: „Laſſet es mich einmal mit Schmalhanns, Küchenmeiſter und ſeinen Verwandten probiren, vielleicht geht's." Somit führte er den guten alten König in deſſen eigenen Palaſt (denn es war dieſelbe Stadt, worin er wohnte, aber er erkannte ſie nur nicht), ging mit ihm die ſchöne breite Treppe hinauf, die aus Marmor gebaut war, und führte ihn gerade in den Speiſeſaal hinein; da ſaßen gerade Schmalhanns und ſeine Verwandten beim Nachtſchmauſe, hatten die leckerſten Biſſen und tranken den beſten Wein, alles zum Wohl des Königs, der jetzt vor ihnen ſtand, ohne daß ſie ihn in ſeiner Verkleidung erkannten. Der Einſiedler aber hob nun zu ihnen an zu ſprechen: „Da ſind zwei arme Leute, geſtrenge Herren, die auch gern für den König eſſen möchten." Nun dachte der König nichts Anderes, als: Schmalhanns und ſeine Verwandten würden ſie höflich einladen, dieſen guten und löblichen Zweck auszuführen. Aber ſtatt deſſen ſagte Schmalhanns: „Packt euch

hinaus, ihr Bettelvolk, wir haben selbst schwer genug zu thun; Marsch!" — „Nun, nun," versetzte der Einsiedler, „so erlaubt wenigstens, ihr gestrengen Herren, daß wir zuerst das Scherflein niederlegen, das wir für des Königs Tafel mitgebracht!" Damit brachte er aus seinem Zwerchsack eine große Pastete hervor und stellte sie auf den Tisch. Schmalhanns Küchenmeister schnitt sie sogleich an, kostete davon und fand sie sehr köstlich zubereitet; hierauf aßen auch die Andern und Alle ließen es sich trefflich schmecken; nur fand Schmalhanns und alle seine Verwandten: sie sei zu scharf gesalzen. „Das mag sein," sprach jetzt der Einsiedler; „es ist aber auch das allertheuerste Salz daran, denn wißt, daß das, was ihr gegessen habt, mit den Thränen aller Hungernden gewürzt ist." Da ward Schmalhanns Küchenmeister plötzlich so weiß wie Kreide und konnte kein Wort mehr reden. Der Einsiedler aber fuhr fort: „Du wirst für ewige Zeiten wandern an allen Tafeln der Reichen, die das Salz nicht kennen, das du genossen hast, und wenn sie prassen, so stehst du hinter ihnen und sagst: „„Schmalhanns Küchenmeister ist da; gebt Acht, daß kein Kind verhungert! Schmalhanns Küchenmeister ist da und kommt wieder, wenn euer letztes Stündlein schlägt!"" Das sagst du ihnen! Und nun geh'!" Wie der Einsiedler das ausgesprochen, schritt Schmalhanns Küchenmeister stumm und blaß wie ein Verhungerter aus dem Saale; alle seine Verwandten aber und der Leibarzt waren auf einmal in Raben verwandelt und flogen ihm nach. Der gute alte König bat nun den Einsiedler, er möchte bei ihm bleiben; denn, obwohl

er jetzt kurirt sei und keinen Appetit mehr habe, so wär' ihm doch solch' ein Freund mehr noth, wie Gut und Geld. Aber der Einsiedler sprach: „Selbst ist der Mann!" und verschwand.

Vom Christkindchen.



Dießmal", sagte das Christkindchen, „will ich einem guten Kinde die allergrößte Freude machen, die es sich auf der Welt wünschen kann. Nun war der Schutzengel dieses Kindes recht neugierig und fragte das Christkindchen, was das für eine Freude sein würde? denn er freute sich schon jetzt darüber, gerade als ob sie dem Kinde schon zu Theil geworden sei. Das Christkind aber sagte ihm gar nichts davon und kam in das Zimmer, wo das Kind schlief. Es war nämlich ein Waisenkind und schlief mutterseelenallein, und das Zimmer war stockfinster. „Nun komme, lieber Schutzengel," sprach das Christkindchen, „hilf mir, wir wollen dem Kinde seinen Baum putzen." Da war nun der Schutzengel gleich emsig bei der Hand und legte ein Samenkorn hin. Das ging alsobald auf, wie das Christkindchen drauf hinsah, und wurde ein junges Bäumchen, und stockte

gleich die Zweiglein auseinander und nun wuchs das Bäumchen in die Höhe, daß es eine Freude war, immer höher, bis zur Decke des Zimmers hinan, und weil die zu niedrig war, so sah das Christkindchen hinauf, und da schien auf einmal der Himmel mit allen seinen Sternen in das Zimmer herein, und nun stand und leuchtete auf jedem Ast und Zweig des Baumes ein helles Sternlein. Der Schutzengel schwebte drum herum, hinauf und hinab, und hinab und hinauf, und hing die allerschönsten Sachen an den Zweigen auf, daß einem die Augen übergegangen wären, wenn man's gesehen hätte. „Aber was stecken wir denn oben hinauf, auf die Krone des Baumes?" fragte der gute Schutzengel, „daß mein Kind seine beste Freude dran habe?" — „Wart' nur," sagte das Christkindchen, „das wird es schon sehen." Nun weckte der Schutzengel das Kind vom Schlafe auf. Das rieb sich die Augen, wie es alle die funkelnde Pracht und Herrlichkeit sah, und jauchzte, und lief um den Baum herum, und hob die Händchen zum Haschen und Naschen in die Höh'! „Es kann nicht Alles erfassen, es ist gar zu klein," sagte das Christkindchen. Da nahm der Schutzengel das Waisenkind auf den Arm und hob es auf den Baum. Da stieg es nun von Ast zu Ast, und sah in die funkelnden Sternlein hinein, wollte damit spielen, und sah doch immer auf dem nächsten Ast über sich noch viel hellere und schönere. Und der Schutzengel und das Christkindchen schwebten immer um das Kind, wie es höher und höher stieg; der Schutzengel aber spannte seine Flügel und sein blitzendes Gewand weit aus, um das Kind zu schirmen, wenn es einen Fehltritt machte.

„Nun, was gefällt dir am beſten, und was möchteſt du denn am liebſten haben?“ fragte das Chriſtkindchen das Kind, „ſag' mir's nur, denn ſieh', du bekommſt es. Da war das Kind bis ganz an die Krone des Baumes hinangeklettert, und nun ſtreckte es auf einmal die Arme aus, und rief: „O, liebes Chriſtkindchen, das dort möcht' ich am allerliebſten haben!“ Es ſah nämlich weit, weit über ſich droben ſeinen Vater und ſeine Mutter, die ſo freundlich aus dem Himmel herunterſchauten und ihrem Kinde winkten. „So komme!“ ſagte das Chriſtkindchen; dabei faßte es das Waiſenkind an der Hand, und half ihm ſteigen, höher und höher, denn der Baum wuchs immer höher, bis in den Himmel hinein, und das Waiſenkind rief immer: „Die! Die!“ und ſtreckte die Händchen nach Vater und Mutter aus. Und endlich erfaßte es ihre Hände, die ſie ihm ſchon lang' entgegenſtreckten. Und nun zogen ſie es zu ſich in den Himmel hinein, und nun hatten ſie ſich und herzten und küßten ſich, und das Chriſtkindchen ſagte: „Nun ſollt ihr euch für ewig behalten.“

Wohlfeiles und nutzliches Lehrbuch der Wiſſenſchaften für Mädchenſchulen und Erziehungs-Anſtalten.

Bei **Guſtav Heckenaſt,**

Buchhändler in Peſth,

iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Encyclopädie

unentbehrlicher Kenntniſſe für Töchter aller Stände.

Kurzgefaßte Weltgeſchichte, Geographie, Mythologie, Naturgeſchichte, Anthropologie (Lehre vom Menſchen), Naturlehre, Rechenkunſt, deutſche Grammatik und Stylübungen. Zum Gebrauche für Mädchenſchulen und für den Selbſtunterricht.

Herausgegeben

von **Julius Schatter.**

Zweite, vielvermehrte und verbeſſerte Auflage. 12. Zwei Bände. Mit 28 Holzſchnitten und 17 color. Abbildungen. In Umſchlag geheftet 2 fl. C.M.

Die Nothwendigkeit einer zweiten Auflage ſpricht wohl deutlich genug für den innern Werth dieſer Sammlung, wie für den Anklang, den ſie im Publikum gefunden. Und in der That zeichnet ſich dieſe Encyclopädie auf das Vortheilhafteſte vor vielen andern ähnlichen Werken durch die kurze und doch ziemlich erſchöpfende, durch die leichte und doch gründliche Behandlung der einzelnen Wiſſenſchaftszweige aus. Das Weſentlichſte und Wichtigſte einer jeden Wiſſenſchaft wird kurz und bündig, klar und verſtändlich auseinandergeſetzt und hat ein Mädchen dieſe zwei Bände gut durchgelernt, — denn die Art und Weiſe, wie die einzelnen Wiſſenſchaftszweige behandelt werden, iſt, wie der Titel zeigt, zunächſt für Mädchen berechnet — ſie weiß genug für die

Converſation, ob dieſe nun im einfachen Bürgerzimmer oder im glänzenden Salone geführt werde. Die Wiſſenſchaften, welche behandelt werden, ſind: Weltgeſchichte, Geographie, Mythologie, Naturgeſchichte, Anthropologie, Phyſik, Arithmetik, deutſche Grammatik und Styl — Alſo dieſe Encyclopädie kann als ein recht gutes Schulbuch für Penſionen zu empfehlen, ſo iſt ſie noch empfehlenswerther für den Selbſtunterricht.

Ferner iſt daſelbſt erſchienen:

Weibliche

Berufs- und Umgangslehre.

Ein Leitfaden

beim

Schul- und Privatunterrichte für reifere Töchter

von

Guſtav Steinacker.

Gr. 12. Peſth, 1842. In Umſchlag geheftet.
24 kr. C.M.